

Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft

## Athenäum 8. Jahrgang

Jahrbuch für Romantik

Schöningh  
Paderborn [u.a.]  
1998

ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik



# ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik

8. Jahrgang 1998

Herausgegeben von

Ernst Behler † (Seattle) · Manfred Frank (Tübingen)  
Jochen Hörisch (Mannheim) · Günter Oesterle (Gießen)

**Ferdinand Schöningh**

Paderborn · München · Wien · Zürich



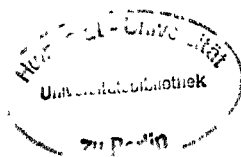
7-10-1

**Beirat:** Alexander von Bormann (Literaturwissenschaft), Okko Behrends (Rechts- und Staatswissenschaft), Wolfgang Frühwald (Literaturwissenschaft), Gerhard R. Kaiser (Komparatistik), Reinhardt Koselleck (Geschichte), Odo Marquard (Philosophie), Kurt Mueller-Vollmer (Sprachwissenschaft), Christian M. Schmidt (Musikwissenschaft), Hartmut Steinecke (Literaturwissenschaft)

**Redaktion:** Dr. Hans J. Jacobs

**Titelbild:**

Philipp Otto Runge,  
*Amaryllis formosissima*  
(vor 23.3.1808)




Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Athenäum: Jahrbuch für Romantik.* – Paderborn; München;  
Wien; Zürich: Schöningh.  
Erscheint jährlich. – Aufnahme nach Jg. 1. 1991  
ISSN 0940-516X

Jg. 1. 1991 –

Einbandgestaltung: Anna Braungart, Regensburg

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 1998 Ferdinand Schöningh, Paderborn  
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind  
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den  
gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des  
Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany. Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

ISSN 0940-516X  
ISBN 3-506-70958-5

zu = 29.10.98

# Inhaltsverzeichnis

Editorial Jochen Hörisch .....	7
--------------------------------	---

## *Abhandlungen*

Thomas Wirtz: „Vom Geiste der Speculation“: Hermeneutik und ökonomischer Kredit in Weimar .....	9
Hans Dieter Schäfer: Hoffmann am Fenster .....	33
Maximilian Bergengruen: Das Buch als Zwiebel und die Wiederbelebung des Begriffslehnens .....	57
Manfred Frank: Von der Grundsatz-Kritik zur freien Erfindung. Die ästhetische Wende in den <i>Fichte Studien</i> und ihr konstellatorischer Kontext .....	75
Peer Kösling: Die Wohnungen der Gebrüder Schlegel in Jena .....	97
Guido Naschert: August Ludwig Hülsens erster Beitrag zur philosophischen Frühromantik .....	111
Andreas Berger: Systemwandel zu einer „neuen Elementar- philosophie“? Zur möglichen Rolle von Carl Christian Erhard Schmid in der Entwicklung von Reinholds Elementarphilosophie nach 1791 .....	137
Ernst Behler: Die Geschichte der Friedrich-Schlegel-Ausgabe ..	211
Roland Borgards: Die Schrift, das Rätsel, der Mensch. Ludwig Tiecks William Lovell .....	231

## *Miszellen*

Klaus Hohlfeld: Experimente und Experimentierer. Mozarts „Cosi fan tutte“ und Goethes „Wahlverwandtschaften“ .....	253
Jochen Hörisch: Ein Romantiker in Schwabing. Carl Georg von Maassens bibliophile Sammlung in der UB München .....	261

*Buchbesprechungen*

Jörn Steigerwald: Tom Holert: Künstlerwissen .....	265
Roland Borgards: Heinrich Bosse/Harald Neumeyer: Da blüht der Winter schön .....	270
Harald Seubert: „Unendliche Annäherung“ Bemerkungen zu Manfred Franks monumentaler Rekonstruktion der Urgeschichte der philosophischen Frühromantik .....	274
Andreas Berger: Immanuel Carl Diez: Briefwechsel und Kantische Schriften. Wissensbegründung in der Glaubenskrise .....	286
Jochen Hörisch: Goethes bestes Buch: eine Romantik-Parodie .....	295

*Ideen-zirkulation*

Forschungsarchiv Romantische Anthropologie .....	299
Stéphane Michaud: Inhaltsverzeichnis von „Romantisme“ No. 95–98 .....	301
Anschriften der Mitarbeiter .....	305
In eigener Sache .....	307

## Editorial (Jochen Hörisch)

„Als Friedrich Schlegel in der Nacht vom 11. zum 12. Januar 1829 plötzlich starb ...“ so beginnt Ernst Behlers Vortrag über *Die Geschichte der Friedrich Schlegel Ausgabe*, der im vorliegenden Jahrbuch gedruckt wird. Am 16. September 1997 ist Ernst Behler, der zweifellos beste Kenner des Werkes von Friedrich Schlegel, plötzlich in Seattle gestorben. Der wohlgemute Schlußsatz seines Vortrages hat sich durch den Tod des knapp 70-jährigen nicht vollends erfüllt. „Ich war noch keine dreißig Jahre alt, als ich dies Unternehmen (einer kritischen Schlegel-Edition) begann, und als ich die Verleger der Ausgabe skeptisch fragte, warum sie in mich, ein unbeschriebenes Blatt, so viel Vertrauen setzten, verwiesen diese ganz pragmatisch auf meine Jugend, worin sie eine Hoffnung erblickten, daß dies Unternehmen im Gegensatz zu so vielen anderen Gesamtausgaben ausgeführt würde.“

Ernst Behler hat sein Lebenswerk beinahe vollendet. Die kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe liegt beinahe geschlossen vor. „In Kants Stammbaum der Urbegriffe“ fehlt nach Schlegels geistreicher Beobachtung „die Kategorie Beinahe“ (Lyceum-Fragment 80). Die Renaissance frühromantischer Denkmotive in den letzten beiden Jahrzehnten hat beinahe schwindelerregende Dimensionen angenommen. Dieser Renaissance ein philologisches und zugleich argumentatives Fundament zu verschaffen – das hat sich auch das vorliegende Jahrbuch zum Ziel gesetzt. Seine Beiträge (sie stammen zumeist, auch hierin dem Andenken Ernst Behlers verpflichtet, der stets Neuansätze und frühe Begabungen förderte, aus der Feder bzw. der Diskette junger Romantikforscher) zeigen, wie sehr in Jena, Dresden und Berlin um 1800 ein Denkgestus zur Diskussion stand, der sich auch heute radikale Befragungen gefallen lassen muß: ein Denkgestus, der glaubt, ohne die Abgrundkategorie einer Kritik der unreinen Vernunft auskommen zu können: beinahe.

Jochen Hörisch (Mannheim)



### Thomas Wirtz (Würzburg)

#### „Vom Geiste der Speculation“.

#### Hermeneutik und ökonomischer Kredit in Weimar

Der Bildungsreisende des 19. Jahrhunderts verläßt die ausgetretenen Kulturpfade Italiens und wählt als ertragreicheres Objekt von Weltwahrnehmung die Vereinigten Staaten. Es scheint deshalb eine nostalgische und wahrhaft epochemachende Geste des alten Goethe, diese Ablösung in der Präsentation zweier konkurrierender Tagebücher zu verdichten: Einem Besucher, der mit Interesse vom Amerika-Tagebuch des Sächsisch-Weimarischen Prinzen Bernhard gesprochen hatte, ließ er seine eigenen Aufzeichnungen von der Italienischen Reise holen und erwartete dessen Lob mit einiger „Koketterie“<sup>1</sup>. Noch einmal scheint die Umsetzung von klassischer Antike in humane Persönlichkeit die Oberhand über eine Beschreibung moderner Industrialisierung zu behalten, zumindest im Weimar des Jahres 1826 die Kultur über den Kommerz zu siegen. Doch die Antinomie von alter und neuer Welt, die man sechs Jahre vor Ende der Goethezeit an dieser kleinen Szene vergeblicher Selbstbehauptung festmachen wollte, ist falsch. Goethe selbst hatte Prinz Bernhard, dem 1792 geborenen zweiten Sohn von Carl August, zu dieser Reise geraten, lobte wieder-

<sup>1</sup> Sulpiz Boisserée notiert am 22. Mai 1826 in sein Tagebuch: „Der Alte [=Goethe] zeigt uns das Tagebuch des Herzogs Bernhard aus Amerika. Goethe bringt sein eigenes Tagebuch von der ersten italienischen Reise zum Vorschein, von musterhafter Gleichmäßigkeit, ohne Zweifel für den Herzog geschrieben, Koketterie des Alten bei dieser Gelegenheit.“ (Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodord Freiherrn von Biedermann ergänzt und hg. von Wolfgang Herwig, Bd. III/2, Zürich und Stuttgart 1972, S. 42) Die Aufzeichnungen wurden kurz danach auf Betreiben Goethes veröffentlicht: [Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach] Reise seiner Hoheit des Herzogs Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826, hg. von Heinrich Luden, 2 Bde., Weimar Jena 1828. – Eine kürzere englische Fassung dieses Beitrages habe ich im März 1997 auf dem Symposium ‚Weimar and the cultural studies‘ in Davidson/USA vorgestellt. Ich danke den Veranstaltern Burkhard Henke, Susanne Kord und Simon Richter für die freundliche Genehmigung, den deutschen Text an dieser Stelle zu veröffentlichen.

holt gegenüber Besuchern des Prinzen „attachment to America“<sup>2</sup> und zeigte sich bis in die *Wanderjahre* hinein von dem Berichteten nachhaltig beeindruckt. Noch sein Interesse an der Beweglichkeit des Grundbesitzes<sup>3</sup> spiegelt sich in Bernhards brieflich gegenüber dem Vater entwickelten Plänen, entlang des Erie-Kanals riesige Ländereien zu erwerben, um das dort geschlagene Holz flußabwärts zu den erwarteten Baustellen zu bringen. In die Tat umgesetzt, hätte dieser Plan die Landkarte der Vereinigten Staaten verändert und das Thema ‚Kredit in Weimar‘ zu einer Angelegenheit für Amerikanisten gemacht.

# I.

Geld und Geist sind mindestens im Falle Weimars keine sich ausschließenden Gegensätze. Verfolgt man die Biographie Bernhards zurück, stößt man auf ein 1809 in Berlin veröffentlichtes Buch, das spätestens im Untertitel seine Teilhabe am Kultur- und Ökonomieprojekt Weimar bekennt. Der Untertitel von Adam Heinrich Müllers *Elementen der Staatskunst* lautet: „Oeffentliche Vorlesungen, vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen=Weimar und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten, im Winter von 1808 auf 1809, zu Dresden, gehalten von Adam H. Müller, Herzogl. S. Weimarischem Hofrath“. Müller, ein Jahr später mit Kleist Herausgeber der *Berliner Abendblätter* und schließlich durch die Protektion von Friedrich von Gentz Theoretiker der nachnapoleonischen Restauration unter Metternich, entwickelt hier ein System von finanz-, staats- und kulturpolitischen Vorstellungen, das in späteren Schriften wie etwa dem *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* von 1816 lediglich in Paraphrasen erweitert wird. Seine Argumentation ist von beeindruckender Simplizität, was ihre Verschiebung durch die gesellschaftlichen Teilbereiche wie auch das ambigue Schimmern zwischen ästhetischer Modernität und realgeschichtlicher Reaktion keineswegs behindert. Am Anfang steht die Konstatierung schlechthinniger Differenz: „Deßhalb anstatt Einzelne Geschöpfe vollständig hinstel-

<sup>2</sup> So im Tagebuch von J.B. Harrison unter dem 25.März 1830: „Spoke of Duke Bernhard's enthusiastic attachment to America.“ (Goethes Gespräche [Anm.1], S.598)

<sup>3</sup> Zu diesem antifeudalen Plädoyer für die Beweglichkeit des Bodens und des Besitzes vgl. die Rede Lenardos in den *Wanderjahren* (3.Buch, 9.Kap.; Sämtliche Werke. Artemis-Gedenkausgabe, Bd.8, S.412ff.). Zur Einschätzung der ‚Modernität‘ dieser Goetheschen Ansichten vgl. Anneliese Klingenberg: Zur ökonomischen Theorie Goethes in den *Wanderjahren*. In: Goethe 32, 1970, S.207-220.

len, hat sie [=die Natur] nur Zweyheiten erschaffen, in diese Zweyheiten aber eine so vollständige Entzweyung gelegt, daß den entzweyten Wesen keine andere Zuflucht bleibt, als in dem unendlichen Sichvereinigen“<sup>4</sup>. Das „feindselig=freundliche Geschlechtsverhältniß“<sup>5</sup> stellt nur das in Natur begründete und damit apriorische Modell bereit, dessen allgegenwärtige Realisationen Müller anschließend verfolgt. Er trifft es im kleinteiligen Produktionsvorgang, wo der Arbeiter das ihm widerstrebende Material mit Kraft zurichtet, ebenso an wie im schließlichen Kauf, wenn um die Ware gefeilscht und eine gehegte Auseinandersetzung geführt wird. Als universale Denkfigur ist sie erklärungsrelevant noch für letzte gesellschaftliche Abstraktionen: den Auseinanderfall des privaten und öffentlichen Bereichs, die Vereinzelung des Bürgers in der Warengesellschaft und den Gegensatz der nun Partei genannten Interessengemeinschaften. Müller liefert eine Diagnose von Bürgerlichkeit, die allem popularphilosophischen Lamento ihren monistischen Beschreibungsanspruch voraushat. Vereinzelung entspringt nicht länger der Bösartigkeit weniger Mitglieder, sondern ist Bedingung ihres Zusammenlebens. Gesellschaftliches Dasein ist erst einmal von der moralischen Rechtfertigung des Einzelnen entlastet.

Damit aus der Entzweyung keine Vertilgung im Hobbesschen Wolfshunger erwächst, vermittelt Müller sie im *Streit*. Streit heißt weder die insistierende Behauptung von Unverträglichkeit noch die Verzögerung des jetzt schon antizipierten Kommunikationsabbruchs, sondern ist ein dialogisches Geschäft.<sup>6</sup> Wer miteinander streitet, hat

<sup>4</sup> Adam Heinrich Müller, *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* [1816]. Mit erklärenden Anmerkungen versehen von Helene Lieser, Jena 1922 (=Die Herdflamme. 2.), S.120.

<sup>5</sup> Ebda. Nicht zufällig klingt hier das bekannte Axiom der Freund/Feind-Unterscheidung Carl Schmitts an, der selbst jedoch den Finanz- und Staatstheoretiker Müller einer ätzenden Kritik unterzog und ihm eine verwaschende Ästhetisierung aller gesellschaftlichen Bereiche vorwarf: „Bei Novalis wie bei Adam Müller erscheint der Staat als die Geliebte, und die von ihnen geleistete Poetisierung der Finanzwissenschaft besteht darin, daß man dem Staat die Steuern bezahlen soll, wie man der Geliebten ein Geschenk macht. So ist es auch gleich, ob Novalis ein Mariengedicht oder Müller ein Kapitel über den Staat produziert.“ (Politische Romantik. 5.Aufl., unveränd. Nachdr. der 1925 erschienenen 2.Aufl. Berlin 1991, S.173f.) Zu dieser Abneigung Schmitts gegen das „aussichtslose Gerede“ (ebda., S.3) Müllers und der deutschen Romantik vgl. Karl Heinz Bohrer: *Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne*. Frankfurt a.M. 1989, v.a. S.284ff.

<sup>6</sup> Zu dieser Auffassung des Streits bei Müller vgl. Claudia Henn-Schmölders: *Sprache und Geld oder ‚Vom Gespräch‘. Über Adam Müller*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft* 21, 1977, S.327-351.



sich noch etwas zu sagen. Deshalb hatte Müller auch die Diagnose eingetretener Entzweiung nur interessiert, um die notwendige Suche nach ihrem Komplement daraus abzuleiten. Im Streit überlebt man die Ausdehnung des naturhaften Geschlechterkonflikts zu universaler Konkurrenz im Zeitalter der kapitalistischen Warenproduktion. Müller forciert mit dem Plädoyer für Arbeitsteilung ihre Ursachen, um so sicherer die Folgen zu mildern. Denn im Dialog der Streitenden wird ein Drittes erarbeitet, das den unfruchtbar auf der Stelle tretenden Wechsel mit der philosophisch würdevolleren Dialektik versöhnt. Wieder geben die Geschlechter das Paradigma vor: „Verbindet ihr 1 und 1 auf productive Weise, wie Mann und Frau in der Ehe, wie eure Arbeitskraft mit dem Capital in jedem möglichen Gewerbe, so kömmt zu den beyden bleibenden Wesen ein Drittes dazu“<sup>7</sup> – und wieder zieht die Industrie nur eine Konsequenz aus dem Beispiel der Natur: „Produciren heißt, aus zwei Elementen etwas Drittes erzeugen, zwischen zwei streitenden Dingen vermitteln, und sie nöthigen, daß aus ihrem Streite ein drittes hervorgehe.“<sup>8</sup> Es gehört zur Mimikry dieser Theorie an das schlechthin Gegebene, durch einheitliche Terminologie die Bestimmtheit ihrer Gegenstände zu verwischen. Das Gesellschaftliche ist das Natürliche, weil die Produktion an ihrem Gegenstand uninteressiert ist. Synthese gehört zur Definition des Streits und zwingt – gut systemtheoretisch – jede gesellschaftliche Handlung in das Schema von Kommunikation. Der Dialog kann nicht anders, als sich im unsichtbaren Dritten aufzuheben.

Müllers Konzeption des Streits ist zugleich Bedingung und Komplement allgegenwärtiger Versöhnung. Erst das radikal Vereinzelte macht sich beliebig anschließbar und fordert in der Bedürftigkeit seiner Individualität nur um so entschiedener seine Vereinigung. Deshalb steht auch nicht der Streit als Signum der arbeitsteiligen Moderne, sondern seine imaginäre Aussetzung und dialektische Stillstellung im Zentrum von Müllers Theorie. Im Übergang sich fortwährend ablösender Streithandlungen emanirt für einen Moment die Gewißheit, „daß ein unzerstörbarer Weltglaube, das heißt: ein göttlicher Vermittler aller irdischen Geschäfte da sey“<sup>9</sup>. Für seine geglaubte Anwesenheit taugt nur ein Begriff, der die Zweideutigkeit von Ökonomie und Metaphysik wachhält: der Kredit.<sup>10</sup> Er ist das schlechthin „idealische

<sup>7</sup> Müller (Anm.4), S.11.

<sup>8</sup> Ebda., S.390 (im Original ist dieser ganze Satz durch Sperrung hervorgehoben).

<sup>9</sup> Ebda., S.90.

<sup>10</sup> Eine Reaktualisierung dieses schon bei Müller gedachten Wortspiels findet sich dann mit weitreichenderen Folgen bei Karl Marx und seiner gnomischen Feststellung: „Der öffentliche Kredit wird zum Credo des Kapitals“ (Das Kapital, Bd.1.

Wesen, kurz die *gewaltige Realität*<sup>11</sup>, und ungehemmt beerbt seine „Allgegenwart“<sup>12</sup> den Eigenschaftskatalog eines früheren Gottes. Müller sucht die blasphemische Zuspitzung der Begriffe, um den Nationalökonom mit der Würde und weiterklärenden Kompetenz des Theologen auszustatten. Sobald der Geist Gottes sich in den Warenaustausch geflüchtet hat, verwaltet dessen Theoretiker die freigewordene Autorität.

Während der Kredit die Bürger überhaupt erst in Geschäftsbeziehung zueinander setzt und damit Gesellschaft jenseits von Vernunft, Verstand und Einbildungskraft transzendental begründet, erscheint das *Geld* als seine sinnliche Manifestation. Seine unvermeidbare Anwesenheit beweist zugleich das Fortbestehen wie Überwinden aller Separation, denn mit ihm ist die Aufhebung des *ineffabile* gefunden. Es gehört zum Totalitätsentwurf der Müllerschen Theorie, die Begriffe zu metaphorisieren und so ihren Zuständigkeitsbereich auszuweiten. Deshalb genügt es ihm nicht, den Bürger durch bare Münze unter Kommunikationszwang zu stellen und im lautlosen Tausch der Waren Gesellschaft sich aktualisieren zu sehen. Sein Ziel ist vielmehr, die beiden funktionalen Supplemente ‚Sprache‘ und ‚Geld‘ ineinander verschwimmen zu lassen. So geschieht in seinen Worten die Wahrnehmung der bürgerlichen Monaden

entweder vermitteltst eines *persönlichen Mittels*: des Wortes oder des Credits, das heißt: vermitteltst des persönlichen Glaubens oder der persönlichen Allgemeingültigkeit, die sich ein Mensch zu verschaffen gewußt – oder vermitteltst eines *sächlichen Mittels*: einer allgemein gültigen Waare. Dieses Mittel, [...] welches man mit dem alle diese verschiedenen Naturen umfassenden Nahmen: *Geld* belegt, ist im Grunde nur ein Substitut des Staates oder der bürgerlichen Gesellschaft selbst.<sup>13</sup>

---

Berlin 1970, S.782; MEW. 23.). Seinen Nachwirkungen in der Literatur spüren erstmals beharrlich die nun gesammelt vorliegenden Studien von Jochen Hörisch nach (Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt a.M. 1996; es. 998.), v.a. jedoch die herausragende Arbeit von Werner Hamacher (Faust, Geld. In: Athenäum 4, 1994, S.131-187) mit ihrer zentralen These: „Die Sprache der Kreditierung ist also zunächst die Sprache des referentiellen Trugschlusses“ (S.142), die sich der Allegorie als ihres poetologischen Analogons bedient. Noch die *Ästhetische Theorie* Theodor W. Adornos nutzt die ihrem Feind abgeschauten Sprache des Kredits, um das mit Verdacht umstellte Kunstwerk zur Wahrheit anzuhalten: „Kunstwerke ziehen Kredit auf eine Praxis, die noch nicht begonnen hat und von der keiner zu sagen wüßte, ob sie ihren Wechsel honoriert.“ (hg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1989, S.129)

<sup>11</sup> Müller (Anm.4), S.70.

<sup>12</sup> Ebda., S.96.

<sup>13</sup> Ebda., S.30.

In der letzten Bemerkung deutet sich bereits der Anspruch an, mit dem sich das Geld seinem funktionalen Analogon, dem Wort, überlegen macht. Geld ist nicht eigentlich „Substitut des Staates“, sondern dessen Daseinsweise, insofern es das bedeutungslose Ding zur Ware und das Individuum zum Marktteilnehmer macht. Ist das Geld aber erst eine solche „Idee“<sup>14</sup>, die unabhängig von ihrem materiellen Substrat Beziehungen stiftet, dann schließt es grundsätzlich alle anderen Kommunikationsmedien in sich ein. Müller betreibt diese Universalisierung des Geldes, ohne die Erinnerung an das einverleibte Wort aufgeben zu wollen – schließlich ist es das Skandalon seines Konzepts, die sprachliche Verfaßtheit des Menschen durch seine Kreditwürdigkeit zu ersetzen. Diese Koinzidenz von Geld und Sprache findet er beispielhaft im Papiergeld versinnbildlicht, was ihn mit ähnlichen Überlegungen romantischer Zeichentheorie übereinstimmen läßt.<sup>15</sup> Dieses bedruckte und damit lediglich geglaubte Geld ist „wirkliches Wortgeld“<sup>16</sup>, ist „Glaubens= Credit= Wortgeld“<sup>17</sup>. Abgekoppelt von seiner substantiellen Deckung durch das Gold, erzwingt das Geld sich den Glauben, soll mit seiner entlarvten Anmaßung nicht die seines Besitzers ruiniert werden. Im Papiergeld enthüllt sich der Wert in einem buchstäblichen wie figuralen Sinne als Schein, der nur für die Dauer seines ununterbrochenen Austausches gilt. Müller markiert diesen Substanzverlust von Sprache und Geld scharf, um die scheinbar materialistische Bürgerlichkeit auf ihr transzendentes Glaubensbekenntnis zu stoßen. Er erzählt das Märchen von des Kaisers neuen Kleidern, um die Anerkennung des Glaubens als nun reflektierte Blindheit zu erzwingen.

Die Schriften Adam Heinrich Müllers nutzen die etymologische wie lautliche Nähe von Credo und Kredit schamlos aus, verschmilzen

<sup>14</sup> Adam Heinrich Müller, *Die Elemente der Staatskunst*. Mit einer Einführung, erklärenden Anmerkungen und bisher ungedruckten Originaldokumenten versehen von Jakob Baxa. 2 Bde. Wien Leipzig 1922 (=Die Herdflamme. 1.), S.351.

<sup>15</sup> Zur gleichlautenden Favorisierung des Papiergeldes bei Novalis vgl. Anthony Phelan: „Das Centrum das Symbol des Goldes“. *Analogy and Money in Heinrich von Ofterdingen*. In: *German Life and Letters* 37, 1984, S.307-321, v.a. S.312. Auch Goethe schätzte die metaphorische Differenz zwischen Gold und Papiergeld vgl. etwa seine Ermahnung an Eckermann: „Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Wert und seinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man seinen Kurs kennen. Mit der Literatur ist es nichts anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie sind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein, und Sie werden die Sachen vernichten.“ (3.12.1824; Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Zürich 1948; Artemis-Gedenkausgabe. Bd.24, S.127)

<sup>16</sup> Müller (Anm.4), S.143.

<sup>17</sup> Ebda., S.147.

Verfahrensbeobachtung mit Metaphysik und zeigen sich empfänglich für die „theologischen Mucken“<sup>18</sup> des Geldes, die auch in linker Aufklärung unausgeräumt bleiben. Die Geschlossenheit seines Entwurfs erkaufte er sich mit begrifflicher Unbestimmtheit, welche die Ausdifferenzierung der Nationalökonomie zur Wissenschaft bewußt unterläuft<sup>19</sup> und im Erzählen christliche Geschichtsphilosophie, restaurative Politik und moderne Geldtheorie noch einmal verbinden will. Ein solcher Versuch kann als unseriöse „Ästhetik des Geldes“<sup>20</sup> ideologisch gebrandmarkt werden, solange darüber die umgekehrte Ökonomisierung der Ästhetik nicht vergessen wird. Denn die Anwesenheit des Prinzen Bernhard bei Müllers Vorlesungen und dessen Sächsisch-Weimarer Hofratstitel sind nur Sinnbilder der tiefenstrukturellen Analogie zwischen Kreditgesellschaft und Weimarer Klassik. Während die Hermeneutik überhaupt erst das Werk und seinen Autor herstellen wird, ihre Neuerfindung um 1800 damit notwendiges Instrument des Weimarer Kanons ist, partizipiert sie unausgewiesen an zeitgleichen Geldtheorien. Verstehen und Kreditieren machen die wechselnden Seiten einer Münze aus. Mit ihnen wird ein Diskurs eingesetzt, der Macht auszuüben und sich anderen Leitdichotomien (etwa: männlich/weiblich) anzuverwandeln vermag. Am Beispiel der Charlotte von Kalb wird aufzuzeigen sein, wie der hermeneutische und ökonomische Diskurs ineinandergreifen. Der Leserin klassischer Werke wird ein Vertrauen zugemutet, das der Kreditsuchenden wie selbstverständlich verwehrt bleibt. Verstehen und Kreditieren bleiben ein männliches Geschäft.

## II.

Müllers Theorie des Geldes läßt sich als eine verkappte Auslegungslehre lesen. Ohne deren explizites Vokabular bemühen zu müssen, hat sie an Denkfiguren teil, in denen literarisches Werk und ökonomisches Kapital gleichermaßen entstehen. Erstens schneidet Müller einen Metaphernstrang ab, der Reichtum ins Bildfeld des Tresors faßte. Schätze konnten zusammengetragen, gezählt und aufgeteilt werden. Es herrschten – wie in der architektonisch verfahrenenden Me-

<sup>18</sup> Karl Marx: Das Kapital. Bd.1. Berlin 1970, S.85 (=MEW. 23.)

<sup>19</sup> Zu Müllers geringschätziger Meinung über die zahlenversessenen „Industriephilosophen, die sich vom Gelde emancipiren wollen, dafür aber auch das im Gelde liegende große gesellschaftliche Verpflichtungs- oder Glaubensband fahren lassen“ vgl. Müller (Anm.4), S.79.

<sup>20</sup> Henn-Schmölders (Anm.6), S.343.

moria<sup>21</sup> – Raumbeschreibungen vor, in denen das gesammelte Vermögen immer wieder durchschritten und haptisch erfahrbar gemacht werden konnte. Diese Vorstellung materieller Konkretion verliert nun ihren Gegenstand, und Müller setzt dafür objektlose Bewegung ein: Reichtum „liegt nicht in den bloßen Sachen, er läßt sich nicht festhalten, indem man die Sachen festhält“<sup>22</sup>. Über Adam Smith hinausgehend, dessen arbeitsteilig organisierte Stecknadelfabrik auf Produktionssteigerung und damit zählbare Ware fixiert bleibt<sup>23</sup>, erklärt Müller das Vermögen zu einem irrealen Moment innerhalb des ununterbrochenen Tausches. Es wäre ein imaginärer Stillstand der Zeit, eine Fermate, in der die eingefrorene Bewegung ihre Objekte wieder herauskristallisiert und in die Räumlichkeit des Tresors zurückfällt.<sup>24</sup> Das Kommunikationsmedium Geld kann in seinem Zirkulationswirbel eine solche Pause nur als seine apokalyptische Vernichtung denken.

Mit den räumlich konzipierten Feldern der Memoria und des Tresors geht auch die antiquarische Gelehrsamkeit unter. Ihre materiellen Sinnbilder: Wörterbücher, Florilegien, Kompilationen, verfallen der Kritik und sterben als Gattungen gespeicherten Wissens aus. An ihre Stelle tritt Bildung, die als Austausch zwischen Person und Umwelt mit dem Leben zusammenfällt. Sie ist nicht memorierbar, sondern bedarf ihrer immer erneuten Darstellung im Handlungsakt, weshalb das Verzögern des Endes ihrem literarischen Analogon, dem Bildungsroman, zum Erzählproblem wird. Der neue Reichtum, Bildung und Verstehen teilen die eine Vorstellung, daß sie nur als unendlicher Aufschub, nämlich in der sofortigen Reinvestierung des Erworbenen, vorstellbar bleiben. Das Pathos (und schlechte Gewissen) des arbeitenden Kapitals, niemals in die Ruhe der Konsumption verfallen zu dürfen, spiegelt sich im Bild der ewig fragenden Her-

<sup>21</sup> Vgl. Aleida Assmann: Zur Metaphorik der Erinnerung. In: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, hg. von Aleida Assmann und Dietrich Harth. Frankfurt a.M. 1993, S.13-35.

<sup>22</sup> Müller (Anm.14), S.348.

<sup>23</sup> Vgl. Adam Smith: Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. Übers. und hg. von Horst Claus Recktenwald. München 1993, S.9ff.

<sup>24</sup> Zur tatsächlichen „Realabstraktion“ des Tausches und der Fülle seiner ungewußten Bedingungen vgl. Alfred Sohn-Rethel: Geistige und körperliche Arbeit. Zur Epistemologie der abendländischen Geschichte. Rev. und erg. Neuauflage. Weinheim 1989; Adam Müller hat (nicht nur) dieses imaginäre Anhalten der Zeit im Tausch vorweggenommen, dem Sohn-Rethels Werk in lebenslanger Beharrlichkeit nachdenkt vgl. „Der Preis einer Sache ist die summarische Größe, die Masse von Kraft die sich für den Augenblick darin verbirgt“ (Müller [Anm.4], S.59).

meneutik. Nicht zufällig ist ihnen beiden die Zirkel-Metapher gemein, in der die Bewegung sich der Verpflichtung teleologischen Fortschreitens entledigt hat. Wie das Kapital nur in der Zirkulation seiner Auszehrung begegnen kann, so erneuern Teil und Ganzes sich im hermeneutischen Zirkel. Das unendliche Befragen des Textes meint deshalb seine Kapitalwerdung, weil der in jedem Lekturedurchgang erzielte Sinn sich in den Antrieb zu seiner gesteigerten Wiederholung umsetzt. Sinn läßt sich nicht horten, sondern ersteht im Angesicht des Textes als dessen unmöglicher Verbrauch. Nur im Wiederlesen reichert sich der Text an, dessen Individualität ihn vor seiner Ausbeutung schützt. Wo der Philologe eine zählbare Wortmenge vor sich hatte, erblickt der Hermeneut nur die Unendlichkeit des Sinns.

Diese Unabschließbarkeit des Geld- und Sinnbegehrens hat beide endgültig um 1800 zueinander finden lassen. Früh hatte die Anthropologie erkannt, daß die Geldgier durch ihre Maßlosigkeit aus dem Kreis der gewöhnlichen Leidenschaften ausscherte. Während der Hunger zu stillen, die Wollust zu befriedigen war, versagte der Geiz sich jedes Maß. Er verstieß damit gegen das „Gesetz des abnehmenden Grenznutzens“<sup>25</sup>, was der Mensch nun mit der Anerkennung produzierender Unruhe ihm dankte. Auf ihm gründete man das Interesse, dessen etymologische Nähe zum Zins bekannt war<sup>26</sup>, um zwischen zerstörerischer Leidenschaft und sedierender Ratio ein regierendes Drittes zu installieren. Es war das gemäßigte Begehren des Kapitalisten, von dem man die Befriedigung der Gesellschaft erhoffte. Geld und seine Vermehrung wurden aus dem Bann mittelalterlicher Scholastik entlassen und regelten nun die bürgerlichen Konflikte. Wenn die Hermeneutik um 1800 in Figuren der Geldwirtschaft denkt, darf sie der Zustimmung sicher sein, denn sie partizipiert bei ihrer Gründung am Erfolg eines schon etablierten Kommunikationssystems.

Weil die Metaphern des Raumes in der epistemologischen Wende abgebaut und durch solche zeitlicher Dynamik ersetzt werden, arrondiert – zweitens – die Rede vom Geld auch den Bereich des Geistes neu: Geist markiert nun Eigentum, Selbstbildung meint Kapitalbildung. Deshalb muß Eckermann, bevor er die Goethesche *Farbenlehre* einsehen und das selbst Geschaute dort autoritär bestätigt finden

<sup>25</sup> Albert O. Hirschman: *Leidenschaften und Interesse. Politische Begründungen des Kapitalismus*. Aus dem Amerik. von Sabine Offe. Frankfurt a.M. 1980, S.64.

<sup>26</sup> Vgl. den Artikel ‚Interesse‘ von V. Gerhardt im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd.4. Darmstadt 1976, S.479-494.

darf, sie für sich neu schreiben, „denn nun haben Sie es [=das Farbphänomen] begriffen und können sagen, daß Sie es besitzen“<sup>27</sup>. Deshalb aber geht die Hermeneutik auch mit der Ausdifferenzierung des Buchmarkts einher, dessen erste Nutznießer die klassischen Autoren Weimars selbst sein werden. Während die Gelehrten früherer Zeit das Wissen rhetorisch verwalteten, schreibt erst der Geist das nun original Erfundene sich als Eigentum zu.<sup>28</sup> Seine Individualität übt eine Art Copyright aus, mit der das Werk noch nach seiner Veröffentlichung in der Nutzung des Urhebers verbleibt. Denn nicht das materielle Substrat ‚Buch‘, sondern das produktive Vermögen ‚Geist‘ ist zu schützen, das auf dem Papier lediglich zur Erscheinung gekommen ist. Geistiger Diebstahl, Plagiat oder Urheberrecht sind juristische Folgen hermeneutischer Ursachen, indem sie erstmals als Privateigentum umgrenzen, was vorher dem Gelehrtenstand frei flottierendes Wissen war. Die Erfindung des Autors, dessen man in immer neuer Auslegung habhaft zu werden versucht, ist seitdem von jedem Leser zu bezahlen.

Adam Müller hatte für seine neue Theorie des Geldes den Streit in Einheit fundiert. Die dialogische Bewegung stellte im schließlichen Produkt nur sichtbar heraus, was als ihre Voraussetzung schon vor allem Anfang stand: Bevor die Gegensätze tatsächlich in ihrer Synthese zusammenfielen, hatte die Dialektik diese Versöhnung durch Erwartung bereits erpreßt. Zur Totalität des Müllerschen Anspruchs gehörte, keine Erscheinung anschluflos im gesellschaftlichen Raum vagabundieren zu lassen. Dafür war der allgegenwärtige Kredit gleichermaßen Bedingung wie Ergebnis. In ihm gründete das Überleben der bürgerlichen Warenproduzenten. Bei dieser Überforderung des Begriffs muß nicht verwundern, daß Müller höchste Autorität zu seiner Stützung bemüht und sie in einem anderen Fundamentalapriori auch findet. Fast klingt es wie eine Drohung der heraufziehenden Restauration, wenn Müller prophetisch verkündet, „die Zeit ist nicht mehr fern, wo man die Religion als letzte und höchste Quelle allen Credits und aller Macht, und als die mächtigste Gewährleisterinn al-

<sup>27</sup> Eckermann (Anm.15), S.188.

<sup>28</sup> Zur Verbindung von Hermeneutik und Buchmarkt vgl. Heinrich Bosse: *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*. Paderborn 1981 (=UTB. 1147.); verwiesen sei auch auf die grundlegenden Arbeiten von Friedrich A. Kittler (*Aufschreibesysteme 1800/1900*. München <sup>2</sup>1987) und Klaus Weimar (*Zur neuen Hermeneutik um 1800*. In: *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp. München 1991, S.195-203).

les Besitzes öffentlich anerkennen wird“<sup>29</sup>. Verdächtig nahe rücken Gott und die Zentralbank in dieser Plattform romantischer Staatsphilosophie, auch wenn das Geld immer schon um seine transzendente Herkunft wußte.<sup>30</sup> Bei Müller findet die ökonomische Realität endgültig ihre Beglaubigung durch den deutschen Idealismus.

Auch die Hermeneutik hat das Verfahren des ökonomischen Systems zu genau beobachtet, um die Funktionsstelle des Kredits unbesetzt zu lassen. Das frühe 18. Jahrhundert glaubte auf theologische Hilfeleistung nicht verzichten zu können und imitierte für seine Verstehenslehre die Leibnizsche *Theodizee*. Georg Friedrich Meier, der 1757 den beachteten *Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst* vorlegte, führte diesen Eklektizismus am neuen Begriff der ‚hermeneutischen Billigkeit‘ (*aequitas hermeneutica*) vor: „In dieser Welt ist, weil sie beste ist, der allergrößte allgemeine bezeichnende Zusammenhang, der in einer Welt möglich ist.“<sup>31</sup> Das unscheinbare ‚weil‘ des Begründungssatzes muß alle Last tragen, denn es hat ein ganzes Paradigma konkurrierender – und d.h.: einschränkender – Konjunktionen vergessen zu machen. Meiers Syllogismus fertigt die ‚Ausgangstatsachen‘ kurz entschlossen ab, um seinen Schlußsatz zweifelsfrei zu halten: Die Ordnung lesbarer Zeichen repräsentiert die Anwesenheit Gottes, und beider Ernsthaftigkeit verbürgt erst den Schutz vor Unsinn. Daß der christliche Gott nicht lachen kann<sup>32</sup> und deshalb die beste aller Welten in den Naturgesetzen auf Humorlosigkeit verpflichten muß, macht sie für den Menschen erst lesbar. Der Witz, den Meiers freischwebender Eklektizismus als Methode erprobt, wäre als göttliche Praxis unsere Verurteilung zu Analphabetentum.

„Die *hermeneutische Billigkeit* (*aequitas hermeneutica*) ist die Neigung eines Auslegers, diejenigen Bedeutungen für hermeneutisch

<sup>29</sup> Müller (Anm.4), S.15f.

<sup>30</sup> Vgl. das fortwährende Versprechen des amerikanischen Dollars: In God we trust – dazu Marc Shell: *Money, Language and Thought. Literary and philosophical economies from the medieval to the modern era.* Berkeley 1982.

<sup>31</sup> Georg Friedrich Meier: *Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst*, hg. von Axel Bühler und Luigi Cataldi Madonna. Hamburg 1996 (=Philosophische Bibliothek. 482.), S.16; vgl. dazu die eingehende Interpretation bei Peter Szondi: *Einführung in die literarische Hermeneutik*, hg. von Jean Bollack und Helen Stierlin. Frankfurt a.M. <sup>3</sup>1988, v.a. S.109ff. – daß tatsächlich jeder Autor von der Autorität des ersten göttlichen Urhebers Nutzen zieht, demonstriert §88 der ‚Auslegung der willkürlichen Zeichen‘: „Die willkürlichen Zeichen, deren sich ein kluger und vernünftiger Urheber derselben bedient, sind so vollkommene und gute bezeichnende Mittel, als möglich ist“ (Meier, S.35).

<sup>32</sup> Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos.* Frankfurt a.M. <sup>5</sup>1990, v.a. S.239ff.



wahr zu halten, welche mit den Vollkommenheiten des Urhebers der Zeichen am besten übereinstimmen, bis das Gegenteil erwiesen wird.“<sup>33</sup> Der Autor beerbt – drittens – das hohe Ansehen, das Welt- und Währungsstabilität der Garantie Gottes zu verdanken hatten. Als vollkommener „Urheber der Zeichen“ genießt er ein Vertrauen, dessen der Leser sich in seiner auslegenden Textbestätigung erst würdig zeigen muß. Wie der Kredit sich bei Müller zum „nackten Sinn“<sup>34</sup> enthüllt, so sichert erst der anwesende Autor die Erkennbarkeit von Bedeutung. Damit schleicht sich aber in die Hermeneutik ein Vertrauensgefälle ein, das in der konkreten Auseinandersetzung seine Macht noch ausspielen wird: Gemeinhin gilt der Leser als notwendige Bedingung des Textes, den er durch seine Verstehens- und Dialogbereitschaft erst konstituiert. Der selbst schöpferische Leser ist eine Erfindung der Hermeneutik um 1800, die ihn mittels Einbildungskraft den individuellen Text entschlüsseln und erst durch die eigene Lesetätigkeit zum Sprechen bringen sieht. Die Auslegung von Goethe-Texten war dieser Kunst Selbstdarstellung und verschluckte Theorie zugleich – *Hermann und Dorothea* für August Wilhelm Schlegel, der *Wilhelm Meister* für seinen Bruder Friedrich. Die Ebenbürtigkeit des Interpreten ließ ihn auf diese Weise scheinbar auch an den Würdeformeln teilhaben, mit denen die Schöpfung Gottes und des Autors bisher ausschließlich bedacht waren. Mit dem Leser war dem Text ein *alter auctor* aufgezwungen. Nun ist die Vollkommenheit des Textes über den in ihm aufscheinenden Sinn aber zugleich Apriori und Beweisziel der Demonstration, der Kredit gewissermaßen kündbar, will der Leser nicht selbstbezüglich in sich versinken. Droht ein solcher Kollaps des Verstehens, habe der Leser die Schuld in seiner eigenen Unfähigkeit zu suchen: Er vermag nicht zu erkennen, was an Sinn vor ihm aufscheint. Schleiermacher bestätigt diese einseitig ausgesprochene Unterstellung: „Die strengere Praxis geht davon aus, daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht sein“<sup>35</sup>. Nicht nur hat der Leser seiner permanenten Arbeitspflicht vor dem Text nachzukommen, sondern im Verstehen auch seinen guten Willen zu bekennen. Während man dem Autor Sinnhaftigkeit notwendig unterstellt, sieht sich der Leser dem Mißtrauen ausgesetzt, den an ihn gestellten Anforderungen nicht zu

<sup>33</sup> Meier (Anm.31), S.17.

<sup>34</sup> Müller (Anm.4), S.72.

<sup>35</sup> Friedrich Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hg. von Manfred Frank. Frankfurt a.M. 41990 (=stw. 211.), S.92. – Die Unterstellung von Wahrhaftigkeit und damit auch Sinn auf Seiten des Autors ist eine bis Augustinus zurückreichende Forderung der Verste-

genügen, schlimmer noch: nicht genügen zu wollen. Das eigentlich reziproke Geschäft der Textherstellung verschiebt sich auf die Machtfrage hin, wie der Leser sich gegen die Sinnbehauptung des Textes verteidigen kann. Das Kredit-Angebot des Textes ist damit auch ein Aggressionsinstrument, dem willfahren werden muß. Jeder Leser hat im Falle des Nicht-Verstehens seine Verteidigung vorzubereiten.

### III.

Charlotte von Kalb liefert mit ihrem Leben und Werk für diesen Konflikt um ästhetische wie ökonomische Kreditwürdigkeit reiches Anschauungsmaterial. Geboren wurde sie 1761 als Freifrau von Marschalk-Ostheim, verwaiste früh, heiratete bald den ungeliebten Bruder des Weimarer Kammerpräsidenten Johannes von Kalb, verlor in Erbstreitigkeiten ihr gesamtes Vermögen sowie den Mann durch Selbstmord, erblindete und lebte so 30 Jahre bis zu ihrem Tode 1843 im Berliner Schloß.<sup>36</sup> Es war ein wechselvolles Leben, von dem aber nur deshalb heute noch etwas bekannt ist, weil sie als ‚intime‘ Kennerin und erste Leserin der Weimarer Klassik galt. Genauer wäre zu formulieren: Ohne sie gäbe es keine Weimarer Klassik. Was sie biographisch als Freundin großer Männer berühmt machte, ist literatursoziologisch die Entstehungsbedingung für den Weimarer Kulturbetrieb. Charlotte von Kalb führt deshalb ins Zentrum angewandter Ästhetik.

Schiller und Jean Paul kommen erstmals auf ihre Einladung nach Weimar. Einleitung und Begleitumstände ihrer Besuche machen deutlich, daß in den dazwischenliegenden neun Jahren die Weimarer Auffassung autonomer Literatur und mit ihr eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung sich durchgesetzt haben. 1787 – Goethe hält sich noch in Italien auf und macht seine dauernde Rückkehr zweifelhaft –

---

henslehen vgl. Werner Alexander: *Hermeneutica generalis*. Zur Konzeption und Entwicklung der allgemeinen Verstehenslehre im 17. und 18. Jahrhundert. Stuttgart 1993, S.44 – Goethe liefert dafür in seinen *Maximen und Reflexionen* das ökonomische Äquivalent: „Der Kredit ist eine durch reale Leistung erzeugte Idee der Zuverlässigkeit.“ (Sämtliche Werke. Artemis-Gedenkausgabe. Bd.9, S.621)

<sup>36</sup> Charlotte von Kalb hat eine Biographin gefunden: Ursula Naumann: *Charlotte von Kalb. Eine Lebensgeschichte (1761-1843)*. Stuttgart 1985. Grundlegend bleibt aber weiterhin die fakten(über)reiche Darstellung von Johann Ludwig Klarmann: *Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth*. Mit besonderer Rücksicht auf Charlotte von Kalb und ihre nächsten Angehörigen. Nach den Quellen bearb. von J.L.K. Erlangen 1902. Die stark stilisierte Autobiographie (Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb, hg. von Emil Palleske. Stuttgart 1879) umfaßt leider nicht mehr die Weimarer Jahre.

wird der Verfasser theaterrevolutionärer Dramen als lernbedürftiger Liebhaber in die Weimarer Hofgesellschaft eingeführt. Die ausführlichen Briefe dieser Tage an seinen Freund Körner schwanken in wenigen Zeilen zwischen Selbstbewußtsein und dem Gefühl sozialer Unterlegenheit:

Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfe. Biß jezt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgends verloren. Charlottens Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarischen Riesen – ich gestehe Dirs – hat meine Meinung von mir selbst – verbeßert. [...] Charlotte will behaupten, daß ich mich diesen Abend zu frey betragen habe, sie zog mich auf die Seite und gab mir einen Wink.<sup>37</sup>

Seine Selbsteinschätzung gewinnt Schiller durch die fremde Meinung, in der sich seine Vorzüge spiegelnd zu einem Charakter zusammensetzen. Charlotte von Kalb setzt als Adlige und selbstverständliche Teilnehmerin des Hofes das Maß, an dem sich die Zugehörigkeit des Bürgerlichen ermißt. Die von ihr verwalteten „Manieren“ sind der Disziplinierungsapparat einer Repräsentationskultur und regeln die Exklusivität des Zugangs. Sie erteilen Sprecherlaubnis, rekonstruieren Hierarchien und sorgen für nachträgliche Bestrafung. Von Literatur und der Aufnahme seiner Werke hat Schiller in diesen Hofberichten nichts zu erzählen, weil das offizielle Weimar von seiner ständischen Organisation nicht abläßt. Noch die stillschweigende Duldung der erotischen Affäre zwischen Schiller und Charlotte von Kalb folgt ausschließlich der Logik des *ancien regime*.<sup>38</sup> In ihr ist der Dichter funktionaler Teil der umfassenden Selbstdarstellung, nicht aber Schöpfer originaler Werke oder gar systemfremder, unbelastbarer Beobachter. Schillers Geiztheit und jahrelange Weimar-Abstinenz können als Symptome seiner Selbsterkenntnis genügen.

1796, neun Jahre später, erhält Jean Paul, gefeierter Autor des gerade erschienenen *Hesperus*, von einer begeisterten Leserin die briefliche Einladung nach Weimar.<sup>39</sup> Unkenntlich gemacht in dieser Werbung werden adlige Vorrechte oder erwartete Panegyrik, denn

<sup>37</sup> Brief an Körner vom 28.7.1787: Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd.24: Briefwechsel. Schillers Briefe 17.4.1785-31.12.1787, in Verbindung mit Walter Müller-Seidel hg. von Karl Jürgen Skrodzki. Weimar 1989, S.114.

<sup>38</sup> Brief an Körner vom 23.7.1787: „Hier [in Weimar] ist wie es scheint schon ziemlich über mich, und mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen.“ (Ebda., S.109)

<sup>39</sup> Vgl. den ersten Brief an Jean Paul vom 29.2.1796 in: Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, hg. von Paul Nerrlich. Berlin 1882, S.1f.

Charlotte von Kalb zeichnet ihr Selbstporträt ausschließlich mittels Leseindrücken. Weimar repräsentieren jetzt Herder und Wieland, deren Lob die eigene Bitte autoritär stützen soll, während der Hof mit keiner Silbe erwähnt wird. Kurz darauf schreibt sie nach der Lektüre des *Siebenkäs* einen weiteren angeblich spontanen Brief, der endgültig den Paradigmenwechsel von sozialer zu hermeneutischer Kompetenz anzeigt und damit das Weimarer Klassik-Projekt einlöst. Sein geheimes Zentrum ist ein lakonischer Aphorismus zur hermeneutischen Dialektik, der knapper die Symbiose von Autor und Leser im Text nicht auf den Punkt bringen kann: „Sie sind – schreiben; ich bin – lesen! Wir werden – sein!“<sup>40</sup> Die Leserin Charlotte von Kalb hat sich unterschiedslos dem Autor nebengeordnet und ihre literarische Rolle zur alleinigen Existenzweise erhoben. Da Lesen antithetisch dem Schreiben gleichgestellt ist, offenbart sich die vermeintliche Werbung als hierarchiefreies Zwiegespräch. Erst ihre komplementäre Anwesenheit potenziert beider funktionsgebundene Rollen zum wahrhaften Sein in der Zukunft. Charlotte von Kalbs Dreischritt ist deshalb von großer Raffinesse, weil er den programmatischen Anspruch der Hermeneutik durchschaut hat, den Leser aus der rhetorischen Nötigung zu entlassen und ihm als Individuum zu begegnen. Er erinnert den gefeierten Jean Paul daran, ohne diesen Brief nicht existent zu sein.

Noch an gleicher Stelle macht Charlotte von Kalb eine Probe auf die versprochene Emanzipation, indem sie den *Siebenkäs* kritisch kommentiert: „Ich glaube, ich habe das Tableau nicht recht gesehen, die Figuren waren mir nicht deutlich; freilich ist's auch ein Dornenstück, aber es dünkt mich doch, es fehlt ihm an Reife, und alles reift die Zeit [...] Es sind angenehme Dinge mitunter, voll Natur und Seele, andere aber auch etwas krank und krampfhaft.“<sup>41</sup> Mit der Verfälschung seiner Schriften wird zugleich ihr Verfasser pathologisiert und beider Gesundheitszustand als literarisches Kriterium eingeführt. Die Anwesenheit des Autors im Text macht die Rezension zur klinischen Diagnose. Dies ist der Punkt, wo seine Macht auf dem Spiel steht und eine Bestandsgarantie verlangt. Hatte der Autor das Werk in die Freiheit der Auslegung entlassen, um durch den unterstellten Kredit seine Schöpfungspotenz zu dokumentieren, so klagt der nun selbständige Leser hier gewissermaßen seine Deckung ein. Der Autor verliert unter hermeneutischen Bedingungen mit der Publikation die Kontrolle

<sup>40</sup> Brief an Jean Paul vom 26.3.1796 (Ebda., S.3); vgl. dazu Vf., Liebe und Verstehen. Jean Paul im Briefwechsel mit Charlotte von Kalb und Esther Gad, in: DVJS 72, 1998, S. 177-200.

<sup>41</sup> Ebda.

über den Text, was auch die Beachtung seiner Intention als Leseanleitung nur notdürftig kaschiert. Charlotte von Kalbs Brief demonstriert die Konsequenz, wenn plötzlich über Literatur Identitäten *konkurrierend* hergestellt werden. Damit wohnt der Hermeneutik die paradoxe Gefahr inne, mit der Hypostasierung des Autors zugleich seine Entmachtung zu betreiben. Anleihen bei der theologischen Metaphorik, die von der Mächtigkeit des literarischen Kredits sprechen sollten, führen stillschweigend das Säkularisierungssyndrom mit ein. Charlotte von Kalb hatte die Radikalität des beiderseitigen Emanzipationsversprechens erkannt und mit der *Siebenkäs*-Auslegung beim Wort genommen. Sollte der Autor dagegen sein Verfügen über das Werk fortsetzen wollen, dann mußte er sich das Auslegungsprimat sichern. Zu unterscheiden sind zwei Strategien, mit denen die Weimarer Hermeneutik zugleich gestützt und unterlaufen wird, mit denen sie Sinnkredit beansprucht und ihn zugleich kündbar hält.

Erstens versucht Jean Paul schon im Briefwechsel mit Charlotte von Kalb, die Erwartung der Adressatin vorwegzunehmen und im Brief selbst zu thematisieren. Hieraus erhellt sich der systemnotwendige Zusammenhang zwischen Hermeneutik und literarischer Empfindsamkeit, die mit der Fingierung von Träne, Gefühl, Seele den Leseakt deutlich effeminiert hatte. Jean Pauls Romane feiern mit dieser Methode ihre Triumphe. Indem der Autor selbst im Werk auftritt und den Enthusiasmus an sich praktiziert, will er weibliche Kompetenz geltend machen. Er teilt sein Geschlecht, um mit männlichem Schreibvermögen den Text entwerfen zu können, der ihn zugleich durch weibliche Empfindungsfähigkeit *im* Text weinen lassen wird. Er wiederholt damit durch einen Wiedereintritt in den Text das gängige Romanverhältnis zwischen Autor und Leserin, um alle Seiten der in sich wiederholten Binarität zu kontrollieren. Er ist das doppelgeschlechtliche Wesen eines reflektierenden Mannes, der sich als fühlende Frau denken kann. Er versteht die Frauen, weil er auch eine ist. Jean Pauls Briefe an Charlotte von Kalb imitieren diese Romanfiktion. Sie suchen alle Kritik zu narkotisieren, indem sie die Leserin und ihre Bedürfnisse in sich aufgenommen haben.

Jean Pauls einkopierte Geschlechtsverdoppelung, die eine empfindsame Strategie virtuos fortschreibt, setzt aber das Funktionieren des Kredits voraus. Nur solange der Autor seine Allgegenwart im Text glaubhaft behauptet, vermag er fremde Lesarten vorwegzunehmen: Indem Briefe wie Romane ihre Rezeption selbstreflexiv in sich spiegeln, suchen sie die Gefahr ihrer unvorhersehbaren Auslegung zu minimieren. Der Autor als fingierte Frau ist sein eigener und totaler Hermeneut. Dagegen wird Goethe gerade auch im Umgang mit Char-

lotte von Kalb eine Strategie wählen, die das Apriori der Sinnunterstellung einseitig aufkündigt und sich durch unsichere Präsenz überlegen macht. Es gehört zur Kanonisierung der Weimarer Literatur, daß sie das Werk durch eine antwortende Verstehenslehre dialogisch herstellt und zugleich das eigene Verfahren schleichend subvertiert. Nur der Wechsel von Sinnversprechen und -entzug garantiert dem Autor Goethe, als Instanz des Textes auch weiterhin nicht entmachteter zu werden. Goethes Verhältnis zur Hermeneutik ist deshalb alles andere als von klassischer Verlässlichkeit. Daß sie effektiv die eigene un(an)greifbare Größe zu stilisieren hilft, hat er noch im nächsten Umgang einzusetzen gewußt und damit den ökonomischen Satz bestätigt, machtvoller als die Gewährung eines Kredits sei nur seine Kündigung.

Charlotte von Kalb hatte vor ihrem erotischen Übergang zu Jean Paul Anfang der 1790er Jahre einen lebhaften Briefwechsel mit Goethe anzufangen versucht. Als wollte sie ihr gemeinsames Geschlechterwie Lektüreverhältnis noch einmal erinnern, schrieb sie am 25.3.1796 beschwörend: „meiner Erfahrung ist der Glaube das beste was uns werden kann, und expres für uns Frauens in die Welt gekommen“. <sup>42</sup> Aus strikt hermeneutischer Sicht war dies ein emanzipatorisches, kein unterwerfendes Bekenntnis. <sup>43</sup> In immer neuen Auslegungen des *Egmont*, *Wilhelm Meister* und *Reineke Fuchs* versucht sie ihre Ebenbürtigkeit zu beweisen, die den Menschen Goethe in seinen Texten entdeckt, bis am *Märchen* – vom Autor kalkuliert – alle Anstrengungen scheitern. Schiller, der mit klugen Briefen über den *Wilhelm Meister* ebenfalls um die Freundschaft des distanziert Bleibenden geworben

<sup>42</sup> Eduard von der Hellen, Briefe von Charlotte von Kalb an Goethe. In: Goethe-Jahrbuch 13, 1892, S.41-79, hier S.55; der frühe Schiller hat diese Fundierung auf dem Glauben noch bestätigt vgl. seinen Brief an Körner vom 8.8.1787: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer – ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotten zu schreiben? [...] Unser Verhältniß ist – wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst – ist wie die geoffenbahrte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avanciert, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt seyn würde. [...] Wir haben mit der Ahndung des Resultats angefangen und müssen jetzt unsre Religion durch den Verstand untersuchen und bevestigen.“ (Schillers Werke [Anm.37], S.121)

<sup>43</sup> Vgl. dagegen die (allzu) einführende Darstellung bei Christa Bürger: *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*. Stuttgart 1990, v.a. S.6: „Charlotte von Kalb löscht sich selbst aus; sie streicht sich durch; sie empfängt ihr inneres Leben als Geschenk aus der Hand der von ihr vergötterten großen Gestalten aus dem Reich des Geistes“; bleibt das komplexere Spiel des hermeneutischen Diskurses ausgespart, reduziert sich Charlotte von Kalbs Leben auf die heroische Opferrolle und damit Ergebnisse der frühen Literaturgeschichte vgl.

hatte, macht den Anfang, indem er ungewöhnlicherweise den Leseindruck seiner Frau zum *Märchen* voranschiebt. Er schreibt: „Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; sie findet es im Voltairischen Geschmack, und ich muß ihr recht geben [...] Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen.“<sup>44</sup> Goethe läßt sich mit dieser versteckten Bitte um Erklärung nicht aus der Reserve locken, spricht lediglich von seiner „Hauptabsicht [...] die Neugierde zu erregen“ und daß „am Ende noch Rätsel genug bleiben“<sup>45</sup>. Schiller scheint diesen Wink zu hermeneutischer Enthaltensamkeit verstanden zu haben und stimmt – wenn auch mit bemerkbarer Zurückhaltung – in den Spott über die „Verwirrung ohne Ende“<sup>46</sup> ein, die nach der Veröffentlichung des *Märchens* in der lesenden Nation ausbricht. Anerkennung und Unbehagen halten sich in seinen Schlußworten zu dieser Auslegungs- und Nationalaffäre die Waage: „In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen.“<sup>47</sup>

Schiller entgeht nur knapp der Bloßstellung, seine Interpretation in einer Reihe mit weiblicher „Tollheit“ wiederzufinden, während ein Wilhelm von Humboldt zwischenzeitlich die Deutungsabstinenz zum Formprinzip erhoben hatte.<sup>48</sup> Charlotte von Kalb aber rennt – ungewarnt – in die bereitgestellte Falle. Obwohl die erste Lektüre des *Märchens* ihr keine erhellende Einsicht brachte, verspricht sie Goethe brieflich fortgesetzte Anstrengung:

---

etwa Ernst Köpke: Charlotte von Kalb und ihre Beziehung zu Schiller und Göthe. Berlin 1852.

<sup>44</sup> Johann Wolfgang Goethe: Briefwechsel mit Friedrich Schiller. Zürich <sup>2</sup>1964; Artemis-Gedenkausgabe Bd.20, S.103 (Brief vom 29.8.1795).

<sup>45</sup> Ebda., S.105 (Brief vom 3.9.1795).

<sup>46</sup> Ebda., S.142 (Brief vom 23.12.1795); vgl. dazu auch die Ausführungen von Winfried Menninghaus: Lob des Unsinn. Über Kant, Tieck und Blaubart. Frankfurt a.M. 1995, S.61ff. – Eine vergleichende Untersuchung über Goethe und Schiller als ‚ernsthafte‘ Hermeneuten wäre interessant, denn Schiller hatte immer schon Unbehagen über Goethes Spiel mit der „Auslegungssucht“ (Schillers Werke [Anm.37], S.42; Brief vom 29.11.1794) seiner Leser empfunden. Dazu paßt Schillers affirmatives Verhältnis zum Glauben, das er (anfänglich) auch in der Beziehung zu Charlotte von Kalb fühlt: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer – ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotten zu schreiben? [...] Unser Verhältniß ist – wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst – wie die geoffenbahrte Religion, auf den Glauben gestützt.“ (Brief an Körner vom 8.8.1787; Schillers Werke [Anm.4], S.121)

<sup>47</sup> Ebda., S.143 (Brief vom 25.12.1795).

<sup>48</sup> Brief von Wilhelm von Humboldt an Goethe 9.2.1796 (Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe, hg. von Karl Robert Mandelkow. Bd.1. München <sup>3</sup>1988, S.217ff.)

ich will es wiederlesen, und dann will ich Ihnen meinen Wahn und Thraum von diesem Märchen sagen. – Es haben schon viele über meine Deutung gelächelt, und andere gestutzt – für mich ist viel Wahrheit und Sinn darin und das Licht welches mir das ganze beleuchtet, wird hoffe ich noch kommen, einiges dünkt mir bekannt, vieles ist mir verständlich!<sup>49</sup>

Gerade die immer wieder stockende Annäherung macht deutlich, in welchem Maße hier Persönliches verhandelt wird. Charlotte von Kalb beharrt auf der Emanation von Sinn, weil die eigene Individualität im Verstehen aufscheinen soll. „Wahn und Thraum“ markieren deshalb nicht die Unsicherheit ihrer Worte, sondern den Anteil involvierter Biographie. Im Text soll das eigene Ich spekulär angeschaut werden und sich in der Bedeutung festigen. Den Text verstehen heißt sich verstehen. Kurz darauf scheinen diese Mehrfachlektüren einen vorläufigen Abschluß in der Schrift gefunden zu haben, denn Goethe teilt am 23.12.1795 Schiller brieflich mit (und demonstriert noch einmal das Verlassen, dem Schiller selbst nur knapp entkommen ist): „Hier liegt zum Beispiel eine Erklärung der dramatischen Personen des Märchens bei, von Freundin Charlotte. Schicken Sie mir doch geschwind eine andere Erklärung dagegen, die ich ihr mitteilen könnte.“<sup>50</sup> Angestregtes Verstehen liefert hier das Material für einen running gag, und der hermeneutische Zirkel findet sich als Karussell beschrieben. Goethe simuliert seine Unverbindlichkeit, indem er die Hermeneutin mit der Verarbeitung neuer Interpretationen zu Tode hetzen will. Die Unabschließbarkeit des Bemühens macht er sich zunutze, indem er sie mit der Endlichkeit ihrer Lebenszeit konfrontiert.

#### IV.

Jean Paul hatte das Verstehen anerkannt und nur deshalb sich um seine Kontrolle bemüht. Die Wiederholung von männlichem Autor und weiblicher Leserin im Text fand innerhalb eines hermeneutischen Rahmens statt, der mit seinen Kompetenzverteilungen den Lektüre-akt umschloß. Sie war ein Machtspiel, zu dessen Durchführung der Autor sich selbst einem apriorischen Kredit unterordnete. Bei Goethe weicht diese gemeinsame Bindung einer einseitigen Unverbindlichkeit: Während Charlotte von Kalb ‚strebend sich bemüht‘, verweigert Goethe ihre ‚Erlösung‘. Er muntert zur Interpretation als einer Kre-

<sup>49</sup> Brief vom 20.11.1795; von der Hellen (Anm.42), S.53f.

<sup>50</sup> Goethe, Briefwechsel mit Friedrich Schiller (Anm.44), S.142 (Brief vom 23.12.1795).



ditnahme auf, um gleichzeitig ihre Deckung durch Sinnbestätigung zu versagen. Anders als der romantische Unsinn, der von vornherein die Anwendbarkeit des Sinndiskurses auf sich untersagt,<sup>51</sup> bewegt sich Goethe in einer Grauzone, in der erst die Möglichkeitsbedingung dieses Diskurses aufgedeckt wird. Sein forciertes Spiel um das *Märchen* offenbart die Scheinhaftigkeit des Kredits, ohne ihn durch das ‚substantielle‘ Gold der nur einen Bedeutung oder seine gänzliche Aufkündigung in der Sinnabstinenz zu ersetzen. Zum Kredit und seiner Glaubensnotwendigkeit gibt es keine Alternative: Weimar kanonisiert sich im Bewußtsein seiner Bedingtheit.

Beide Großschriftsteller manipulieren das hermeneutische Versprechen, das Werk als eine gleichberechtigte Gemeinschaftsproduktion zu begreifen. Ihre unterschiedlichen Strategien sehen vor, entweder die Rolle der Leserin im Text auktorial mitzubesetzen oder ihre Tätigkeit im Ungewissen des aufgekündigten Kredits zu belassen. In beiden Fällen aber ist die befreite Hermeneutin *das* (produktiv werdende) Problem einer Literatur, die ohne sie ihren Anspruch auf Klassizität nicht behaupten kann. Deshalb dissimulieren die Autoren sich dort, wo sie Exklusionen nicht länger durchsetzen können. Die Beharrlichkeit der Charlotte von Kalb, den angebotenen Kredit als Auslegerin auch tatsächlich in Anspruch zu nehmen, verbleibt aber nicht im literarischen Feld allein. Als Erbstreitigkeiten sich über Jahrzehnte hinziehen und den gänzlichen Verlust aller Familiengüter immer wahrscheinlicher machen<sup>52</sup>, beschließt sie, ihrer adligen Repräsentation einen bürgerlichen Handel anzugliedern. Weil sie aber zu dieser Zeit sich in Weimar aufhält und im literarischen Briefwechsel mit der gesamten deutschen Klassik steht, versucht sie aus verstandenen Autoren kaufende Kunden zu machen. Von nun an werden Ästhetik und Weine gleichermaßen verhandelt, ohne darüber die alten Auseinandersetzungen zu vernachlässigen. Im Gegenteil: Die kaufmännisch agierende Frau und die textverstehende Hermeneutin reklamieren beide einen Zeugungsanteil, der die verheißene Wechselseitigkeit beim Wort nimmt. Der Streit um die Kreditgewährung findet nun auf deutlicher wahrnehmbare, jedoch gegenüber der Literatur keinswegs besonders ausgezeichnete Weise statt. Sinn wird produziert, Ware getauscht – und immer überlagert das Geschlechtsverhältnis das bereitgestellte Vertrauen. Das Auftreten Charlotte von Kalbs in den gesellschaftlichen Systemen Weimars macht wiederholte Erfahrungen durch.

<sup>51</sup> Vgl. dazu Menninghaus (Anm.46).

<sup>52</sup> Vgl. dazu die minutiöse Darstellung bei Klarmann (Anm.36).

Schiller ist der erste, dem sie im Juli 1793 die Beteiligung an einer „*Oeconomische[n] Speculative[n]* Angelegenheit“ anbietet. Ausführlich preist sie die Qualität des Hochheimer Weins, den Schiller entweder selber abnehmen oder über seine Freunde nach Dresden und Leipzig verkaufen soll. „Es kann ein beträchtl. Vorteil bey der Unternehmung dieses Verkaufs herauskommen – den ich mit niemand lieber als mit Ihnen theilen möchte“.<sup>53</sup> Das Netzwerk literarischer Korrespondenz fiele mit den ökonomischen Distributionswegen zusammen, die literarische Öffentlichkeit erklärte sich zu einer konsumierenden. Obgleich Schiller die Hermeneutik am wenigsten ironisch behandelt und deshalb um die Notwendigkeit des Kredits hätte wissen müssen, empfindet er – der selbst ins Leben gerufenen Vorstellung von autonomer Literatur verfallend – einen solchen Antrag auf „Commercespeculationen“<sup>54</sup> wohl als Zumutung. Jedenfalls ist eine Antwort auf ein derart unmoralisches Angebot nicht überliefert, wenn er auch von seiner ehemaligen Geliebten zwei Jahre später Rheinwein im Wert von 15 Laubthaler für den Eigenbedarf ersteht.<sup>55</sup> Auch Einsiedel wird kurz darauf um Vermittlung gebeten, wobei ein Ettikettenschwindel der Attraktivität der Ware nachhelfen soll. Denn angeboten werden Frankenweine ungenannter Lage, die Charlotte von Kalb mit dem stets willfähigen Wort geschmacklich befördern will: „Die beyden letztern könnte man wohl um sie leichter anzubringen als Steinwein titulieren. [...] Sagen Sie mir ob man hoffen kann in Weimar einiges zu v[er]kaufen?“<sup>56</sup> Der Weinhandel zeigt sich jedoch gefeit gegen allen Begriffsrelativismus und gesteht (in diesem Falle!) dem Sprachzeichen die substantielle Deckung nur durch einen Referenten zu. Deshalb muß das Geschäft mit Einsiedel ebenso scheitern wie Ende

<sup>53</sup> Julius Petersen: Die Briefe Charlottens von Kalb an Schiller. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs mitgeteilt von J.P. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 12, 1926, S.104-169; hier: Brief vom 20.7.1793, S.119.

<sup>54</sup> Vgl. den mehrfach amüsanten Bericht Schillers über seine erste Weimarer Begegnung mit Bertuch in einem Brief an Körner vom 29.8.1787: „Ich machte mir die Lust ihn [=Bertuch] auf sein Steckenpferd zu setzen und verbreitete mich ganz erstaunlich weise und mit einer Art Begeisterung über Commercespeculationen. Er wurde warm und machte mir große Confidencen, unter andern auch die Idee eines deutschen Bücherhandels nach Paris, Amsterdam und England. [...] Ich sprach mit soviel Achtung von dem Handel daß ich ihn bald ganz weg hatte und er mir am Ende einfiel ob ich – stelle Dir vor! ich! nicht Lust hätte mich in eine solche Carriere einzulaßen.“ (Schillers Werke [Anm.37], S.150)

<sup>55</sup> Petersen (Anm.53), S.120.

<sup>56</sup> Zit. bei Ursula Naumann: Urania in Ketten. Jean Pauls ‚Titaniden‘. Mit einem Anhang: Fünf Briefe der Charlotte von Kalb. In: Jahrbuch der Jean Paul-Gesellschaft 15, 1980, S.82-130, hier S.125.

1801 der neuerliche Versuch, den geist-vollen Briefaustausch mit Herder in seine Buchstäblichkeit hinein zu verlängern. Weimar widersteht allem Gewinnversprechen und behauptet damit nach wohlwollender Lesart seine moralische Integrität. Der Klassizismus gefährdet seinen Bildungsanspruch nicht im Trunke.<sup>57</sup>

Wieder ist es Goethe, dem Aufklärung über das Funktionieren von Hermeneutik und Kommerz und ihre untergründige Verbindung zu verdanken ist. Charlotte von Kalb hatte ihm ebenfalls mit Brief vom 9.8.1794 den Vorschlag eines Weinzwischenhandels unterbreitet, worauf er drei Wochen später antwortet: „Sogleich habe ich mich, i. Freundinn, wegen des Weinverkaufs umgethan, meine Negociation will aber nicht gelingen, man lobt den Wein, sucht aber gegenwärtig keinen so theueren, indem man eher eines Tischweines bedarf. Hätte ich doch nicht geglaubt daß meine Freundinn sich vom Geiste der Speculation würde anhauchen lassen.“<sup>58</sup> Mehrfach verdient diese vornehm metasprachliche Stellungnahme Goethes unser Interesse. Erstens provoziert ihr spöttischer Unterton eine Entschuldigung, die Charlotte von Kalb ihm umgehend brieflich zukommen läßt: „Sie haben wohl recht mein Verehrtester Freund der Geist der Spekulation hat mich in Versuchung geführt und verführt! Ich war ohne guten Rath – warum hatte er Gewalt über mich – so ist’s ja von jeher dem Weibe gegangen!“<sup>59</sup> Von Ökonomie – Argumenten zu Ware, Markt, Preis – ist hier nicht mehr die Rede, wohl aber von Geschlechtsskisches und ihrer als Selbstbestrafung versprochenen Erfüllung. Während Schiller – geschlechtsabstinent – den Kommerz für unvereinbar mit literarischer Würde erklärt, betont Goethe auf subtile Weise das Geschlechtssuffix der lieben „Freundinn“. Nur darauf reagiert auch Charlotte von Kalb und holt die Selbstanklage nach, indem sie sich dem Eva-Typus unterwirft. Nicht nur gesteht sie ihre ebenso theologische wie sexuelle Verfehlung ein, sondern leitet innerhalb der Bildlogik auch dem potentiell wiederverführten Adam Goethe Abbit-

<sup>57</sup> Zur tatsächlichen Verbindung von Marmor und Rausch vgl. aber Vom Schreiben 3. Wie sich zum Schreiben bringen? Bearb. von Petra Plättner. Marbach 1995 (=Marbacher Magazin. 72.)

<sup>58</sup> Brief vom 29.8.1794 (Goethes Werke. Weimarer-Ausgabe. IV.Abt. Bd.10. Weimar 1892, S.187).

<sup>59</sup> Zit. bei Naumann (Anm.56), S.123f. Der erste Herausgeber der Kalb-Briefe an Goethe, Eduard von der Hellen, hat um der hehren Humanität willen Bereinigungen vorgenommen, denen mehrfach Geschäftliches zwischen beiden Briefpartnern zum Opfer gefallen ist. Auch diese Antwort wurde ebenso wie die vorherige Anfrage unterschlagen, jedoch von Naumann dankenswerter Weise nachgetragen, die den Wortlaut in Bernhard Suphans handschriftlichem Nachtrag zur von der Hellen-Ausgabe fand.

te. Die an sich kapitalistische Frage einer Weinkommission steht plötzlich in einer Rollentradition, die ohne Umwege zum Ursprung der Menschheitsgeschichte zurückgeht. Das wirtschaftliche System, dem man eine eigene Verfahrensordnung nach der ausschließlichen Leitdichotomie Zahlen/Nichtzahlen unterstellen will<sup>60</sup>, bricht hier auf und substituiert Archetypen, deren Autorität mitreflektiert wird. Charlotte von Kalb ist eine Eva, die mit dem zumindest nachträglichen Bedenken ihres Typus über jene Unschuld hinaus ist, die man als ungewußte geschlechtliche Natur ihr noch hätte zubilligen können. Denn das Subtile in diesem Spiel von Spott und Demütigung liegt in der Undeutlichkeit, mit der sich die Schuld immer wieder verschiebt: Mit dem Eva-Typus als *der* Frau-Zuschreibung ist hier eine Frau angeklagt, die als Mann auftreten wollte und nun auf ein, nämlich das weibliche Geschlecht festgelegt wird, das sie wie ein Mann reflektiert.<sup>61</sup> Der Kommerz sexualisiert sich, indem er den Warenverkehr mit Geschlechtsbestimmungen überblendet. Geld ist nicht gleichgültig gegen die Teilnehmer an seiner Zeugung.

Goethes süffisante Bemerkung entlarvt – zweitens – den anhauchenden bösen Dämon, dessen postparadiesischer Verführung Charlotte von Kalb erlegen ist. Wiederum überschreiten die Begriffe das ökonomische Feld und dringen in literarische Zuständigkeitsbereiche ein, denn die Trias ‚Autor – Werk – Verstehen‘ fallen in dem einen Wort ‚Geist‘ bedeutungsschwer zusammen. Den Verdacht, Goethe erkläre weibliche Hermeneutik und Handelsgeist zum immerwährenden Sündenfall, findet man wenig später durch Schiller unfreiwillig bestätigt. Als Charlotte von Kalb ihm den Plan vorlegt, eine Erziehungsanstalt für ihre eigene Existenzsicherung zu gründen, trifft sie auf seine entschiedene Ablehnung: „Ihr Geist aber will eine höhere Richtung und einen kühneren Gang nehmen. Sie sind, wenn ich es kurz sagen soll, viel zu *individuelle* gebildet“<sup>62</sup>. Wieder handelt es sich um die hermeneutische Antwort auf eine ökonomische Frage, und wieder verundeutlichen sich die Wertungen. Denn Schiller kündigt ihr den angefragten Kredit mit einer Begründung auf, die im Sinndiskurs einer Auszeichnung gleichkäme: Individualität auf produzierender wie rezipierender Seite wäre dort Anfang und Ende. Die

<sup>60</sup> Vgl. Niklas Luhmann: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1994.

<sup>61</sup> Vgl. auch die (etwas abrupte) Beschreibung von Kalbs als einer „mann-weibliche[n] Frau“ durch Ute Oelmann: Charlotte von Kalb. In: Hölderlin-Jahrbuch 28, 1992-93, S.80-93.

<sup>62</sup> Brief an Charlotte von Kalb vom 25.7.1800 (Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd.30: Briefwechsel. Schillers Briefe 1.11.1798-31.12.1800, hg. von Liselotte Blumenthal. Weimar 1961, S.175)

Folgen der Ablehnung sind allerdings für Charlotte von Kalb vergleichbar, denn beide Male wird ihre Kreditwürdigkeit von Autoren angezweifelt, die ohne sie keine wären. Offensichtlich ist damit, wie über den Kredit Zugriffsrechte auf das ökonomische wie sinnstiftende System verteilt werden mit dem Ziel, den einen Geist auch weiterhin männlich zu verwalten. Bestritten wird die Handels- wie Auslegungskompetenz der Charlotte von Kalb nicht mit dem Argument, hermeneutische Verfahren *überhaupt*, sondern im widerrechtlichen Zugriff auf ein männliches Privileg ausgeübt zu haben. Ohne Hermeneutik bleibt sie vom Verstehen klassischer Literatur ausgeschlossen, mit ihr entfremdet sie sich der Bestimmung ihres Geschlechts, in der unmittelbaren und mündlichen Interaktion<sup>63</sup> naive Natur als das Andere des Mannes zu erinnern. Mit dem Paradox dieser Zumutungen werden Diskurse machtvoll geordnet.

Die Leitdichotomie männlich/weiblich koppelt sich von Biologismen ab und steht für ästhetische Konstruktion zur Verfügung. Dies gilt für das paradoxe Vermögen des Geldes, sich homosexuell zu vermehren, Reproduktion und Gleichgeschlechtlichkeit aus ihrem Widerspruch herauszunehmen.<sup>64</sup> Jean Paul hat diese Einsicht aphoristisch vorweggenommen: „Die Männer dürfen Geld verachten, weil sie es machen können“.<sup>65</sup> Dies gilt für die Schleiermachersche Hermeneutik, die mit Divination und analytischer Logik den Geschlechtsgegensatz nur deshalb in sich hineinkopiert, um die jeweiligen Vorzüge dialektisch zu steigern.<sup>66</sup> Festschreibung des Gegensatzes und seine gewinnbringende Aufhebung fallen so zusammen. Und dies gilt auch für die Weimarer Klassik, die den Kredit als ungeteilte Bedingung ihrer Geltung fordern und ihn zugleich exklusiv halten muß. Das Werk existiert nicht ohne den Glauben, dem es sich aber zugleich nicht ausliefern will. Von Jean Paul bis Goethe erprobt man auktoriale Überlegenheitsgesten an einer Leserin, die um ihre werkkonstituierende Leistung nicht wissen darf. Hermeneutik und Ökonomie bedenken an ihr stillschweigend das Gesetz ihres Funktionierens.

<sup>63</sup> Vgl. dazu Albrecht Koschorke: Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie. Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung. In: Kanon – Macht – Kultur. DFG-Symposium 1996, hg. von Renate von Heydebrand [im Druck].

<sup>64</sup> Vgl. das von Hörisch behauptete Interesse der Literatur am „Motiv der homosexuellen Aura des Geldes, das sich zinstragend vermehrt, ohne sich auf sein anderes (heterosexuell) einzulassen“ ([Anm.10], S.120).

<sup>65</sup> Jean Pauls Sämtliche Werke, hg. von Eduard Berend. III.Abteilung: Briefe. Bd.4, S.303.

<sup>66</sup> Vgl. Vf. (Anm.40).

# Hans Dieter Schäfer (Regensburg)

## Hoffmann am Fenster

Das Bürgertum verdankte seinen Aufstieg einer andauernden Leistungsbereitschaft; um sich von Adel und Pöbel gleichermaßen abzugrenzen, erhöhte die neue Schicht die eigene Person und beanspruchte mit der Natur und dem wahren Empfinden, der Bildung sowie einem öffentlichen Nachdenken über Maßstäbe der Malerei, Musik und Literatur herrschaftsfreie Bereiche. Auch für den berechenbaren, in die Staats- und Wirtschaftsmechanik eingegliederten Leistungsethiker war das unberechenbare Genie „Fleisch von seinem Fleisch, hohe oder gar höchste Verkörperung jener Individualität“, von der auch sein „Menschen- und Bildungsideal“ zehrte,<sup>1</sup> dadurch bestand die neue Kultur von Grund auf aus Gegensätzen,<sup>2</sup> die eine verweltlichte Religion verklammerte. Mit der Aussicht auf ein „ewiges Leben“ im Andenken nachfolgender Generationen fühlte sich der Künstler bei aller Subjektivität dem Wirtschaftsbürger durch das gleiche Streben nach absoluter Qualität verpflichtet. Trotzdem sollte man die bürgerliche Öffentlichkeit nicht schönfärben, denn gründliches Wissen war oft nur im Schein vorhanden. Lange vor Nietzsches Attacke gegen den Bildungsphilister<sup>3</sup> bestand für manchen Beobachter die neue Kultur aus „Flimmergold von Belesenheit, Kritik und Poesie“, mit welcher man den Materialismus übergossen hatte. Atterbom, der 1817 bis 1819 Deutschland bereiste, sprach von einem „ästhetische[n] Kultur-Unwesen“, das „der öffentlichen Meinung zufolge [...] in Berlin seinen Hauptsitz haben soll“, die selbstgefällig zur Schau getragene Bildung kam ihm „nicht selten ebenso oberflächlich und trocken vor wie der Sand, aus dem sie emporgewachsen war“; junge Menschen trügen nach dem Triumph über Napoleon Schnurrbärte, Sterne, schnürten sich und schrieben Verse, doch in Wahrheit

<sup>1</sup> Panajotis Kondylis: Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform. Die liberale Moderne und massendemokratische Postmoderne. Weinheim 1991, S. 64.

<sup>2</sup> Lothar Pikulik: Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland. Göttingen 1984.

<sup>3</sup> Friedrich Nietzsche: Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzi Montinari. III, 1. Berlin/New York 1972, S. 160 – 166.

handele es sich um eine Art „Dressur“, die sich „flache und prosaische Naturen“ unterworfen hätten.<sup>4</sup> Schlägt man die Zeitungen auf, begegnet man königlichen Bekanntmachungen neben Anzeigen für „gute pommersche Gänsebrüste“ und „westphälischen Schinken“, die von „merkwürdigen Ausbrüchen Berliner Vaterlandsliebe“ aufgelockert werden: „Krone, / Du wirst ewig glänzen / Durch des Höchsten starke Hand, / Denn Dich Herrliche, umkränzen / Palmenzweig und Ordensband, / Die symbolisch uns verkünden, / Daß sie Ruh' und Rechte gründen“; Einladungen zu Verkaufsauktionen von Pferden, „modernen Waaren“ wie „Levanten von vorzüglicher Güte, Hausleinand, Florence, Atlas, seidenen Tüchern“ folgen sowohl Steckbriefe wie Hinweise auf Bücher, „Eau de Berlin aus der Apotheke Jägerstraße 51“ und Kunstausstellungen.<sup>5</sup> Da die ästhetische Kultur in Preußen zum Habitus der Herrscher gehörte, war man auf bürgerliche Künstler von hoher Begabung angewiesen, um ihnen ehrenvolle „Rechte“ zu spenden, solange sie nicht die im Gedicht propagierte „Ruh“ durcheinanderwarfen.

Als E.T.A. Hoffmann 1814 nach einer durch die Befreiungskriege erzwungenen mehrjährigen Pause, in welcher er sein Geld als Kapellmeister verdiente, wieder in den preußischen Justizdienst eintrat, war ihm „bange“;<sup>6</sup> hätte er nicht „für eine herzensgute Frau zu sorgen“, so würde er „lieber abermahls den musikalischen Schulmeister machen“, als sich in der „juristischen Walkmühle trillen lassen“, schrieb er aus Berlin seinem Jugendfreund Hippel;<sup>7</sup> er strebe ein untergeordnetes Amt an, um „*Allotria* treiben“ zu können, „die dem Rath verdacht werden“,<sup>8</sup> von der Kunst könne er „nicht mehr lassen“, die „verkehrte Erziehung“ habe ihn gehindert, sich ihr ganz zuzuwenden, dabei dachte er an das durch seinen Onkel adressierte Arbeitsethos, in dem er die Grundlage für sein „zerrissene[s] Leben“ sah.<sup>7</sup> Anderthalb Jahre nach der Ankunft in Berlin ernannte man Hoffmann zum Rat am Kammergericht, einem „ehrwürdige[n] Kollegium, das in Ansehung seiner Gerechtigkeitsliebe, Unparteilich-

<sup>4</sup> Per Daniel Amadeus Atterborn: Reisebilder aus dem romantischen Deutschland. Jugenderinnerungen eines romantischen Dichters und Kunstgelehrten aus den Jahren 1817 bis 1819. Neu herausgegeben von Elmar Jansen nach dem Erstdruck von 1867. Stuttgart 1970, S. 71, S. 71-72, S. 69, S. 70, S. 71.

<sup>5</sup> Königlich privilegierte Berlinische Zeitung [Vossische Zeitung] 7 (16.1.1816), 8 (18.1.1816), 25 (27.2.1816).

<sup>6</sup> E. T. A. Hoffmann: Briefwechsel Bd. 2. Hrsg. von Friedrich Schnapp. München 1968, S. 27 (an Hippel 1. 11. 1814).

<sup>7</sup> Ebd., S. 45 (12. 3. 1815).

<sup>8</sup> Ebd., S. 63 (18. 7. 1815).

keit und ordnungsgemäßer Justizpflege, vielleicht seines gleichen in ganz Europa nicht hat“ heißt es in einer Preußen ansonsten scharf kritisierenden Schrift, hier spreche man „ohne Ansehen der Person [...] Recht.“<sup>9</sup> Am 3. August 1816 erlebte Hoffmann im Schauspielhaus die erfolgreiche Uraufführung seiner Fouqué-Oper *Undine*, an der das Kammergericht lebendigen Anteil nahm; „es geht auch eine dunkle Sage, daß der große Mann aus der Wilhelmsstraße [Justizminister von Kirchhausen] im Hintergrund der Eckloge bemerkt worden seyn soll, und zwar bey der zweiten Darstellung,“ berichtete Hoffmann.<sup>10</sup> Einen tiefen Eindruck hinterließen die Bühnenbilder von Schinkel, und das Publikum sprach noch lange von den „Wasserfällen bei Mondschein-Beleuchtung“<sup>11</sup> und dem „durchsichtigen Palast auf dem Grunde des Mittelmeeres“<sup>12</sup> mit einem „aus Muscheln, Perlen, Korallen und seltsamen See-Gewächsen fantastisch zusammengesetzte[n] Portal.“<sup>11</sup> Hoffmann hatte im zweiten Stock des Hauses Taubenstraße 31 eine standesgemäße Wohnung bezogen, „in dem schönsten Teile der Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal genial gedachte Theatergebäude prangt“, wie es in *Des Vettors Eckfenster* heißt.<sup>13</sup> Für Kunz zeichnete er Grundriß und Umgebung; unten auf dem Gendarmenmarkt erkennt man Gemüseweiber, auf den Straßen Fouqué, Tieck und Brentano, aber auch erdichtete Figuren wie den Studenten Anselmus, Erasmus Spikher aus den *Abenteuern der Silvester-Nacht*, den höllischen Doktor Dapertutto und Peter Schlemihl von Chamisso; mit den italienischen Warenhandlungen von Thiermann in der Jäger- und Moretti in der Französischen Straße, die „Austern, Caviar pp“ und „Extrafeinen Rum“ anbieten, spielte Hoffmann auf seine eigenen

<sup>9</sup> Schattenriß von Berlin. Amsterdam 1788, S. 16.

<sup>10</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 99 (an Hippel 30.8.1816).

<sup>11</sup> E. T. A. Hoffmann in Aufzeichnungen seiner Freunde und Bekannten. Hrsg. von Friedrich Schnapp. München 1974, S. 355 (Schmidt); vgl. Abbildungen und Kommentar zu den Bühnenbildern bei Laurenz Demps: *Der Gensd'armen-Markt. Gesicht und Geschichte eines Berliner Platzes*. Berlin 1988, S. 257-258.

<sup>12</sup> Atterbom (Anm. 4), S. 83.

<sup>13</sup> E.T.A. Hoffmann: *Späte Werke*. Mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel und Anmerkungen von Wulf Segebrecht. München 1965, S. 598; Seitenzählung im Aufsatz in der Folge nach dieser Ausgabe. Hoffmann wohnte hinter dem Schauspielhaus, vgl. den etwas veränderten Grundriß des Platzes aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bei Demps (Anm. 11), Abb. 197; das Wohnhaus geben Abb. 125, 126 (1785) sowie Abb. 131 (1820) wieder; zum Wochenmarkt, der nach dem Bau von Hallen 1886 geschlossen wurde, vgl. Abb. 187 (Panorama von Enslen um 1835), Abb. 196 (Gaertner 1837) und Abb. 197 (Dittmann um 1860).



Schwelgereien an, selbstverständlich durfte die Weinstube von Lutter & Wegener Charlotten-/ Ecke Französische Straße nicht fehlen, wo der Kammergerichtsrat bald alle Nächte seine Privatbühne aufschlagen sollte; auf den Kirchenkuppeln plazierte er zwei Glöckner, die mit einer großen Glocke in der Hand einander zuläuten, den Giebel des Theaters ließ er von einem Affen erklettern; aus dem Arbeitszimmer steckt Hoffmann seinen Kopf heraus, um mit dem Schauspieler Devrient zu plaudern, der im selben Haus wohnt; den Mittelpunkt des Bühnenhauses nehmen weder Intendant noch Chor oder Ballett ein, sondern der Kapellmeister Weber, während Beefsteaks den Boden pflastern, mustert Kreisler, die Arme gekreuzt, den Dickwanst, je ein Pokal Madeira und Chambertin umrahmen die kleine Szene; in den äußersten Winkel rechts oben zeichnete Hoffmann das Gerichtsgebäude aus der Lindenstraße ein, nicht ohne dort einen Anonymus mit entblößtem Hinterteil seine Notdurft verrichten zu lassen.<sup>14</sup> Mit solchen Bildern heiterte er die „prahlende und trockene Monotonie“<sup>15</sup> auf, die nach zeitgenössischen Berichten Berlin charakterisierte, überall herrsche „Bewegung und Regung“, aber „gleich einer Spieluhr mit *einem* Stereotyp-Liede“;<sup>16</sup> die Tage schleichen „so eintönig fort“,<sup>17</sup> und der Beschauer des Stadtbildes werde „bald all der Richtschnurbauten, Linien und geometrischen Figuren überdrüssig“, er glaube beständig, „unter Reihen von lauter Kasernen zu wandeln.“<sup>15</sup> Obwohl Hoffmann in den literarischen Teegesellschaften Mittelpunkt wurde und darin Fouqué ablöste,<sup>18</sup> verabscheute er die „abgestandenen Beifallsphrasen“ der „feine[n] Societät“ und zog öffentliche Orte vor, wo er ohne Anstoß zu erregen, die Menschen verlassen konnte, sobald sie ihn langweilten.<sup>19</sup> War er „abends in zwei Cirkeln, von sieben bis neun, und von neun bis zwölf gewesen, so ging er, es mochte so spät seyn als es wollte [...] noch in das Weinhaus, um dort den Morgen abzuwarten“, berichtete sein Biograph, „früher in seine Wohnung zurückzukehren, war ihm nicht gut möglich.“<sup>20</sup> Hoffmann bevorzugte Champagner, teure Weine und mit Gewürzen versetzte kalte Punschgetränke wie

<sup>14</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6) Beilage zwischen S. 66-67.

<sup>15</sup> Atterbom (Anm. 4), S. 49.

<sup>16</sup> [Friedrich Arnold Steinmann]: Briefe aus Berlin. Geschrieben im Jahr 1832. Teil 1. Hanau 1832, S. 4.

<sup>17</sup> Der Freymüthige oder Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser Nr. 15 (20.4.1816) S. 60.

<sup>18</sup> Atterbom (Anm. 4), S. 71.

<sup>19</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 368 (Hitzig).

<sup>20</sup> Ebd., S. 370 (Hitzig).

Bischof aus Rot- und Kardinal aus Weißwein;<sup>21</sup> „er trank, um sich zu montiren“,<sup>20</sup> der Mensch gösse Wein auf, und das Getriebe im Inneren drehe sich rascher, auch sprach er vom Nachschüren, „damit es lustiger brenne.“<sup>22</sup> Morgens schrieb er, um nachmittags zu schlafen, lediglich an Montagen und Donnerstagen mußte er die Morgenstunden dem Kammergericht opfern. War Hoffmann durch den Alkohol in „exotische Stimmung“ gebracht, konnte er bei Lutter & Wegener über mehrere Stunden vor seinen Zuhörern unaufhaltsam ein „Feuerwerk von Witz“ abbrennen,<sup>20</sup> das sich nicht selten an Eigenschaften der beobachteten Gäste entzündete; mit Kreide karikierte er „einen jeden der Anwesenden“, um die Tafel mit der Bemerkung „Erkennen sie diesen?“ hoch zu heben;<sup>23</sup> oft warf er seine Zeichnungen mit der Feder auf ein Blatt Papier,<sup>24</sup> noch lange nach seinem Tod bewahrte die Weinhandlung eine Sammlung dieser Karikaturen auf und zeigte sie „bekannteren oder erleseneren Gästen als Denkwürdigkeit.“<sup>25</sup> Von Anfang an gehörte der Schauspieler Devrient dazu, der es verstand, erdichtete Gestalten „auf dem Fleck mit Fleisch und Bein hinzustellen“, so ließ er einmal den Pastor mit herabhängender Unterlippe, der auf Hogarth' Titelpuffer zum dritten Teil des *Tristram Shandy* das Kind hält, „bis zum Leben täuschend sprechen.“<sup>26</sup> Das Weinhaus wurde von „Einheimischen und Fremden“ oft nur deshalb besucht, „um die berühmten Männer [...] zu sehen“;<sup>27</sup> Beschreibungen wie Berlins *Licht- und Schattenseiten* warben für Lutter & Wegener mit der häufigen Anwesenheit vom „Verfasser der ‚Phantasiestücke in Callots Manier‘.“<sup>28</sup> Die Weine waren wegen der hohen Akzise teuer,<sup>29</sup> und als Hoffmann nach seinem Tod dem Weinhaus Schulden in Höhe eines Jahresgehalts hinterließ, verzichtete der Besitzer auf die Summe mit der Begründung, daß der Dichter den „Schaden durch die vielen Gäste, die er zu ihm gezogen, mehr als gutgemacht habe.“<sup>30</sup>

<sup>21</sup> Ebd. S. 417 (Oehlenschläger); Klaus Günzel: E.T.A. Hoffmann. Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten. Düsseldorf 1979, S. 510, Anm. zu S. 107 „gebischoft“.

<sup>22</sup> Hans Günther: E. T. A. Hoffmanns Berliner Zeit als Kammergerichtsrat. Berlin 1976, S. 7.

<sup>23</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 327 (Caroline de la Motte Fouqué).

<sup>24</sup> Ebd., S. 371 (Hitzig).

<sup>25</sup> Ebd., S. 503 f. (Rellstab).

<sup>26</sup> Ebd., S. 504 (Hitzig).

<sup>27</sup> Ebd., S. 502 (Rellstab).

<sup>28</sup> Adolf von Schaden: Berlins Licht- und Schattenseiten. Dessau 1822, S. 155.

<sup>29</sup> Ebd., S. 153.

<sup>30</sup> E.T.A. Hoffmann: Briefwechsel Bd. 3. Hrsg. von Friedrich Schnapp. München 1969, S. 307.

Die Beurteilungen wurden nicht müde, Hoffmanns juristische Arbeiten zu loben, selten sei „die Kunst rasch und mit der höchsten Präcision zu arbeiten, mit dem Talent, tief in den Geist der Gesetze einzudringen, in so hohem Grade vereinigt wie bey ihm.“<sup>31</sup> Im „Vertrauen auf seinen Scharfblick“ und die „Festigkeit und Solidität“ des Charakters<sup>32</sup> wurde er 1819 zum Mitglied einer Kommission berufen, welche nach den „Karlsbader Beschlüssen“ gegen „hochverräterische Verbindungen und andere gefährliche Umtriebe“ ermitteln sollte. Eines der Verfahren richtete sich gegen Friedrich Ludwig Jahn. Obwohl Hoffmann ihn 1818 in einer Anekdote als „berühmten Hüpf-, Spring- und Schwungmeister“ verspottet hatte und ihm seine Deutschtümelei ein Greuel war,<sup>33</sup> lehnte er trotz Einwänden gegen seine „abenteuerlichen Ideen“ einen Tatvorwurf im Sinn des Gesetzes ab;<sup>34</sup> Hoffmann erfüllte damit nicht die Erwartungen des Oberregierungsrats von Kamptz, der in einer von ihm lancierten Zeitungsmeldung dem Turnvater Aufrufe zum Meuchelmord vorgeworfen hatte; eine Beleidigungsklage des Angegriffenen wurde von Hoffmann ausdrücklich unterstützt, Kamptz sei „in gewöhnlicher Art vorzuladen“,<sup>35</sup> was – unter Mißachtung des Kammergerichts – vom Staatsrat verhindert wurde. Da Hoffmann sich mehr um Entlastung als um Verurteilung auch der anderen Angeklagten bemühte, versetzte man ihn im Oktober 1821 mit einer Gehaltserhöhung an den Oberappellations-Senat. Wenn er Hippel gegenüber das „Gewebe heillosen Willkür“ und die „freche Nichtachtung aller Gesetze“ beklagte,<sup>36</sup> konnte er sich im Einklang mit dem um seine Unabhängigkeit besorgten Kammergericht fühlen. Vermutlich bei Lutter & Wegener muß Hoffmann Anfang 1822 Einzelheiten der Knarrpanti-Episode aus *Meister Floh* zum Besten gegeben haben, mit der er sich über die Beweggründe von Kamptz bei der Demagogenverfolgung lustig machte; durch ein von Meister Floh geliehenes „mikroskopisches Glas“ bekommt Peregrinus die Gabe, die Gedanken von Knarrpanti [Narr Kamptz] zu lesen, es läge ihm nicht „an der wirklichen Ermittlung der Wahrheit“, er habe sich nur „selbst im Auge“ und wolle „bei dem Herrn [...] so viel Beifall und Geld [...] erobern als nur möglich“,<sup>37</sup> „das Denken“ heißt es vorher aus der

<sup>31</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 430, vgl. auch S. 459.

<sup>32</sup> Ebd., S. 520.

<sup>33</sup> E. T. A. Hoffmann: Schriften zur Musik, Nachlese. Hrsg. von Friedrich Schnapp. München 1963, S. 642.

<sup>34</sup> Günther (Anm. 22), S. 64.

<sup>35</sup> Ebd., S. 39.

<sup>36</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 263.

<sup>37</sup> Späte Werke (Anm. 13), S. 756.

Sichtweise des Geheimen Hofrates, „sei an und vor sich selbst eine gefährliche Operation.“<sup>38</sup> Schon am 10. Januar 1822 notierte Varnhagen in sein Tagebuch, daß Hoffmann an einer „humoristischen“ Erzählung schreibe, „worin die ganze demagogische Geschichte, fast wörtlich aus den Protokollen, höchst lächerlich gemacht wird.“<sup>39</sup> Kamptz, der es später bis zum preußischen Justizminister bringen sollte, beauftragte am 17. Januar einen Agenten, in Frankfurt das Manuskript zu beschlagnahmen; etwa um diese Zeit muß der Autor davon erfahren haben<sup>40</sup> und bat den Verleger, zwei verfängliche Stellen nachträglich zu streichen;<sup>41</sup> in seiner Verteidigungsschrift gestand er eine „schlaflose Nacht“<sup>42</sup> ein; nicht auszuschließen ist, daß die Staatsaktion den Ausbruch der Todeskrankheit psychosomatisch beschleunigte. Die Hitzig gegenüber am 18. Januar erwähnten „rheumatischen Zufälle“,<sup>43</sup> an denen Hoffmann schon häufig gelitten hatte, war eine durch Alkoholmißbrauch verursachte akute „Leberverhärtung“ im November vorausgegangen;<sup>44</sup> die neuerliche Erkrankung führte jetzt zu einer Lähmung, die von Herzbeschwerden, Fieber, Kollapszuständen und Fußödemen<sup>45</sup> begleitet wurde. Obwohl sich der Verfasser zur Tilgung der gesamten Knarrpanti-Episode bereit erklärte, gaben Kamptz und der Innenminister Schuckmann nicht nach und veranlaßten, daß der König von dem Vorfall unterrichtet wurde. Durch ein Attest konnte sich Hoffmann zunächst der Vernehmung entziehen, um seine Verteidigungsschrift vorzubereiten. Dort leugnete er jede satirische Absicht, plädierte jedoch selbstbewußt dafür, daß sich der „humoristische Dichter [...] in dem Gebiet seiner phantastischen Welt frei und frisch zu bewegen“ habe.<sup>46</sup> Zu seinem letzten Geburtstag am 24. Januar trank Hoffmann nur noch Selterswasser, „während er seiner Gesellschaft die köstlichsten Weine“ vorsetzte; „wenn er sonst [...] mit der unermüdlchen Beweglichkeit den Tisch umkreiste, um einzuschenken und die Unterhaltung anzufachen, wo sie stockte, so saß er heute den ganzen

<sup>38</sup> Ebd., S. 754.

<sup>39</sup> Briefwechsel Bd. 3 (Anm. 30), S. 217.

<sup>40</sup> Die in Hoffmanns Verteidigungsschrift ebd., S. 261 erwähnte Episode „in der Gegend des Dümmlerischen Ladens“ ist unwahrscheinlich; vgl. dort Anm. 7.

<sup>41</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 347 f. (an Wilmans 19.1.1822).

<sup>42</sup> Briefwechsel Bd. 3 (Anm. 30) S. 261.

<sup>43</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 346.

<sup>44</sup> Ebd., S. 322 (an Wilmans 6.11.1821).

<sup>45</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 634 (Attest Dr. Meyer 8.2.1822); Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 364 (an Hippel 8.2.1822), S. 370 (an Hitzig 2.3.1822); Ebd., S. 379 (an Hitzig vermutlich April 1822).

<sup>46</sup> Briefwechsel Bd. 3 (Anm. 30), S. 260.

Abend in seinen Lehnstuhl gefesselt.“<sup>47</sup> Bald versagten nicht nur die Füße ihren Dienst, sondern auch die Finger,<sup>48</sup> so daß Hoffmann seinem Krankenwärter diktieren mußte, dann starben die Hände ab,<sup>49</sup> „ebenso einzelne Theile des innern Organismus“,<sup>50</sup> während sein „Geist [...] ganz frisch und thätig“ blieb;<sup>51</sup> am 21. Juni, dem Tag seines Todes, war die „Lähmung bis hinauf an den Hals getreten.“<sup>50</sup>

Hoffmann liebte Spaziergänge, doch unterbrach er sie häufig durch die Einkehr in Wirtshäuser und Konditorläden, „das bloße Sehen von Menschen galt ihm mehr als Alles,“ erinnerte sich Hitzig;<sup>52</sup> damit nahm er an einem „innigen Vergnügen“ teil, das in Berlin zum Alltagsleben gehörte, denn während die Leute in „gebildeten Zirkeln“ ihre „schlimmen Neigungen versteckt“ hielten, heißt es im *Beobachter an der Spree*, offenbarten sie sich an öffentlichen Orten als „Karikaturen von recht greller Gattung“; alles in der Welt sei „zweiseitig.“<sup>53</sup> Nach der Erkrankung mußte Hoffmann die Beobachtungslust am Fenster seiner Frau Ecke Tauben-/ Charlottenstraße <sup>54</sup> befriedigen, wo er die Augen besser über einen Ausschnitt des Gendarmenmarkts zwischen Schauspielhaus und deutscher Kirche wandern lassen konnte. Im Herbst 1820 hatte ihn Symanski für seine neue Zeitschrift *Der Zuschauer* um Beiträge gebeten;<sup>55</sup> in der ersten Nummer versprach er in einem offenen Schreiben seine Mitarbeit, weil ihn der Titel an seine „Lieblingsneigung“ erinnere, „schwarz auf weiß“ von sich zu geben, „was ich eben recht lebendig erschaut;“<sup>56</sup>

<sup>47</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 623 (Hitzig).

<sup>48</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 367 (an Dümmler 19.2.1822).

<sup>49</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 656 (Hitzig).

<sup>50</sup> Ebd., S. 659 (Hitzig); Vgl. Hans Rudolf Frank: E.T.A. Hoffmanns Todeskrankheit. In: Deutsches Ärzteblatt (1967) H. 12, S. 671-674, H. 13, S. 728-729, H. 14, S. 776-781, dort S. 781 die Diagnose einer Periarteriitis nodosa, ein Auslesefaktor für die Entzündung der peripheren Nerven sei neben „Fehlernährung und Malabsorption“ eine „Hepatopathie, alle drei [...] durch Alkohol [...] verschlimmert.“

<sup>51</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 379 (an Wilmans 15.4.1822); S. 381 (an Wilmans 26.5.1822).

<sup>52</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 709.

<sup>53</sup> Wahrnehmung eines Spaziergängers an einem Sonntage. In: *Der Beobachter an der Spree* 10 (24.6.1811) 26, S. 408.

<sup>54</sup> Georg Wirth: Taubenstraße No. 31 [...]. Hoffmanns Wohnung in Berlin. In: *Mitteilungen der Hoffmann-Gesellschaft* 28 (1982) S. 37 zeigt eine Radierung mit dem Wohnhaus.

<sup>55</sup> Adolf von Schaden (Anm. 28), S. 64 berichtet, daß Symanskis Zeitschrift „*Der Freymüthige für Deutschland*“ „demagogischer Tendenz halber von der Regierung unterdrückt worden war.“

<sup>56</sup> *Schriften zur Musik, Nachlese* (Anm. 33), 673.

mit dem Dialog *Des Vetters Eckfenster* löste er anderthalb Jahre später sein Versprechen ein,<sup>57</sup> dabei spielte er auf die Knarrpanti-Affäre an, wenn er schrieb, daß der „unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei [...] schwarzes Unheil“ über den „armen Vetter gebracht“ habe (S. 597). Seit Anfang Februar wußte Hoffmann von den Plänen des Innenministers,<sup>58</sup> ihn „aus dem Gerichtshofe der Residenz in eine entfernte Provinz, z.B. nach Insterburg zu versetzen“;<sup>59</sup> mit dem Blick über den großen Markt, „der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal und genial gedachte Theatergebäude prangt“ (S. 598), versicherte er sich noch einmal der unmittelbaren Umgebung, die ihm entzogen werden sollte. Naturalistisch gab Hoffmann den Grad seiner Lähmung wieder, der Vetter habe „durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren“, wenn er „etwas aufschreiben wollte, versagten ihm [...] die Finger“ (S. 597). Hoffmann stattete den Kranken mit seinen eigenen Attributen aus, wie wir sie von Selbstporträts für Kunz und Devrient kennen;<sup>60</sup> er setzte ihn mit „rote[m] Mützchen“, „Warschauer Schlafrock“, „türkische[r] Sonntagspfeife“ (S. 598) in einen „mit Kissen gepackten Lehnstuhl“ (S. 597). Selbst das bescheidene Mahl aus „Fleischbrühe [...], einem in Salz aufrecht gestellten weichgesottenen Ei, und einer halben Mundsemmel“ (S. 621), zu dem der Vetter am

<sup>57</sup> Der Zuschauer. Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung Nr. 49-54 (23.4.-4.5.1822); der von Benjamin zu einem „Album von kolorierten Stichen“ verkleinerte Dialog hat vor allem in jüngster Zeit eine Aufwertung erfahren, vgl. u.a. Heinz Brüggemann: „Aber schickt keinen Poeten nach London!“ Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert. Reinbek 1985, S. 173-187, dort am Anfang eine Auseinandersetzung mit Benjamin; Ulrich Stadler: Die Aussicht als Einblick: In: Zeitschrift für deutsche Philologie 105 (1986), S. 498-515; Günter Oesterle: E.T.A. Hoffmann, Des Vetters Eckfenster. Zur Historisierung ästhetischer Wahrnehmung oder Der kalkulierte romantische Rückgriff auf Sehmuster der Aufklärung. In: Der Deutschunterricht 39, 1 (1987) S. 84-110 sowie Klaus Siebenhaar: Lichtenbergs Schaubühne. Imaginarium und kleines Welttheater. Opladen 1994, dort S. 74-78 ein Exkurs zu Hoffmann, auch S. 62-74 und S. 78-115 sind für das Verständnis des „Eckfensters“ recht hilfreich.

<sup>58</sup> Vgl. dazu die Notiz Hoffmanns in Schriften zur Musik, Nachlese (Anm. 33), S. 909 über den Besuch des Kanzlei-Direktionsassistenten Meyer: „[...] zieht Insterburg aus der Tasche wie ein gläsern Dolch.“

<sup>59</sup> Briefwechsel Bd. 3 (Anm. 30) S. 243 (Schuckmann an Hardenberg 4.2.1822).

<sup>60</sup> Vgl. die Zeichnungen in einem Brief an Kunz vom 4.3.1814 (Briefwechsel Bd. 1. Hrsg. von Friedrich Schnapp. München 1967, S. 446) sowie mit einer Einladung an Devrient „bey mir ein Gläschen Punsch einnehmen“ zu wollen (Briefwechsel Bd. 2, Anm. 6, S. 290), ferner das Aquarell „Der Kapellmeister Johannes Kreisler in Haustracht nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher“, evtl. einem Brief an Kunz vom 28.2.1815 beigelegt (Briefwechsel Bd. 2, Anm. 6, Beilage zwischen S. 40 und 41).

Ende hingerollt wird, sei für die letzten Lebensmonate – nach dem Zeugnis von Hoffmanns Biographen – „treu aufgefaßt.“<sup>61</sup> Noch lassen die Schmerzen „Fünkchen von guter Laune [...] hin und wieder aufglimmen“ (S. 622) und die Lähmung „vermochte nicht den raschen Rädergang der Fantasie zu hemmen“ (S. 597). Hoffmann ging es im *Eckfenster* nicht um die „besonderen Gefühle eines sich selbst scharf beobachtenden Kranken“, die er lieber „für ein ärzt[lich]es Journal“ diktieren wollte,<sup>62</sup> sondern um einen pädagogischen Diskurs, für den er die Figur eines gesunden Vetters erfand, der sich weder in der Literatur (S. 597) noch in der Wahrnehmungskunst (S. 600) auskennt. Vielleicht dachte er an die Bemerkungen, die Symanski seinem offenen Brief in der ersten Nummer des *Zuschauer* vorangestellt hatte, Hoffmanns Sendung sei die „passendste Ouvertüre zu dem großen Konzert“, mit welcher die Zeitschrift ein „Symposion [...] ganz nach Sokratischer Weise“ eröffnen wolle, um mit „geschickte[n] Fragen und durch Anknüpfung an Bekanntes den Gast so zu leiten [...], daß er den [...] unter Zuckerhülle vorgesetzten, oft freilich bitteren Kern der Wahrheit von selbst findet.“<sup>63</sup> Hoffmann verteilte im *Eckfenster* den Dialog auf Verwandte; um die Kenntnislosigkeit des Besuchers zu relativieren und eine gleichberechtigte Gesprächsebene zu schaffen, ließ er den Kranken an einer schöpferischen Krise leiden, die von einer Kommunikationshemmung begleitet wird: „Sowie mein Vetter etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verstoben und verflogen“ (S. 597). Als Wärter gesellte er ihm einen „alte[n], grämliche[n] Invaliden“ zu, der die Besucher „murrend und keifend [...] wie ein beißiger Haushund“ von der Türe weist und keinerlei Gesprächsbereitschaft erkennen läßt; er ist lediglich in der Lage, „die melodiossten Märsche aus seinen Kriegsjahren“ zu pfeifen, während sich der Gelähmte in seinem Räderstuhl durch Hin- und Herfahren Bewegung verschafft (S. 599). Weil der Besucher von unten den Vetter an seiner roten Mütze erkennt und mit dem Schnupftuch eine Botschaft sendet, löst er die Kommunikationssperre. Oben angekommen setzt sich der Gast im Fensterraum dem Vetter gegenüber, doch als er über den ganzen Markt schaut, ist er unfähig, mit angemessener Energie auf den raschen und ununterbrochenen Wechsel von Situationen zu reagieren; die Volksmasse erscheint ihm so dicht, daß er glaubt, „ein

<sup>61</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 656 (Hitzig).

<sup>62</sup> Notiz etwa April bis Juni 1822, der Plan blieb unausgeführt. In: Schriften zur Musik, Nachlese (Anm. 33), S. 909.

<sup>63</sup> Ebd., S. 963.

dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen“; er sieht sich nicht in der Lage, einzelne Menschen oder Gruppen voneinander zu trennen; die „verschiedensten Farben“ erwecken „im Sonnenschein [...] den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets“ (S. 600). Hoffmann nahm Elemente der um die Jahrhundertwende von Simmel entworfenen Reizschutztheorie vorweg, nach welcher der moderne Großstädter auf die massenhafte Bewegung mit Abstumpfung und einer daraus folgenden „Steigerung des Nervenlebens“ reagiert.<sup>64</sup> Beim Blick auf das „bunte Gewühl der wogenden Menge“ (S. 602) fühlt sich der Gast an „einen kleinen Schwindel“ erinnert, „der dem nicht unangenehmen Delirieren des nahenden Traumes“ gleicht. (S. 600) In zwölf Lektionen versucht der kranke Vetter, den Wahrnehmungspanzer seines Besuchers zu öffnen; daß er ziemlich „hoch in einem kleinen niedrigen Zimmer wohnt“ (S. 598) und einen Operngucker zur Hand hat, erleichtert die Aufgabe. Die Kuppel der deutschen Kirche und die Giebel-Statuen geraten dabei ebensowenig ins Blickfeld wie der plastische Schmuck des neu erbauten, erst im Vorjahr eingeweihten Theatergebäudes von Schinkel.<sup>65</sup> Zum Verzicht auf die herrschaftliche Rundschau eines Panoramas tritt der auf einen Führer-Monolog, die Neugier richtet sich auf „Szenerie[n] des bürgerlichen Lebens“ (S. 600), die ausgespäht und von beiden Gesprächspartnern „demokratisch“ kommentiert werden; indem der Vetter das Glas immer wieder aus der Hand gibt, verhindert er eine einseitige Sicht. Aufforderungen („Komm, Vetter, schau hinaus!“, S. 599, „Nimm mein Glas, nimm mein Glas“, S. 604), geschickte Fragen („Bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person?“ S. 600; „Wie gefällt dir das Mädchen, das soeben dort an der Pumpe [...] daherkommt?“ S. 604) und Ermunterungen („Nicht übel geraten“, S. 600; „Bravo! bravo Vetter! dein Blick schärft sich“, S. 605) helfen dem Besucher, mehr und mehr Einzelheiten zu unterscheiden. Zunächst werden die Augen des Gastes auf eine etwas fremdartig gekleidete Person gelenkt, die in ein Gespräch mit einem Bürstenbinder vertieft ist; nach dem freudigen Ausruf „Ich habe sie gefaßt“ beschreibt der Besucher ihr Kopftuch als „grell zitronenfarbig“, um aus der turbanähnlichen Faltung eine Französin zu erschließen, die nach dem letzten Krieg „ihr Schäfchen hier ins trockene gebracht“ habe (S. 600). Da die Frau im Marktgetümmel

<sup>64</sup> Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Gesamtausgabe. Hrsg. von Otthein Rammstedt. Bd. 7. Frankfurt a.M. 1995, S. 116.

<sup>65</sup> Eva und Helmut Börsch-Supan u.a.: Berlin. Kunstdenkmäler und Museen. Stuttgart 1977, S.124 f.



untertaucht, gilt der nächste Rat dem Fixieren („Versuche, [...] ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst“); der Besucher erhascht zunächst lediglich das Tuch, das als „brennende[r] gelbe[r] Punkt die Masse durchschneidet“, zur Kirche wandert, zu den Buden, und er hat Schwierigkeiten, in dem „scheckichten, sinnverwirrenden Gewühl“ mit dem Glas das Detail festzuhalten, endlich findet er die Person wieder und beobachtet, wie sie mit „kennerischen Fingern“ eine „gerupfte Gans“ betastet. Gedankenstriche und Wortwiederholungen vergegenständlichen die Erschütterung des um Statik bemühten Beobachters; erst das „Fixieren des Blicks“, erfährt er vom Vetter, „erzeugt das deutliche Schauen“ (S. 600). Bei der zweiten Person gelingt es dem Gast schon besser, die Realien vom „seidenen[n] Hut“ mit „bunten in den Lüften wehenden Federn“ bis hinunter zu den „blaugraue[n] Strümpfen“ und „Schnürstiefeln“ zu erfassen; er entziffert „wütende Blicke“ und erkennt, daß auch die Hände – ohne etwas zu erhandeln – voll Affekt „Gemüse, Obst, Fleisch usw.“ angreifen; dem Vetter bleibt es vorbehalten, die „Person, die keinen Markttag fehlt“, als „rabiante Hausfrau“ zu typisieren (S. 601).

Da die Zeichenkunst der Gesichter und Gebärden bei Hoffmann auf Übertreibung aus ist, erscheinen zur dritten Lektion im Glas „ein Paar alte Weiber“, die in der Türöffnung des Theaters hocken und würdig wären, „von dem Krayon eines Hogarths verewigt zu werden“ (S. 601); in der folgenden Episode erfand Hoffmann zu der dicken gemütlichen Marktfrau ein „schadenfrohes Teufelchen“ hinzu, „das, wie auf jenem Hogarthischen Blatt [...] heimtückischerweise die Stuhlbeine“ absägt: „Plump! fällt sie in ihr Glas und Porzellän, und mit dem ganzen Handel ist es aus“ (S. 603).<sup>66</sup> Der Vetter entwirft vom Marktreiben bewegliche Bilder, die zuweilen tatsächlich an Hogarth erinnern, um sie wie Lichtenberg zu kommentieren.<sup>67</sup> Ohne Zweifel zitierte Hoffmann in der Ermittlung von Gestik, Mimik und Habitus dessen pathognomisches Verfahren,<sup>68</sup> das der populären Physiogno-

<sup>66</sup> Vermutlich dachte Hoffmann an „Paulus before Felix“ (1751), der Untertitel „Design'd & Etch'd in the ridiculous manner of Rembrandt“ gibt die satirische Stoßrichtung gegen die „große Historie“ an, auf dem Schemel, den ein schlafender Bauernengel hält, steht keine Betschwester, sondern Paulus. Vgl. Herwig Guratzsch (Hrsg.): William Hogarth. Der Kupferstich als moralische Schaubühne. Katalog Karl Arndt. Stuttgart 1987, S. 186 f.

<sup>67</sup> Hoffmann kannte Lichtenbergs Kommentare aus der Leihbibliothek von Kunz, auf die er in seinem Katalog-Vorwort ausdrücklich hinweist (Briefwechsel Bd. 3, Anm. 30, S. 35); zur frühen Kenntnis von Hogarth vgl. Briefwechsel Bd. 1 (Anm. 6), S. 190 (an Hippel 11.-14.5.1804).

<sup>68</sup> Georg Christoph Lichtenberg: Über Physiognomik. In: Schriften und Briefe. Hrsg. von Wolfgang Promies. Bd. 3. München 1972, S. 263-295.

mielehre des 18. Jahrhunderts verpflichtet war. So spricht der Vetter einmal von seiner „geübten Physiognomik“ (S. 602), bald hat der Unterricht den Gast in die Lage versetzt, ein Gesicht als Ganzes zu erfassen bis hin zum „Toupet *en cœur* frisiert, mit kleinen steifen Locken über den Ohren“ (S. 610); schließlich wird er aufgefordert, das Almosengeben zu studieren, um den Charakter unterschiedlicher Standespersonen zu bestimmen: „[...] hierin liegt alles. Schau einmal [...] eine Zeitlang hin, und sag mir, was du gewahrst“ (S. 614). Doch Hoffmann ging es im *Eckfenster* weder um eine Anleitung zur Ausspähkunst noch um eine Moral-Satire à la Hogarth,<sup>69</sup> Ziel ist „allerlei Ergötzliches“ (S. 600), um den „Dämon der Langeweile“<sup>70</sup> in Schach zu halten; immer wieder suchen sich die Gesprächspartner „tolle“ (S. 601) und „abenteuerliche Figur[en]“ (S. 609) aus wie den „winddürren Mann“ (S. 609), der in die verschiedensten Fächer eines viereckigen Kastens Pflaumenmus, Heringe und Wurzelwerk verstaut, er schreitet wie eine leibhaftige Karikatur mit „langen, gravitatischen Schritten“ über den Markt, um zwei Enten, eine Gans und eine Kalbskeule in die weiten Rocktaschen zu schieben (S. 610). Der Markt wird für beide Beobachter zur Schaubühne, ihre registrierenden Blicke dringen bis in intime Bereiche vor und ermöglichen wie aus einer Loge heraus eine „unbeteiligte Teilnahme.“<sup>71</sup> Einmal richtet der Besucher seine Neugier auf ein „großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Aussehen“ mit „hohen weißen Schwungfedern“ und einem funkelnagelneuen Überrock (S. 612); beim Handschuhausziehen bringt das Fernglas in aller Schärfe „eine blutrote, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute Faust [...] zum Vorschein“ (S. 613); offensichtlich handelt es sich um einen Transvestiten;<sup>72</sup> vom Vetter aufgefordert, läßt der Gast seine Augen über den abgestellten Korb gleiten; während der Inhalt – ein Kohlkopf, einige in Papier gewickelte Heringe, eine Hammelleber, kaum appetitlicher Schafskäse sowie ein kleiner Rosenstock – im Widerspruch zur Prunkkleidung steht, verraten Pantoffeln und

<sup>69</sup> Satire blitzt im *Eckfenster* nur einmal auf; als sich der Besucher über das Betteln eines blinden Kriegsinvaliden wundert, weil für ihn doch „so gut gesorgt“ sei, entgegnet der Vetter: „Du bist in gar großem Irrtum“ (S. 613); zwar verkettet Hoffmann dessen Sklavenschicksal in der Folge mit der Ausbeutung durch eine „robuste“ Marktfrau (S. 614), doch die damals vielfach kritisierte Schädigkeit des preußischen Staates wird verdeckt zur Sprache gebracht. Vgl. von Schaden (Anm. 28), S. 40 f., die Kriegsinvaliden „erhielten monatlich pro Kopf einen Thaler“, ihnen bleibe nichts übrig als zu betteln. Vgl. auch Hoffmanns Gutachten für Helmina von Chézy (Aufzeichnungen, Anm. 11, S. 324).

<sup>70</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 369 (Hitzig).

<sup>71</sup> Siebenhaar (Anm. 57), S. 70.

<sup>72</sup> von Schaden (Anm. 28) widmet den „Warmen“ S. 72-73 eine kurze Passage.

Stiefelknecht das „leichtsinnige Kind der Verderbnis“ (S. 613). Das Vorhandensein des optischen Verstärkers genügt nicht, um die ganze Wirklichkeit sichtbar zu machen; ebensogut „wie der Verstand“ müssen die „innern Augen [...] im Kopfe sitzen“, hatte Hoffmann im Gründungsheft des Zuschauer gefordert.<sup>73</sup> Das Übungsprogramm zielt nicht nur auf die „Kunst zu schauen“ (S. 600), sondern auch auf die Freisetzung der Phantasie. So erscheint beiden die „exotische Person“ (S. 611) des „winddürren Mannes“ ein „unauflösbare Rätsel“ (609), über den die vertrackt reflektierte Optik des Vetters seinem Zuhörer zwei „Hypothese[n]“ (S. 611) zuspielt, zuerst wird er als alter Zeichenlehrer mit tierischem Appetit gelesen, der seinen Malkasten als Marktkorb zweckentfremdet hat, da jedoch der Besucher vor dem „widrigen Mann“ die Augen schließen möchte, gräbt der Vetter aus dem Inneren einen gemütlichen französischen Pastetenbäcker hervor, der recht gut zu den äußeren Zeichen zu passen scheint (S. 611 f.). Schon vorher mußte der Gast über die „lebendige Darstellung“ staunen, welche der Vetter aus dem Wahrgenommenen „herauskombiniert“ hatte (S. 602). Um keine Eintönigkeit aufkommen zu lassen, besteht das *Eckfenster* aus einer Mischung von unmittelbaren Beobachtungen, Phantasiegebilden und erinnerten Eindrücken. Gegen Ende holt der Vetter aus seinem Gedächtnis eine Köhlerfamilie auf die Bühne, die „sonst ihre Ware gegenüber unserem Fenster am Theater feilbot“ (S. 610). Da trippelt vor dem Auge des Besuchers ein kleiner erwachsener Kohlenbrenner hin und her mit „kolossalen Hände[n] und Füße[n]“, um vor den Frauen „Süßigkeiten auszustoßen“. (S. 617). Humorvoll entwirft der Vetter einen ungeheuren Kohlensack mit ein paar Füßchen. „Es schien ein fabelhaftes Tier, eine Art märchenhaftes Känguruh über den Markt zu hüpfen“, kommentiert er seine Gestalt (S. 618). Solche „Gemälde“ entsprachen dem Geschmack des Berliner Publikums. Im *Beobachter an der Spree* konnte der Leser ähnliche „possierliche Auftritte“ finden. „Klein, hager und verwachsen saß das Kerlchen auf dem großen Miethgaule, wie der Punkt auf einem i“, heißt es in einer Skizze zum Nationalfeiertag über einen Schneidermeister.<sup>74</sup> *Zerrbild[er] nach dem Leben*<sup>75</sup> nennt das Volksblatt seine Szenen, in denen z.B. eine *Berliner Zierpuppe* die Röcke hebt, um nicht nur die „Stiefelchen von farbigem Etamin“ zum Vorschein kommen zu lassen, sondern auch die „runde volle Wade“; überquert sie „einen Rinnstein, so muß das Strumpfband von rosa Seide oder [...]

<sup>73</sup> Schriften zur Musik, Nachlese (Anm. 33), S. 674.

<sup>74</sup> Das Feuerwerk am 3ten August. In: Der Beobachter an der Spree 17 (17.8.1818) 23, S. 520.

<sup>75</sup> Ebd. 20 (15.1.1821) 3, S. 44; 20 (8.2.1821) 6, S. 91, 18 (8.2.1819) 6, S. 91.

mehr noch sichtbar werden.<sup>76</sup> Wenn Hoffmann die Tochter des geheimen Oberfinanzrats „die Augen verschämt“ niederschlagen läßt (S. 604), folgt er dem unhöfischen Tugendkanon; der Vetter hört nicht auf, die Sitten der Bürgerstochter zu rühmen, sie sei natürlich, frei von Ziererei, beseelt und verfüge über „treffenden Verstande“ und „feinen Takt“ (S. 605), als „Engelskind“ (S. 606) und „holder Engel“ (S. 609) wird sie vom Gast, der Geschlechtermodellierung folgend, hoch in den Himmel gehoben. Als „Gegenstück“ (S. 605) gerät dabei eine „Komödiantin“ (S. 606) mit „ausrangierte[n] „Ballettschuhen (S. 605) ins Glas, um sich von einem Studenten im „gelbe[n] kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen“ (S. 606) mustern zu lassen. Wenig später hat die Lust beide zu einer beweglichen Situation vereint: „Ein runder rotbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern – der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf – ein leichter anmutiger Knix der kleinen Theaterfee – das Gespräch ist im Gange [...]“ (S. 606). Mit diesen genau beobachteten Kleinigkeiten versinnlichte Hoffmann die Moralsatire und A la Mode-Kritik, wie sie im *Beobachter an der Spree* gepflegt wurden, zum bürgerlichen Sittemgemälde. Dabei achtete er darauf, den Ton nicht zu verletzen; in dem Bericht, der dem Dialog vorangestellt ist, verglich er den Kranken mit dem „bekannten Scarron“ (S. 597),<sup>77</sup> der, gelähmt und zu einem Z verkrümmt, im Lehnstuhl seinen *Roman comique* geschrieben hatte; so wie dieser Autor treibe der Vetter „wunderlichen humoristischen Scherz auf seine eigne Weise“ (S. 597), dabei grenzte Hoffmann den Humor des „deutschen Schriftstellers“ gegen die Frivolität des „französischen Witzes“ ab, er habe es niemals für nötig gehalten, „seine kleinen pikanten Schüsseln mit Asa fötida zu würzen“; während das aus den Wurzeln asiatischer Doldenblütler gewonnene Gummiharz, auch Teufelsdreck genannt, „in Form von Tinktur und Pillen als

<sup>76</sup> „Woran ist eine Berliner Zierpuppe zu erkennen? – wie geht sie? – wie steht sie? – wie spricht sie? – wie küßt sie? – wie schämt sie sich?“ ebd. 17 (12.4.1818) 15, S. 246-248; vgl. „Das berlinische Zierpüppchen“ ebd. 20 (17.2.1821) 7, S. 99: „Der Busen öfters auswattiert; / Die Taille eingebogen, / Korbflechtereie schmückt die Frisur [...]“, auch „Die Demoiselle Zierschnauze“ ebd. 20 (24.12.1821) 52, S. 817-819.

<sup>77</sup> Des französischen Poeten Scarron Gemälde seiner Persönlichkeit. In: Der Beobachter an der Spree 10 (15.7.1811) 29, S. 453-455; eine weitere Anregung zum „Eckfenster“ gab Karl Friedrich Kretschmann: Scarron am Fenster. In: Almanach und Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Hrsg. von W.G. Becker. Leipzig 1798, S. 64-90 und 1799, S. 42-80, dem eine Radierung von Chodowiecki beigegeben ist, vgl. Hoffmanns Notiz „Scarron's Blicke durch das Fenster – Chodowiecki“. In: Schriften zur Musik, Nachlese (Anm. 33), S. 674, Kommentar und Abbildung bei Oesterle (Anm. 57), S. 88-89, S. 91; schon Kretschmann nahm für seine Porträts Callot in Anspruch (1798, S. 89).

Beruhigung bei nervösen Störungen“ verabreicht wird,<sup>78</sup> benutzte der Vetter nur das „edle Gewürz, welches, in dem es reizt, auch stärkt“ (S. 597). Ausdrücklich bezeichnet er sich als „wackerer Callot oder moderner Chodowiecki“ (S. 600), der – anders als Hogarth<sup>79</sup> – bei aller Liebe zur Überzeichnung sein Auge nicht ausschließlich auf dem Lasterhaften ruhen läßt. Die in der Türöffnung des Theaters zum Vorschein kommenden „auffallenden Physiognomien“ der zwei alten Marktweiber finden sich in der Erzählung des Vettters mit einem armen „Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, hübsch wie der Tag“ zu einer Kaufszene verbunden; er berichtet, wie er wenige Minuten zuvor durch das Glas die eine Alte beim Feilschen um ein Stück Vexierware beobachten konnte, die sie „im Sonnenschein schimmern“ ließ; endlich handelseinig geworden, habe die aus dem Schnupftuch gewickelte Barschaft nicht ausgereicht. Dem „dämonischen Lächeln“ und den „feindseligen Blicken“ der Marktfrauen stellte Hoffmann mit „hochglühenden Wangen, helle[n] Tränen in den Augen“ (S. 602) die Scham gegenüber, welche er auch aus dem Volk aufleuchten sah.

Auffällig ist, wie sehr die „Szenerie[n] des bürgerlichen Lebens“ (S. 600) Unterschichten zur Verkörperung kommen lassen. Die ausführlichste vom Vetter erzählte Episode handelt vom lesenden Blumenmädchen, das sich wie der Autor selbst aus der Leihbibliothek von Friedrich Kralowsky in der nahegelegenen Jägerstraße bedient. Während sich Hoffmann für seine Erzählungen u.a. Sachbücher über Paris,<sup>80</sup> Schweden<sup>81</sup> oder Rom<sup>82</sup> besorgte, um Informationen über „spezielle Lebensweisen“<sup>81</sup> oder über die Lage von „Straßen und Plätzen“<sup>82</sup> einzuholen, ließ er das Mädchen die von diesen Stoffen durchsprinkelten „Phantasiestücke“ ausleihen. Der Vetter berichtet, daß er die Blumenverkäuferin bei der Lektüre eines seiner eigenen Märchen ertappt und mit dem Geständnis „hier steht der Autor des Buches“ in große Verlegenheit gebracht habe. Wenn Hoffmann das Mädchen verständnislos auf das Vorhandensein einer Künstlerexistenz reagieren

<sup>78</sup> Der Neue Brockhaus. Allbuch in vier Bänden und einem Atlas. Bd. 1. Leipzig 1941, S. 142.

<sup>79</sup> Vgl. dagegen Hogarth' Blatt „Morning“ (1738) mit dem Gemüsemarkt, Coventgarden, der Fassade von St. Paul's sowie Tom King's Coffee House, einer „damals berühmten Lokalität, die von Mitternacht bis zum Morgen geöffnet hatte“ (Hogarth, Anm. 66, S. 102); im Mittelpunkt steht eine alte Jungfer, „die Schönheitspflästerchen (mouches) schweben um das glühende Auge, wie Mücken um eine Lichtflamme“ (Lichtenberg, Anm. 68, S. 704 f.).

<sup>80</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 161 (an Kralowsky 28.3.1818, für „Das Fräulein von Scuderi“).

<sup>81</sup> Ebd., S. 181 f. (15.12.1818 für „Die Bergwerke von Falun“).

<sup>82</sup> Ebd., S. 199 (5.2.1819 für „Signor Formica“).

läßt, bringt er nicht „die Krise des Schriftstellers [...] vor dem Horizont“ der „sich entfaltende[n] Marktwirtschaft“ zur Sprache,<sup>83</sup> sondern gibt bei aller Ironisierung der „Autoreneitelkeit“ (S. 608) dem romantischen Traum von der Volkspoesie Ausdruck; die Skizze zeigt das Mädchen mit dem aufgeschlagenen Buch auf dem Schoß „wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien“, heiße Wangen und bebende Lippen drücken die innere Teilnahme aus (S. 607); tatsächlich habe sie bei dem „gar schnackische[n] Buch“ sowohl „herzlich lachen“ wie weinen müssen (S. 608), gleichzeitig hebt der Vetter den Verstand hervor und betont sein „nicht geringe[s] Erstaunen“ über die Klarheit, mit welchem die Verkäuferin „den Inhalt des kleinen Märchens“ nacherzählt habe (S. 607). Zeitgenössische Hinweise über die Verbreitung der Romanlektüre bei „Näherinnen“, „Laufjungen“,<sup>84</sup> „Nymphen“ (Prostituierten)<sup>85</sup> und „Kindermädchen“<sup>86</sup> legen eine durchaus reale Möglichkeit dieser Begegnung auf dem Gendarmenmarkt nahe. Die „ästhetische Kultur“ sei in Berlin „bis zu den Stiefelputzern [...] wirklich populär geworden“, notierte Atterbom über seinen Aufenthalt von 1817; die „Kellner in den Wirtshäusern“ prüften „mit Kennerblicken plastische Kunstwerke“, während „Barbiere [...] von Schönheitssinn“ sprächen; „auf der Türschwelle des Hauses, welches ich bewohnte, saß gestern abend ein Bedienter, blickte in die Abendröte und sang mit schmelzender Stimme aus der Oper *Undine*: ‚Rauscht, ihr grünen Bäume, durch die Nacht‘ usw.“<sup>86</sup> Die letzte Lektion stellt den Zivilisationsprozeß über die ästhetische Erziehung hinaus zur Diskussion; daß heftig streitende Gemüseweiber die Fäuste sinken lassen und die Zuschauer auseinanderlaufen, ist dem Dazwischentreten anderer Marktfrauen zu danken; „ohne Hülfe der Polizei“ seien die Affekte

<sup>83</sup> Hans Korte: Der ökonomische Automat. E.T.A. Hoffmanns späte Erzählung „Des Veters Eckfenster“. In: Text + Kritik. Sonderband E.T.A. Hoffmann. München 1992, S. 136; auch Stadler (Anm. 57) S. 511 mißversteht die Episode als Beispiel der „sozialen Abseitsstellung des Schriftstellers überhaupt.“

<sup>84</sup> Heinrich Heine: Briefe aus Berlin [1822]. In: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 6. Hamburg 1973, S. 28.

<sup>85</sup> C[aroly] v. K[ertben]y: Berlin wie es ist. Fortsetzung der Sitten- und Charaktergemälde von London, Madrid und Wien. Leipzig 1827, S. 11.

<sup>86</sup> Atterbom (Anm. 4), 65; vgl. „Fortsetzung der neuen Laterna magika“. In: Der Beobachter an der Spree 17 (22.7.1818) S. 386: „Der Kunstsinn rührt die Höckerin / und giebt ihr einen milden Sinn“, ferner „Ein Wort über Leihbibliotheken“ ebd. 18 (30.8.1819) 35, S. 558 f., dort der Hinweis, daß „Wissenschaft, Kunst und geistige Unterhaltung“ bis zu Ständen gedrungen seien, „welche von jenen Dingen kaum einen Begriff hatten“ und daß „Leihbibliotheken und Lesezirkel“ für die „Seele des Publikums“ die gleiche Bedeutung besäßen wie „Brod und Fleisch“ für den Körper.

gedämpft worden (S. 618). Der Vetter kommentiert das Geschehen mit einem Bericht vom „vorigen Markttage“, wo Obstfauen einen Fleischerknecht „so liebeich und fest“ umarmten (S. 619), daß er daran gehindert wurde, seinem Herausforderer „von frechem, wildem Ansehen“ mit einer „gewaltigen Fleischeraxt“ zu Leibe zu rücken (S. 618). Während der Gast zunächst den Markt als Schauplatz einzelner Kaufszenen wahrnahm, erschließt er sich ihm am Ende als öffentlicher Raum, den der Vetter als zivilisatorische Angleichung des rohen Pöbels an den bürgerlichen Stand auslegt. Die „Beobachtungen des Marktes“ hätten ihn in der Meinung bestärkt, daß in der Nachkriegszeit das „Berliner Volk“ an „äußerer Sittlichkeit gewonnen“ habe (S. 619). Klagte der *Schattenriß von Berlin* 1788 über Straßenjungen und forderte zum Schutz der Spaziergänger das Eingreifen von Polizeidienem,<sup>87</sup> rühmte *Berlin wie es ist* jetzt Vergnügungen „ohne Unterschiede der Stände“, um wie im *Eckfenster* von den Zelten aus Schiffsfahrten nach Moabit zu beschreiben, doch Hoffmann war weniger an einem Genrebild mit „kleinen Gondeln, welche hin und her fahren, dazu größeren Kähne[n] mit aufgespannten Segeln“,<sup>88</sup> interessiert als an der urbanen Haltung, so beobachtet der Vetter bei „gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie“ und vermerkt, daß Zigarrenjungen vor den Toren den „fidelen Hamburger avec du feu“ ausbieten (S. 619 f.).<sup>89</sup> Während die Burschenschaften

<sup>87</sup> Schattenriß (Anm. 9), S. 64; über den Vandalismus unmittelbar vor 1800 als Reaktion auf das Elend vgl. Henri Brunschwig: Gesellschaft und Romantik in Preußen im 18. Jahrhundert. Die Krise des preußischen Staates am Ende des 18. Jahrhunderts und die Entstehung der romantischen Mentalität [1947]. Frankfurt a. M. 1975 S. 206–207; ergänzend zu den Beispielen Helene Friederike Unger: Briefe über Berlin aus Briefen einer reisenden Dame an ihren Bruder in H., die 1798 anonym im 2. Bd. der „Jahrbücher der Preußischen Monarchie“ veröffentlicht wurden, Neudruck Berlin 1930: „Der gemeine Berliner ist [...] platt und derb in seinen Kraftausdrücken; bei seiner Fröhlichkeit ausgelassen, in seinen Zoten ungezogen. [...] Dann verstümmelt er Statuen, und würde die seines großen Kurfürsten nicht verschonen, wäre sie nicht durch eine Schildwache seiner willkürlichen Behandlung entzogen; beschädigt Bäume, und beklet öffentliche Gebäude, Lustörter u. dgl. mit unflätigen Einfällen“ (S. 24); über „umgestürzte Meilensteine und verstümmelte Statuen“ sowie „Baumschänderei“ klagt der „Beobachter an der Spree“ noch 1816 und 1819 (15, 6.5., 19, S. 311; 18, 9.5., 19, S. 295).

<sup>88</sup> Berlin wie es ist. Ein Gemälde des Lebens dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Berlin 1831, S. 304–305; ausdrücklich benennt der „Beobachter an der Spree“ Ausflugslokale wie Mai vor dem Rosenthaler Tor, wo „jeder Gast, wenn er sich nur anständig benimmt, höflich und zuvorkommend behandelt“ wird, da „ja nicht der Rock den Mann und der Hut den Kopf macht“, 18 (6.9.1819) 36, S. 573.

<sup>89</sup> Schiffahrt und Tabakgenuß gehörten zum Berliner Volksvergnügen; weil wegen Brandgefahr das Rauchen auf offener Straße verboten wurde, mußte man Zigarren

der „conventionellen Form, weil sie größtenteils französischen Ursprungs ist, den Krieg ankündigt[en]“<sup>90</sup>, plädierte Hoffmann für eine Demokratisierung des „äußeren Anstand[s]“ und erklärte dem Volk den „sittlichen Frieden“. Gegen „hyperpatriotische Aszetiker“ (S. 620) wie Jahn verteidigte er am Schluß des Diskurses seine Überzeugung, daß die Dämpfung roher Affekte keinen Verlust des Berliner Charakters zur Folge habe; im Laufe der Zeit selbst werde sich das Volkstümliche einschließlich des Witzes mit der „höfliche[n] Sitte“ (S. 621) verschmelzen. Ein solcher Wandel hatte sich damals tatsächlich angedeutet, der *Beobachter* machte dafür die Einquartierung französischer Truppen verantwortlich. „Das Sacre matin, verfluckt Bau, kochen der Suppen, putzen mon cheval, weisen le chemin usw.“ seien nicht ohne Nachwirkung geblieben. „Die Angst hat den Trägen Beine gemacht, die Noth den Einfältigen gewitzt“; vor allem der Bauernstand habe sich von der „alten Grobheit merklich entwöhnt“, so daß sich im Kopf des einfachen Mannes ein „Gedankenverkehr“ entwickle und Landmädchen neben ihren Marktkörben zu Scherzen aufgelegt seien.<sup>91</sup> Offensichtlich hatte es sich bei diesen Erscheinungen mehr um Mode und Jargon als um einen tiefgreifenden „Prozeß der Zivilisation“ gehandelt. „Der Berliner Pöbel kann nur mit Polizeigewalt beschwichtigt werden; er hat und kennt keinen point d'honneur“, glaubte Steinmann wenig später in seinen jungdeutschen *Briefen aus Berlin*<sup>92</sup> melden zu müssen.

Hoffmann dachte an eine Versittlichung aus freien Stücken, nicht an eine durch die Polizei; zwar leert sich der Markt unter ihrer Aufsicht, doch im *Eckfenster* behält die Ordnung nicht das letzte Wort;<sup>93</sup> ein „schismatischer Bauernjunge“ bringt sie durcheinander, indem er

---

im Grünen anzünden, vgl. Das Tabakrauchen. In: Der Beobachter an der Spree 17 (6.4.1818) 14, S. 222; Berlins Vergnügen ebd. 16 (7.4.1817) 14, S. 211-212: „Da offeriert man Zigarro / zugleich mit etwas Feuer.“

<sup>90</sup> Vgl. den Knigge-Bearbeiter Wilmsen nach Oesterle (Anm. 57), S. 103, dort Anm. 51.

<sup>91</sup> Flüchtige Wahrnehmungen über das im Volkscharakter unserer Gegenden durch die Einflüsse des Krieges Veränderte. In: Der Beobachter an der Spree 10 (26.8.1811) 35, S. 554 f.; ebd. 10 (2.9.1811) 36, S. 561 f.; vgl. auch Daniel Friedrich Rumpf: Der Fremdenführer oder wie kann der Fremde in der kürzesten Zeit alle Merkwürdigkeiten in Berlin, Potsdam, Charlottenburg und deren Umgebung sehen und kennenlernen. Berlin 1826, S. 87: „Selbst der gemeine Mann spricht und urtheilt [...] über alle Gegenstände.“ Der „Beobachter“ glossiert den von Hoffmann angedeuteten Gebrauch französischer Wörter, nicht ohne dem Sprachpurismus einen Hieb zu versetzen (16, 28.4.1817, S. 263).

<sup>92</sup> Steinmann (Anm. 16), Teil 2, S. 166.

<sup>93</sup> Wulf Segebrecht: Autobiographie und Dichtung. Eine Studie zum Werk E.T.A. Hoffmanns. Stuttgart 1967, S. 122 irrt, wenn er glaubt, der „Ordnung“ werde „am Ende der Erzählung das große Loblied“ gesungen.



„quer über den Platz“ fährt; sein Lauf mitten durch die Obstbuden, der erst vorm Tor der deutschen Kirche zum Halten kommt, wird ironisch als eine „eigne neue Behringstraße“ und bewundernd als „kühn“ vermerkt (S. 621). Die Mechanik der von der staatlichen Ordnungskraft gelenkten Wagenkolonne auf dem Markt muß dem Vetter ebenso ungeheuer vorkommen wie in der Wohnung das Wirtschaften der „rabiaten Hausfrau“, das ihn an ein „aufgezogenes Uhrwerk“ denken läßt, dessen „tolle Sinfonie [...] der Teufel selbst komponiert hat“ (S. 601). Wenn Eichendorff im *Taugenichts* vier Jahre später ein Tableau Vivant von Hummels Gemälde *Gesellschaft in einer italienischen Locanda* nach der Beschreibung des „seligen Hoffmann“ durch das Hereinstürzen eines zankenden Paares aufsprengt,<sup>94</sup> ist er von dem selben Wunsch beseelt, gegen das Künstliche und Starre die wunderbare Verwirrung und damit das „ewig wechselnde Leben“ (S. 621) selbst zu setzen.<sup>95</sup> Auf die Bemerkung Hitzigs, „das Leben“ sei „der Güter höchstes nicht“, habe Hoffmann heftig entgegnet; „Nein, nein, leben, leben, leben, nur leben – unter welcher Bedingung es auch seyn möge!“<sup>96</sup> Die Lieblingsbeschäftigung des Zuschauers, der sich von einem „festgesetzten Standpunkt“ aus einen Überblick verschafft, um zu prüfen,<sup>97</sup> beansprucht im *Eckfenster* eine geradezu körperliche Notwendigkeit, zumal die Sicht auf den Gendarmenmarkt dem Kranken eine doppelte Linderung gewährt: Die wandernden Augen ersetzen die gelähmten Füße und die mit dem Glas „beäugt[en]“ und „betastet[en]“ Speisen (S. 601) die verbotene Schwelgerei, denn „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches“ verursacht dem Vetter die „entsetzlichsten Schmerzen“ (S. 621 f.). Schon im Gespräch über den Blinden, der „mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint“, hob der gelähmte Vetter die Bedeutung des Auges für die eigene Existenz hervor, wenn er erklärt, dem Krieginvaliden sei die „Abendröte des Lebens“ untergegangen (S. 614). „Da wo das Auge undeutlich sieht, ist schon eine Art von Tod, wo kein deutliches Bild ist, ist keine Vorstellung“, heißt es bei Lichtenberg.<sup>98</sup> Die Beobachtung erscheint so als Grundlage der „neuer-

<sup>94</sup> Joseph von Eichendorff: Werke. Bd. 2. Hrsg. von Ansgar Hillach. München 1978, S. 621–622.

<sup>95</sup> Vgl. grundsätzlich Lothar Pikulik: Romantik als Ungenügen an der Normalität. Am Beispiel Tiecks, Hoffmanns, Eichendorffs. Frankfurt a.M.: 1979, dort S. 463–467 einige Hinweise auf das „Eckfenster“.

<sup>96</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 623.

<sup>97</sup> August Langen: Anschauungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Rahmenschau und Rationalismus [1934]. Neudruck: Darmstadt 1968, S. 12.

<sup>98</sup> nach Langen ebd., S. 11.

weckte[n] Lebenskraft“, von der eingangs die Rede ist (S. 599). Der „unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei“ habe zwar „schwarzes Unheil [...] gebracht“ (S. 597), doch der Gast entdeckt noch vor der Begrüßung am Bettschirm einen Bogen Papier, auf dem der Vetter mit großen Buchstaben die Worte geschrieben hatte: „Et si male nunc, non olim sic erit“ (S. 599). Die Botschaft „Durch wenn es jetzt schlecht stehe, wird es einst nicht so sein“ wandelt des Satz einer Horaz-Ode<sup>99</sup> ab, die Licinius rät, weder zu weit hinaus aufs tobende Meer zu fahren noch zu nahe am tückischen Ufer zu segeln, „in Bedrängnis“ solle er sich „beherzt und tapfer“ zeigen, jedoch bei allzu günstigem Wind wieder die Segel reffen („sapienter idem/ contrahes vento nimium secundo/ turgida vela“). Die Ode bestärkte Hoffmann in seiner stoischen Haltung, vorsichtig, aber selbstbewußt den Prinzipien seiner Kunst treu zu bleiben und auf einen Umschwung zu hoffen. Tatsächlich gab er den Glauben auf ein Einlenken des Ministeriums nicht auf, noch immer seien „die Sachen gut gegangen“, äußerte er gegenüber Hippel;<sup>100</sup> er „richtete sich“ – wie sein Biograph vermerkte – an der „Kraft des eigenen Geistes wieder auf“<sup>101</sup> und machte seinen durch die Lähmung veränderten Alltag zur „unerschöpfliche[n] Quelle der launigsten Einfälle“;<sup>102</sup> „er wolle es sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe, – wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten.“<sup>103</sup> Daß gleich der erste Satz Scarron aufruft, mag u. a. in diesem Wunsch begründet sein. Vermutlich konnte Hoffmann bei den Lesern das *Gemälde* voraussetzen, das sein französischer Leidensgefährte von sich selbst entworfen und das der *Beobachter* wenige Jahre vor der Niederschrift des *Eckfenster* auf deutsch veröffentlicht hatte. „Die Arme und Beine sind kurze Auszüge von Armen und Beinen zu nennen, wie ich überhaupt ein kurzer Auszug und Inbegriff des menschlichen Elends bin“, heißt es dort, doch um Gerüchte aus der Welt zu schaffen, soll „die Wahrheit [...] an den Tag.“ Wie der *Beobachter* außerdem berichtete, wurde Scarron als „Malade de la Reine“ mit einer mietfreien Wohnung im Louvre geehrt, in welcher er mehr als zwanzig Jahre schöpferisch tätig sein durfte. Weil sich Hoffmann in dem französischen Schriftsteller spiegelte, brachte er wenige Wochen vor

<sup>99</sup> Quintus Horatius Flaccus: Oden und Epoden. Lateinisch/ deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Bernhard Kytzler. Stuttgart 1978, zweites Buch X, S. 86 f., sonst heißt es: „non, si male mine, et olim/ sie erit.“

<sup>100</sup> Briefwechsel Bd. 2 (Anm. 6), S. 364 (8.2.1822).

<sup>101</sup> Aufzeichnungen (Anm. 11), S. 655.

<sup>102</sup> Ebd., S. 659.

<sup>103</sup> Ebd., S. 656.

seinem Tod neben der ungeschminkten Wahrheit über seine Erkrankung sowohl den Glauben an eine Aussöhnung mit dem Königshaus wie an ein langes Leben zum Ausdruck; vielleicht wollte er die Leser an den Grabspruch erinnern, den Scarron für sich gedichtet hatte: „Der hier liegt, weckte keinen Neid,/ Doch wohl Mitleid,/ Ihm ward tausendmal der Tod gegeben,/ Eh' er verlor sein Leben [...]“. <sup>104</sup> Zwar hat der Besucher die „schwärzeste Melancholie“ des Vetters verscheucht, doch mit Wehmut wiederholt der Kranke zum Abschied den Satz von Horaz „Et si male nunc, non olim sic erit“ (S. 622), der sich unausgesprochen auf die „schweigende Muse“ bezieht („quondam cit-hara tacentem/ suscitatur Musam neque semper arcum/ tendit Apollo“).

Das *Eckfenster* bestätigt, daß E.T.A. Hoffmann trotz des körperlichen Verfalls seine poetische Kraft bis zum Tod ungebrochen behalten hatte. Mit dem „engen Gemach“, aus dem die „Fantasie [...] sich ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel“ hineinbaut, erinnerte er an die romantische „Schriftsteller- und Dichtersitte“ (S. 598), um sie mit dem Urbanen zu versöhnen. Hätte Heine den Dialog im *Zuschauer* gelesen, würde er den Autor in seinem Berliner Brief vom Juni 1822 sicher nicht zu den Phantasten gerechnet haben, welche höchstpoetische Gestalten erfinden, die „nirgends existieren“; der „arme Deutsche verschließt sich in seine einsame Dachstube“ und schreibt in einer „aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache“. <sup>105</sup> Hoffmann lockerte diese Haltung auf. Der sokratische Dialog hat dem Besucher nicht nur über das Auge die Vernunft, sondern auch das Herz geöffnet, das sich durch das heftige An-die-Brust-drücken des Kranken bemerkbar macht (S. 622). Mit dem *Radardenker* von Gottfried Benn aus dem geteilten Berlin erhält die Erzählung 1949 ein spätes Echo. Auf einem „bestimmten Holzstuhl“ am Fenster, „das eine Straße übersieht“, <sup>106</sup> sitzt ein Mann; der Blick ist – „auf der Jagd nach Einzelheiten“ <sup>107</sup> – ganz nach innen gewendet; mit dem „gelähmten Restaurator [...] vis á vis“ holte Benn für Augenblicke Hoffmann und seinen Vetter in den Gedankenablauf:

<sup>104</sup> Scarron (Anm. 77), S. 455, vgl. über die Motivation des „Gemäldes“ S. 454: „Was ist nicht schon von mir gesagt worden! Einer erzählt, ich wäre ein Rutscher (cul de jatte), müßte mich, unfähig zu gehen, auf dem Hintern fortbewegen. Der andere behauptet, mir fehlten die Schenkel, man setze mich in einem Etui auf den Tisch, wo ich dann plapperte. Auch soll mein Hut an einem Stricke befestigt seyn, der über eine Rolle geht, und wenn ich grüßen wollte, zög ich den Hut an dem Rollstricke auf und ließ ihn wieder. All dem dummen Zeug soll ein Ende gemacht werden.“

<sup>105</sup> Heine (Anm. 84), S. 53.

<sup>106</sup> Gottfried Benn: Sämtliche Werke. Hrsg. von Gerhard Schuster. Bd. V, Prosa 3. Stuttgart 1991, S. 65.

<sup>107</sup> Ebd., S. 66.

„Alkoholmißbrauch, alte Lues,<sup>108</sup> das rechte Augenlid geht nicht mehr hoch, auch sonst beschädigt, der ist gehbehindert, aber sinnt doch freundlich im Vorgarten seines Etablissements vor sich hin und spinnt gedanklich.“<sup>106</sup> Der Bericht ist zwar an eine fiktive Person gerichtet, doch monologisch, geschichtsfern („die äußere Kausalität schafft nichts heran“)<sup>109</sup> und zutiefst pessimistisch; Hoffmanns zivilisatorische Perspektive wird als senile Freundlichkeit ironisiert und in einer sich abzeichnenden Restauration einem Ausbesserer von Kunstwerken zugeschrieben. Wie stark Benns Sichtweise den Zugang zur Dialogstruktur des Textes verstellt hatte, zeigt Dieter Leisegangs Gedicht *Hoffmann am Fenster* (1967), in welchem der porträtierte Dichter aus einem „marionettenmeisternde[n]“ Gefühl heraus als „Agent“ oder „kalte[r] Reflektor“ mit „vorgedachte[n] Bilder[n]“ spielt.<sup>110</sup> Anders als Benn oder Leisegang entwarf Hoffmann Szenen aus dem bürgerlichen Leben für ein ihm bekanntes Publikum; er wandte sich dem Leser zu, nicht von ihm ab; der Raum vor dem Fenster ist dem Vetter ein öffentlicher Schauplatz und die mit dem Glas herbeigeholten Situationen helfen – immer in Verbindung mit inneren Bildern – Zusammenhänge herzustellen, die nützlich scheinen und zugleich ergötzen. Der Vetter macht aus seiner Wahrnehmungs- und Kombinationskunst kein Geheimnis; das Horaz-Wort vom Bettschirm bezieht sich nicht zuletzt auf den Besucher, brachte ihn doch das Gespräch zum Schreiben. Zwar behauptet der Gast, noch immer nichts von Literatur zu verstehen (S. 597), belehrt den Leser aber durch sein Erzählen, daß er nach dem Symposion in die „Fußstapfen“ des „würdigen lahmen Vettters“ getreten ist. Bei Hoffmann befindet sich die bürgerliche Kultur am Anfang, bei Benn am Ende. Von allein haben sich die „Fünkchen von Schriftstellertalent“ (S. 600) nicht entzündet, von außen her sind sie in Glut gebracht.

<sup>108</sup> Lues galt damals in der Forschung als Hoffmanns Todeskrankheit. Vgl. Hans Rudolf Frank (Anm. 50), S. 671 f.

<sup>109</sup> Benn (Anm. 106), S. 66.

<sup>110</sup> Dieter Leisegang: *Hoffmann am Fenster. Sechs Zeichnungen von Claire-Lise Holly*, Nachwort von Hans-Jürgen Heise. Frankfurt a.M. 1968, S. 21-23.



# Maximilian Bergengruen (Marburg)

## Das Buch als Zwiebel und die Wiederbelebung des Begriffsleichnamis

### Eine zu Unrecht vergessene Satire: Friedrich Christian Brosses *Antipseudo-Kantiade*

In der „Goetheschen Kaiserzeit“, schreibt Heinrich Heine in der *Romantischen Schule*, entstand „ein junger Wald, dessen Stämme erst jetzt ihre Größe zeigen, seitdem die hundertjährige Eiche gefallen ist von deren Zweigen sie so weit überragt und überschattet wurden.“<sup>1</sup> Eine im gleichen Sinne ‚Kantische Kaiserzeit‘, auf dem Gebiet der Philosophie, gesteht Heine nicht zu. Kants Philosophie reicht für Heine vielmehr an den „Terrorismus“ eines Robespierres<sup>2</sup> heran, seine Baumschule gedeiht und verdorrt zudem schneller. Erst Kants selbsternannter Schüler Fichte, von Heine als „Napoleon“ bezeichnet, gründet das rasch auf die Revolution folgende „Kaiserreich“, das jedoch, so Heine, nur zu bald verfallen und „nur noch der Geschichte“ gehören sollte.

Doch das wissen die Zeitgenossen noch nicht. „Die Geister sind noch aufgeregt“<sup>3</sup> – und so schickt sich im Jahre 1798 ein junger Autor an, mit einem satirischen Handstreich die ganze Baumschule samt Fichte zu fällen. Er nennt sein Werk *Antipseudo-Kantiade, oder der Leinweber und sein Sohn, ein satyrisch-kritischer Roman, mit imaginierten Kupfern, ohne Vorrede von Kant, aber mit einer üblen Nachrede der Pseudokantianer*.<sup>4</sup> Um sich selbst vor Nachrede zu schützen, wählt er ein Pseudonym: Ernst Bonsens. *Das Gelehrte Deutschland* von 1828 und das *Allgemeine Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland* von

<sup>1</sup> Heinrich Heine: Die Romantische Schule. In: ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. v. M. Windfuhr. Hamburg 1979ff, Bd. VIII.1, S. 150.

<sup>2</sup> Ders.: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. In: ebd., S. 82.

<sup>3</sup> Alle Zitate ebd., S. 94.

<sup>4</sup> Ernst Bonsens (d.i. Friedrich Christian Brosse): *Antipseudo-Kantiade, oder der Leinweber und sein Sohn, ein satyrisch-kritischer Roman, mit imaginierten Kupfern, ohne Vorrede von Kant, aber mit einer üblen Nachrede der Pseudokantianer*. Gnidos (Riga) 1798 (im weiteren zitiert als: LW).

1827<sup>5</sup> verzeichnen allerdings seinen Namen: Friedrich Christian Brosse (1773-1827), Hofmeister und späterer Pfarrer in Riga. Und noch eine wichtige Information ist dort zu finden: Brosse hat 1795 in Jena studiert und ist also auch mit Johann Gottlieb Fichte, seiner Philosophie und seinem Ruhm in Berührung gekommen.

Die *Antipseudo-Kantiade* hat 218 großbedruckte Seiten, besitzt ein Titelblatt, ein visuelles und ein schriftliches Motto, eine Vorrede, eine Captatio benevolentiae und ein Inhaltsverzeichnis, außerdem ist sie mit Kupfern versehen (deren Existenz satirisch reflektiert wird).<sup>6</sup> Das Buch ist im Laufe der Zeit vergessen worden – zu Unrecht, wie ich zeigen möchte.

## I. Positionsbestimmung

Die *Antipseudo-Kantiade* ist eine Satire. Sie ist eine „Auseinandersetzung mit einer bedrohten Wirklichkeit“<sup>7</sup>, da sie versucht, eine gefährliche Art des Philosophierens, das Pseudokantianisieren, zu brandmarken. Das Mittel dafür ist – typisch für die Satire – die Entlarvung der Verstellungen der Gegner.<sup>8</sup> Darüber hinaus besitzt die *Antipseudo-Kantiade* die literarische Form der Satura, in der sich vielerlei Themen ohne strenge Ordnung neben- und durcheinander befinden.<sup>9</sup>

Für die Zeit, in der Brosse schreibt, hat die Forschung einen Struktur- und Funktionswechsel des satirischen Erzählens ausgemacht<sup>10</sup>, der durch eine Verschiebung im Objektbereich der Satire im 18. Jahrhundert erklärt wird.<sup>11</sup> Die Sicherheit eines moralphilosophischen Sy-

<sup>5</sup> Johann W. S. Lindner (Hrsg.), Das Gelehrte Deutschland im 19. Jahrhundert, Lemgo 1928, Bd. I, S. 396f und Johann F. von Recke, Karl E. Napiersky (Hrsg.), Allgemeines Schriftsteller und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, Mitau 1827, Bd. I, S. 273f.

<sup>6</sup> Für die Bereitstellung des Originals danke ich Ludwig Graf zu Dohna-Schlobitten, für den Hinweis auf das Werk Reinhard Brandt.

<sup>7</sup> Ulrich Gaier: Satire. Studien zu Neidhart, Wittenwiler, Brant und zur satirischen Schreibart. Tübingen 1967, S. 340.

<sup>8</sup> Vgl. Kurt Wölfel: Epische und satirische Welt. Zur Technik des satirischen Erzählens. In: Satura. Ein Kompendium moderner Studien zur Satire, hg. v. B. Fabian. Hildesheim und New York 1975, S. 294-307, S. 296.

<sup>9</sup> Vgl. Ulrich Gaier: System des Handelns. Eine rekonstruktive Handlungswissenschaft. Stuttgart 1986, S. 466.

<sup>10</sup> Vgl. Regine Seibert: Satirische Empirie. Literarische Struktur und geschichtlicher Wandel der Satire in der Spätaufklärung. Würzburg 1981, S. 8ff.

<sup>11</sup> Vgl. Helmut Arntzen: Die Satiretheorie der Aufklärung. In: Europäische Aufklärung, hg. v. W. Hinck. Frankfurt 1974, Bd. I, S. 57-74, S. 67; vgl. auch Helmut Arntzen: Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie. Darmstadt

stems, die Gottsched noch durch die Anlehnung an die Philosophie Leibniz' und Wolffs besitzt, wenn er die Satire ein „moralisches Strafgedicht“<sup>12</sup> nennt, geht im Verlauf des 18. Jahrhunderts durch den Einfluß des Empirismus, der Philosophie Immanuel Kants und des deutschen Idealismus verloren. Dementsprechend kann es nicht ausbleiben, daß auch die Satire ihre Grundlagen neu überdenken muß.<sup>13</sup> Sie kann sich nicht länger lediglich als eine Strafinstanz verstehen, sondern muß auch die Theorien, die ihre eigene Legitimation darstellen, reflektieren. Ein solcher Reflektionsprozeß läßt sich an Johann Carl Wezels satirischen Romanen, z.B. dem *Belphegor* (1776) und an Karl Philipp Moritz' *Andreas Hartknopf. Eine Allegorie* (1786), noch deutlicher aber an Jean Pauls Satiren, den *Grönländischen Prozessen* (1783) und der *Auswahl aus des Teufels Papieren* (1789), ablesen, anhand derer z.B. Leibniz' Monadologie oder anthropologische Fragestellungen durchgespielt werden.

Eine Radikalisierung der Tendenz, nicht mehr allgemeine, menschliche, sondern philosophisch-theoretische Schwächen zum Gegenstand der Satire zu machen und in der Satire selbst zu philosophieren, setzt um die Jahrhundertwende ein. Der Erfolg und der Anspruch eines absoluten Wissens des deutschen Idealismus reizt zu satirischen Angriffen.<sup>14</sup> In der Forschung wird wiederum Jean Pauls auf Jacobi gestützte satirische Auseinandersetzung mit der Philosophie Fichtes, die *Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana* (1800), als Wendepunkt in dieser Entwicklung der Satire verstanden.<sup>15</sup> Es folgen, Jean Paul formal wie inhaltlich verbunden, „Bonaventuras“ (d.i. Ernst August Friedrich Klingemanns) *Nachtwachen* (1805) und viele, heute nicht mehr bekannte satirische Auseinandersetzungen mit Kant, Hegel und vor allem Fichte, z.B. Jens Baggesens (unveröffentlichte) *Allehre, und die Geschichte des Freiherrn von Ich und seiner Familie*.

Eine der auffälligsten Erscheinungen der Satire um die Jahrhundertwende ist, daß sie sich nicht nur, wie beschrieben, stark auf die Philosophie konzentriert, sondern eine neue Dimension der Polemik

1989, Bd. I, S. 13ff und Jörg Schönert: Roman und Satire im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Poetik. Stuttgart 1969, S. 9.

<sup>12</sup> Johann Christian Gottsched: Versuch einer kritischen Dichtkunst. Darmstadt 1962 (=ND der Ausgabe Leipzig, vierte, vermehrte Auflage 1751), 2. Teil, 1. Abschnitt, 7. Hauptstück, § 9.

<sup>13</sup> Vgl. Jörg Schönert: Fragen ohne Antwort. In: SchillerJb 14, 1979, S. 183-229.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Jenny Gehrs: Komische Philosophie – Philosophische Komik. Philosophische Komödien und satirische Kritik der Philosophie im 19. Jahrhundert. Heidelberg 1996, S. 189 f.

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 190ff.



erreicht, die von einem Zeitgenossen treffend als „ästhetische Prügeley“<sup>16</sup> beschrieben wurde. Der Kampfplatz ist Jena. Es stehen sich die Frühromantiker mit Fichte und Goethe auf der einen und die Antiromantiker um August von Kotzebue auf der anderen Seite gegenüber. Das Zentrum der Kritik der Antiromantiker ist, wie bei August von Kotzebues *Hyperboreischem Esel* (1799) paradigmatisch nachzulesen, Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799), im weiteren die Veröffentlichungen im *Athenäum* und – wie könnte es anders sein – die *Wissenschaftslehre* Fichtes.<sup>17</sup>

Brosse nimmt nun in dieser Umbruchssituation eine Schlüssel-Rolle ein. Die *Antipseudo-Kantiade* ist einer der ersten satirischen Auseinandersetzungen mit der Philosophie Fichtes, die selbst einen philosophischen Anspruch vertreten. Somit beginnt bereits 1798 – und nicht erst mit der *Clavis Fichtiana* Jean Pauls von 1800 – eine neue Phase der Satire. Darüber hinaus ist die *Antipseudo-Kantiade* bereits durch die Polemik (gegenüber Fichte) gekennzeichnet, die wenige Jahre später die gesamte Debatte prägen sollte. Dennoch hat die neuere Forschung Brosse kommentarlos ignoriert. Mit diesem Text soll das Versäumte nachgeholt werden.

## II. Vorbilder und Zielscheiben

Das satirische Objekt der *Antipseudo-Kantiade* stellen, wie der Titel schon nahelegt, die „After-“ oder „Pseudokantianer“ dar, Philosophen und Literaten, die sich selbst als Nachfolger Kants einschätzen und – das ist entscheidend – seine Terminologie benutzen. In der Philosophie ist das vor allem Johann Gottlieb Fichte, in der Literatur Friedrich Schiller.

Diesen macht Brosse dafür verantwortlich, daß das Gebiet der Dichtung von philosophischem Import und Imperialismus bedroht ist:

Jetzt ist die Kunst aufs höchste gestiegen, nachdem die Philosophie auch diesen wissenschaftlichen Zweig bearbeitet und in ein unabänderliches System gebracht hat. (LW 67)

Statt Protektionismus zu betreiben, wie es angebracht wäre, öffnet Schiller der Philosophie Tor und Tür:

<sup>16</sup> Vgl. Angelus Cerberus: Die ästhetische Prügeley oder der Freymüthige im Faustkampf mit den Elegantien (1803). In: Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung, hg. v. R. Schmitz. Göttingen 1992, S. 181-201.

<sup>17</sup> Vgl. dazu Rainer Schmitz: „Poetenblut düng' unsern platten Grund“. Der deutsche Dichterkrieg 1799-1804. In: ebd., S. 247-313.

Die Dichtkunst fängt schon an in Schritten *a priori* zu tanzen, ich meine in den philosophischen Undingen v.[on] S.[chiller] – Antithesen skandieren, heißt in den Horen – dichten. (LW 44)

Doch stärker noch als Schiller befindet sich Fichte im Zentrum polemischer Angriffe. Die Geschichte der *Antipseudo-Kantiade*, soweit man von einer Geschichte sprechen kann, handelt von der Bildungsreise Immanuels, des Sohns des Leinwebers Schwierig. Der Name Immanuel täuscht. Es handelt sich nicht um Kant, sondern um seinen geistigen Sohn, dem der Vater den Namen als Erbe mit auf den Weg gegeben hat. Hinter Immanuel verbirgt sich unverkennbar Johann Gottlieb.

Auf seiner Reise hat dieser keinen Blick für die Natur und die äußerlichen Eindrücke, sondern erfindet „hier aus langer Weile seinen ersten Grundsatz“ (LW 154) der *Wissenschaftslehre*. Mit diesen Ergebnissen kommt Immanuel zu Hause an. Dort muß er feststellen, daß sein Vater, der alte Schwierig (alias Kant) gestorben ist. Und dem bereisten Philosophen selbst bereitet der Verfasser kurz danach ein ähnliches Ende: „an kritischer Nervenschwäche“ verschieden (LW 218), wie es heißt. Und damit ist auch die satirische Arbeit des Verfassers getan. Er legt sich zur Ruhe und „feiert [wie Jean Pauls Siebenkäs; MB] sein eignes Leichenbegängnis und spielt den Gestorbenen“ (LW 218) – und schweigt.

Meister Schwierig selbst findet Gnade vor den Augen des Verfassers. Immanuel Kants Werk wird als Turm zu Babel bezeichnet – ein vielbenutzter Topos in philosophische Satiren der Zeit<sup>18</sup>:

Der stolze philosophische Thurm war von einem großen Baumeister schon seiner Vollendung ziemlich nahe gebracht – er ragte schon über die Wolken hervor, und man hegte bereits die kühne Hoffnung, die Wahrheit in ihrem Himmel von Angesicht zu Angesicht zu schauen; da entstand plötzlich eine Verwirrung der Sprache unter den Bauleuten, und sie verstanden einander nicht mehr. Die gemeinen Handlanger aber geben sich seitdem ein sehr kritisches Ansehn. (LW Vf)

Kants Unternehmen, so die Beurteilung Brosses, „war zu kolossalisch für ein Geschlecht von Zwergen.“ (LW VII) Es bleibt lediglich der Verdacht der Hybris als Folge der Babel-Metapher an dem Königsberger Philosophen hängen.

<sup>18</sup> Vgl. die 1801 veröffentlichte anonyme Schrift: *Der Thurm zu Babel, oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert*. In: Schmitz (Anm. 16), S. 117-139, die sich höchstwahrscheinlich auf eine Veröffentlichung aus dem Jahre 1792 (*Der Thurm zu Babel, oder Reflexionen über eine Schriftfehde*) bezieht.

Auffallend ist, daß Brosse von Fichtes philosophischem Werk eine sehr oberflächliche Kenntnis hat. Aus der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* nennt Brosse lediglich Passagen aus dem ersten Teil. Was dagegen die Schriften Kants angeht, findet sich bei Brosse eine weit umfassendere Kenntnis. Er zitiert entscheidende Stellen aus den drei *Kritiken*, die transzendente Ästhetik, die Deduktion, die Postulate sowie die Analytik des Schönen und des Erhabenen. Diese Passagen bilden die Basis für seine Wortspiele, Metaphorisierungen und Poetisierungen der Kantischen Terminologie. Diese Literarisierungen sind jedoch nicht nur Selbstzweck. Sie dienen Brosse dazu, auf die Bedeutungslosigkeit (des Sprachgebrauchs) der Postkantianer aufmerksam zu machen und einen satirischen Gegenentwurf ins *Spiel* zu bringen.

Ganz ohne Vorbilder kommt auch Brosse nicht aus. Er, der gegen die Kantianer wettert, ist selbst, wie oben bereits angedeutet, ein Jean-Paulianer. Vorbild sind ihm allerdings nicht die empfindsamen Romane Jean Pauls, die *Unsichtbare Loge* (1793), der *Hesperus* (1795) und der *Siebenkäs* (1796). Über diese Art zu schreiben und deutlich erkennbar über die *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei* (aus dem *Siebenkäs*), macht sich Brosse lustig (LW 58, 60-62). Stattdessen greift er auf die schon erwähnten frühen Satirensammlungen, die *Grönländischen Prozesse* und die *Auswahl aus des Teufels Papieren*, zurück. Ihnen entnimmt er einzelne Ideen, wie z.B. seine Spiele mit der Mode der Kupferstiche (vgl. bei Jean Paul JP II.1, 425)<sup>19</sup>, vor allem aber deren sprachkritisches Konzept<sup>20</sup>, führt es weiter und wendet es auf die Philosophie Fichtes an. Interessant ist daran nicht nur, daß er damit Jean Pauls eigener Auseinandersetzung mit Fichte, der *Clavis Fichtiana* zuvorkommt<sup>21</sup>, sondern auch, daß er seine satirische Theorie nicht nur darstellt, sondern auch performativ umsetzt.

### III. Spieler

Einige Philosophen, die sich des kritischen Vokabulars Kants bedienen, sind Spieler und betrügen damit sich und andere – dies ist die Leitmetapher der *Antipseudo-Kantiade*. Entweder führen sie „Taschenspielerstückchen“ (LW 13) vor, Kunststücke also, die durch ein

<sup>19</sup> Die Sigle JP steht für: Jean Paul: Werke, hg. v. Norbert Miller. München 1959-1985, 10 Bde..

<sup>20</sup> Zur Sprachphilosophie der Satiren bei Jean Paul, vgl. Christian Sinn: Jean Paul. Hinführung zu seiner Semiologie der Wissenschaft. Stuttgart 1995.

<sup>21</sup> Eine Auseinandersetzung Jean Pauls mit den Kantianern (ohne Fichte), findet sich allerdings auch schon 1798 in den *Palingenesien* (JP I.4, 757f; 790f; 810ff).

Moment des Betrugs verblüffen, oder sie spielen „bertüchtigte Gesellschaftsspiel[e] der Menschheit“ (LW 98). Beispiele sind das „Frag- und Antwortspiel, das manchmal im Leben spaßhaft genug ausfällt, wenn die Karten glücklich gemischt sind“ (LW 79) und ein Spiel mit dem Namen „Die Selbstdenker“, das natürlich Immanuel alias Fichte erfunden hat. Es funktioniert so:

Die ganze Gesellschaft setzt sich im Kreise, alles affektirt – hohen Ernst – keiner darf lachen. Einer aus der Gesellschaft reitet auf einem Steckenpferde im Kreise herum, und fragt jeden Sitzenden: Ist der Selbstdenker zu Hause? Antwort: Ja. Frage: Was macht er? Antwort: Er sucht unter seinen Manuscripten die verlegte Vernunft. Frage: Wo mag sie denn wohl eigentlich seyn? Antwort: Beym Nachbarn. Frage: Wie heißt der Nachbar? Der Nachbar muß sich nun selbst ein allgemein bekanntes philosophisches Wort zum Namen wählen, dieses Wort aber nicht nennen, sondern dem Fragenden durch einen Gruß im Sinne dieses Wortes errathen lassen, wodurch in diesem Spiele das Unterhaltende mit dem Nützlichen, und mit dem, was uns noth ist, verbunden wird. Man studirt sich auf diese Art in die schwersten Systeme hinein, begreift spielend die unergründlichsten Aufgaben, und hat unendlich viel Spaß davon. (LW 86f)

Das Ratespiel besitzt einen „geschäftigen und arbeitsamen Schein“ (ebd.). Das freie Schweben der Begriffe ohne Halt in der Bedeutung gibt sich als Philosophie aus, ist jedoch nur ein Spiel zur Unterhaltung der Beteiligten. Es endet nicht bei einer klaren und distinkten Verwendung der Begriffe, sondern in „bacchantischen Verwirrungen“ (LW 89), allerdings unter Aufrechterhaltung des Scheins harter philosophischer Arbeit.

Der Satiriker deckt den Betrug, der hinter solchen Spielen steckt, auf, indem er sie einem *test by ridicule* unterzieht. In Kants *Metaphysik der Sitten* (A 10) heißt es:

Wenn aber, nach *Shaftesburys* Behauptung, es ein nicht zu verachtender Proberstein für die Wahrheit einer (vornehmlich praktischen) Lehre ist, wenn sie das *Belachen* aushält, so müßte wohl an den kritischen Philosophen mit der Zeit die Reihe kommen, *zuletzt*, und so auch *am besten*, zu lachen [...].

Brosse sieht das genau andersherum. Nun ist die Zeit gekommen, über die kritischen Philosophen und solche, die sich dafür halten, zu lachen. Die Spiele der Postkantianer sind nämlich, wie ihre Erfinder, „gar nicht witzig“ (LW 142), sondern lächerlich:

Es giebt verschiedene Arten des Lächerlichen, worunter diejenige unsre ausschließliche Aufmerksamkeit verdient, die vor lauter Lachen ernsthaft aussieht, und vor lauter Ernst lächerlich wird. (LW 70)

Die philosophischen Spiele der Postkantianer sind beides. Der Spaß des Spiels wird als ernsthaftes Philosophieren ausgegeben, dieser scheinbare Ernst ist jedoch nichts anderes als lächerlich:

Dieser Mißbrauch verdient durchaus lächerlich gemacht zu werden, nicht die Terminologie. Was im Munde eines erhabenen Charakters – schön und vortrefflich klingt – wird von einem Harlekin nachgeäfft – Bombast. (LW 54)

Ganz frei von eigener Nachahmung, das muß hinzugefügt werden, ist jedoch auch Brosse nicht. Die Lächerlichkeit der Nachahmer ist bereits Thema der *Grönländischen Prozesse* (z.B. JP II.1, 400ff).

Das falsche Spiel mit den Begriffen bleibt nicht in den Grenzen der Philosophie, sondern geht auf alle Bereiche der Sprache über. Deutschland ist voll „genialischer Taufhandlungen“ (LW 65), in denen alle Eigennamen der Sprache im kantischen Vokabular reformuliert werden. Die literarischen und philosophischen Publikationen der Zeit gleichen einem großen „kritischen Gevatterbrief“ (ebd.), da die Autoren „die ganze Welt [...] zu Gevattern“ ihrer kantischen Wiedertaufen bitten (LW 67). Jeder liebt den neuen „kritischen Namen“, weil er „so groß, so unbekannt, so mystisch, so erhaben tönt, und gewiß eine schöne Bedeutung haben muß“ (LW 69).

Auf der ersten Seite der *Antipseudo-Kantiade* ist eine Spielkarte abgebildet, deren oberste Ecke geknickt ist – ein Hinweis auf Betrugstechniken und eine Regel im Pharao-Spiel. Pharao, Pharo, oder Faro, war (und ist) ein beliebtes Glücksspiel mit Karten und hohen Einsätzen – in Verruf geraten wegen seiner Betrugsanfälligkeit. Karten, die Gewinne machen, darauf bezieht sich Brosse hier, werden an einer Ecke geknickt.

Das Pharao-Motiv wird im „Motto“ wieder aufgenommen:

Philosophiren heißt: (wenn es in der Verzweiflung, seine armseligen Umstände zu verbessern, über die Erkenntnis a priori hinausgeht) Pharao spielen (LW IV).

Doch der Verfasser beläßt es nicht dabei, das Pseudokantianisieren und die „Spekulation“ (LW 153) des fischischen Idealismus als Hasard- und Falschspiel zu entlarven (das Hasardspiel als Mittel satirischer Denunziation findet sich übrigens ebenfalls bei Jean Paul, z.B. JP II.2, 179ff. und 234). Das Motto, das er der Satire voranstellt, besagt, daß er selbst in das Spiel mit einsteigt. Der Kantischen „Kritik aller Theologie aus spekulativen Prinzipien“ (KrV A 631) gibt er „ein gewagtes Paroli“ und „ein fürchterliches va banque!“ (LW IV). „Va banque!“ ist der Ausruf eines Spielers beim Pharao-Spiel, wenn

der Einsatz bis zum Betrag der ganzen Bank erhöht wird, also mit höchstem Risiko gespielt werden soll. Der Satiriker ist demnach im Spiel der Philosophen kein unbeteiligter Betrachter. Wenn er zu diesem Zeitpunkt und unter so hohem Risiko in das Spiel mit einsteigt, dann allerdings nicht, um die schmutzigen Tricks, die er aufgedeckt hat, nun selbst anzuwenden, um persönlich Gewinn daraus zu ziehen. Er ist kein Spieler-Typ. Statt der nötigen Ruhe wird sein „zagendes Herz [...] zittern“ (ebd.) – aber dennoch zwingt er sich mitzuspielen.

Mit dem „Paroli“, das er bieten möchte, werden nämlich auch die Regeln geändert. Es soll nicht die alte Bedeutung der kantischen Begrifflichkeit, sondern der in der Übernahme erfahrene Bedeutungsverlust offensichtlich gemacht werden. Das geschieht dadurch, daß den Begriffen eine neue, metaphorische Bedeutung untergeschoben wird, die allerdings den Leser sofort erkennen läßt, daß es sich hier um ein Spiel und nicht um philosophischen Ernst handelt. Das Falschspiel der Philosophen wird zum (didaktischen) Sprachspiel des Satirikers.

Allerdings fügt er hinzu:

Die Philosophie ist mir trotz alle dem dennoch heilig; die wahren Philosophen schätze ich gleichfalls, aber die Nachbeter geselle ich in dieser Metapher, der Geselligkeit wegen – zu den Affen (LW 9).

Das Spiel der Metaphern, das Brosse propagiert und auch selbst spielt, ist nur dem Satiriker möglich, der den Bedeutungsverlust der philosophischen Sprache aufdecken will – nicht dem ernsthaften Philosophen.

#### IV. Metapher

Brosses Text ist eine Theorie der Satire und eine Satire nach dieser Theorie. Diese performative Schreibhaltung bezieht sich vor allem auf zwei Punkte: die Metaphorik und die Digression. Die Theorie der Metapher ist bei Brosse durch die Dichotomie von Abstraktion und Sinnlichkeit bezeichnet.

Auf seiner Bildungsreise war Immanuel bei Betrachtung der Natur

über diese große Scene in tiefem Nachdenken versunken, sein einer Fuß, der unglücklicherweise in einen Ameisenhaufen gerathen war, wurde sehr von diesen Republikanern im Trauergewande gekniffen; aber er fühlte es nicht; – auf seiner Nase hatte sich eine ganze Rotte von Stechfliegen versammelt, welche ihn bis auf's Blut peinigten; aber er zuckte nicht einmal; – nun biß ihn eben eine Ameise in die Hand, und er merkte endlich, daß sich seinem Ich ein Nichtich entgegen setze. Er

beschloß sogleich den Tod des kleinen schwarzen Nichtichs, welches sich anfangs nicht wollte haschen lassen, und welches er endlich doch bey den Beinen erwischte, und zwischen zwei Fingern ver – nicht – ich – te oder zu einem Nichtich machte, das nicht mehr Ich war. // Die Mordthat war begangen, und die reflektirende Gelassenheit nahm ihn wieder in ihre Arme. [...] »Wie könnte wohl der erste Grundsatz heißen?« fragte sich unser kritischer Held [...]. In seiner Seele thaten sich nun die Tiefen des Himmels und der Erde auf, seine Gefühle traten wie tobende Seen aus ihren niedergedrückten Ufern hervor – hier kam wie eine zerstückelte Hütte ein einsamer § herangeschwommen, dort rang eine plätschernde Reminiszenz zwischen Tod und Leben – hier schrie eine Lieblingsidee aus der Wiege um Hülfe [...] – kurz, sein Innerstes war eine aufgeregte Sündfluth, und seine ängstliche Phantasie schwamm oben drauf in einer Arche herum. Da ließ sich ein liebliches Friedensvögelchen hören [...]. Das Friedensvögelchen [...] schrie un-aufhörlich: Fink! Fink! und schlug mit dem Schwänzchen den Takt dazu. Nun bin ich geborgen, rief der entzückte Immanuel aus: Ich bin Ich, heißt der erste Grundsatz. Ich bin Ich ! – Ich bin Ich ! schrie er durch die Schöpfung. – Fink! Fink! antworteten die Friedensvögelchen, und siehe da! er lockte die Finken aus allen Welttheilen zusammen. –“ (LW 147-150)

Elegant verlegt Brosse die *Wissenschaftslehre* in die freie Natur und läßt Immanuel die ersten beiden Grundsätze, die Setzung des Ichs und die Entgegensetzung des Nicht-Ichs, hautnah erleben. Bezeichnenderweise ist jedoch die Reihenfolge vertauscht. Der Grundsatz der „Identität“ wird hier *nach* den des „Gegensetzens“<sup>22</sup> gestellt. Erst muß Immanuel von einer Ameise gebissen werden, also mit einem Nicht-Ich in Berührung kommen, bevor er den Grundsatz „Ich bin ich“ aufstellen kann. Bei Fichte ist es natürlich dieser Grundsatz, der „alle übrigen begründet“.<sup>23</sup>

Diese Verdrehung hat System. Brosse setzt gegen die Reflexion, die der Natur und den Menschen um ihn herum nichts abgewinnen kann, die menschliche Sinneswahrnehmung. Wenn er also für Immanuels Theorie das Nicht-Ich, d.h. die empirisch wahrnehmbare Umwelt, und nicht das Ich zum Ausgangspunkt der *Wissenschaftslehre* macht, ist das ein bedeutungsvoller Stich gegen die idealistische Philosophie. Der philosophische Anspruch der Satire, das wird an diesem Beispiel deutlich, wird nicht *diskursiv vorgetragen*, sondern *vorgeführt*.

<sup>22</sup> Johann Gottlieb Fichte: Grundlage der gesammelten Wissenschaftslehre. In: ders.: Werke, hg. v. I. H. Fichte. Berlin 1971, Bd. I, S. 123.

<sup>23</sup> Ebd..

Noch wichtiger als die taktile ist die visuelle Wahrnehmung. Nachdem der Erzähler humoristisch die Entstehung der *Wissenschaftslehre* aus dem Ameisenbiß geschildert hat, wird er ernst:

Ach! es war Schade um den Ichtheosirten Menschen auf dem kalten Steine! Hier war so viel zu fühlen, und er war lauter frischgebackne Vernunft geworden; [...] hier waren tausend Augen nöthig, um nur den tausendsten Theil von dieser schönen Gegend aufzufassen, und er hatte beyde Augen, um nicht von diesen Erscheinungen gestört zu werden, zgedrückt. (LW 152)

Doch selbst mit offenen Augen können die Pseudokantianer nichts sehen. Wie „dem Gartenfreunde“ die Natur „ein Blüthenfeld“, dem „Haarkräußler – ein Puderkasten“ oder „eine Puderquaste“ (LW 164) ist, so ist dem kantianisierenden Philosophen die Natur lediglich Darstellung und Bestätigung der Philosophie:

Aber seht doch, lieben Brüder, wie die Lilien auf dem Felde unsrer Kritik so freundlich ihr *concedo* zunikken, seht dort die Metapher der Vorstellung am Bache grünen und blühen! [...] – die Vorstellung schwebt zwischen Baum und Bach. Die Natur ist eine Kantianerin! (LW 43)

Die Postkantianer machen die sinnliche Natur lediglich zu einer „Metapher“ ihrer Vorstellungen und ihrer Philosophie der Dinge als Vorstellungen. Um dieses Verfahren satirisch anzuprangern, bedarf es nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Sinns:

Doch Phantasie und Imagination haben, sind jetzt zwei große Verbrechen – die Sinnlichkeit ist verbannt und die Vernunft spielt die Betrunkene, sie lallt unvernehmliche Worte, und schreibt – Kompendien. (LW 42)

Die Phantasie braucht der Verfasser, um die Entsinnlichung der Kantianer rückgängig zu machen. Wenn Immanuel und den Postkantianern die Natur nur eine „Metapher“ ihrer kritischen Theorie ist, dann kehrt Brosse die Reihenfolge um und benutzt die kantianischen Begriffe, um sie mit seinen Metaphern durch Imagination wieder zur Sinnlichkeit und zum Menschen zurückzuführen.

Die Abstraktionsmetaphern haben einen Prozeß des *Absterbens* bewirkt: Die Texte der Pseudokantianer sind wie ein „zerstückelter Leichnam“, und gleichen „moderne[n] Beinhäuser[n]“ (LW 213). Statt lebendigen Ideen sieht man nur noch einen

Automat[en] von Gedanken, eine Maschine, deren Uhrwerk gewisse bestimmte Ideen in Umlauf bringt, und deren Zeiger einen gebotenen



Gang geht. Wenn die Uhr zwölf schlägt, ist die ganzen Philosophie abgelaufen (LW 206).<sup>24</sup>

Brosse setzt dagegen eine Wiederbelebung des Begriffsleichnamts, indem er durch seine satirischen Metaphern die philosophischen Begriffe wieder in den sinnlich-erfahrbaren Bereich, vor allem den der Natur und des Menschen, zurückversetzt, aus dem sie einst durch Abstraktion genommen wurden. Bestes Beispiel ist die eben erwähnte Episode über die Erfindung der *Wissenschaftslehre*, in der die Fichtische Begrifflichkeit in die Natur und den Menschen in ihr (zurück-) versetzt wird. Die darin enthaltene satirische Übertreibung, so lassen sich Brosse's Gedankengänge zusammenführen, dienen dem Ziel, das falsche Spiel mit den Metaphern durch ein offensichtliches Spiel aufzudecken.

Weitere Beispiele, in denen abstrakte Begrifflichkeit durch Metaphorisierung versinnlicht ist, brauchen nicht lange gesucht werden:

Treffender, als die Platonische, scheint mir meine eigne Hypothese zu seyn, ich weiß nicht, woher es kömmt? – sie hat mir aber so viel Einleuchtendes, daß ich nicht umhin kann, sie für ein Axiom zu halten. Ich glaube nehmlich: in einem und demselben Körper zwei Menschen annehmen zu müssen; weil sich sonst die Antinomie unsrer reinen Vernunft nicht erklären läßt, und weil der Hang des Menschen zur Geselligkeit auch darauf mit so unverkennbaren Zügen hindeutet. (LW 166)

Hier wird der kantische Begriff der Antinomie der reinen Vernunft durch den (Jean-Paulschen) Gedanken von der Zweiteilung des Menschen und des Doppelgängers, Brosse aus den *Teufelspapieren* (z.B. JP II.2, 233) und natürlich dem *Siebenkäs* bekannt, in die Satire übernommen und verlebendigt.

Weiterhin wird die Apprehension eine Aufgabe des Haushundes Schwierigs, dem ein Stock geworfen wird (LW 20), und die Antinomien der reinen Vernunft (bleiben wir bei diesem Beispiel) dienen manchmal nur dem Disput über die Finanzierung des „kritischen Saufaus“ (LW 43):

Der Wirth sagte ganz kalt:

Thesis.

Bezahlung.

Beweis.

Der Schulmeister antwortete ganz kalt:

Antithesis.

Keine Bezahlung.

Beweis.

<sup>24</sup> Auch hier übernimmt Brosse das anthropologische Vokabular Jean Pauls. Vgl. dazu Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Maschine und Teufel. Jean Pauls Jugendsatiren nach ihrer Modellgeschichte*. München 1975.

Er habe schon seit langer Zeit  
hier im Wirthshause getrunken,  
ohne einen rothen Heller zu be-  
zahlen, länger könne man ihm  
nicht borgen, und wenn er seine  
Schuld nicht im Guten abtragen  
wolle; so würde man ihm seinen  
Gehalt beschlagen.

Er habe kein Geld, und wo  
nichts wäre, da wäre auch  
nichts zu nehmen. (LW 84)

Brosse macht nicht bei den postkantischen Begriffsleichnamen halt, auch die Interpunktion der Alltagssprache ist Opfer seiner Imagination. Ausrufungszeichen werden zu „Vogelleimruthen entzückter Kramsvögel“ (LW 24) und der Gedankenstrich zur Aufforderung an den Leser, Bedeutung zuzuschreiben. Die Imagination in der Bedeutungsfindung ist somit nicht nur eine Aufgabe eines Autors, sondern auch Teil des Lesens:

Hingegen bey'm Gedankenstrich muß man denken, man mag nun wollen oder nicht [...] – Gedankenstriche sind Knüppelbrücken, auf denen der Leser gewaltig herumgeschüttelt wird – sind gefrorne Töne eines Posthorns aus Münchhausens Kunstkammer, die, vom grübelnden Leser angehaucht, aufthauen und zur lieblichen Musik werden [...] sind Torturen des Verstandes, sind – ::: doch ich schweige, Leser, du sollst selbst drüber nachdenken! sind – – – – – (LW 26f).

Der Autor dieses Aufsatzes ist der Aufforderung gefolgt. Leider mußte er dabei feststellen, daß alles schon bei Jean Paul steht –

Alle Schriften strozen ietzt stat der Gedanken von Gedankenstrichen, die man auch Gedankenpausen nennen könnte. Man durchstreicht ietzt nicht mehr Wörter, aber man durchstreicht doch dafür das lere Papier. Die Guayruer [südamerikanischer Indianerstamm; MB] lassen neben dem begrabnen *Körper* einen leren Plaz für den *Geist* und unsere grossen Köpfe neben den Worten einen für die Gedanken, und deuten den Sin, wie Heraldiker das Silber, durch leren Raum an (JP II.1, 424).<sup>25</sup>

## V. Digression

Auch bei der Digression (Abschweifung) verfährt Brosse performativ. Sie gilt ihm als formales Instrument, um sich von der philosophischen Sprache der Postkantianer abzusetzen und gleichzeitig ihr Manko aufzuzeigen. Der Erzähler über sein eigenes Werk: „[...] aber es ist auch ein Roman (weil sich doch alles nach der Mode richten muß) à l'anglaise“ (LW 97). Mit der Formulierung „à l'anglaise“ ist

<sup>25</sup> Vgl. auch JP II.1, 412, 427f, 488 und JP II.2, 220, 241, 319, 327.

die Technik der „Digression“ (LW 1) gemeint, die Brosse für die *Antipseudo-Kantiade* anwendet und als Reaktion auf die pseudokantianische Art der Argumentation gewertet haben möchte. Die Digression kennen die Deutschen aus der englischen Literatur, insbesondere aus Laurence Sternes Romanen, *The Life and Opinions of Tristram Shandy Gentleman* (1759-1767) und *A sentimental Journey through France and Italy. By Mr. Yorick* (1768). Diese werden kurz nach ihrer Entstehung ins Deutsche übersetzt (1769, bzw. 1768). Jean Paul nimmt diese Technik für seine Satiren und Romane auf und führt sie in die deutsche Literatur ein. Er weist selbst darauf hin, die „Sternschen Digressionen“ (vgl. JP II.2, 156) zu verwenden, und propagiert die Philosophiefähigkeit dieses „Spiels“:

diese Abhandlung ist nicht anders als die erste *künstliche Wildnis* von Gedanken in Deutschland, und es braucht unsers Bedünkens keines Beweises, daß sie des Namens philosophischer Pandekten würdig ist, die wol aus 2000 Materien zusammengebracht sein mögen. (JP II.2, 210)

Auch Brosse bekennt sich, metaphorisch beseelt, zur Digression:

Meine Paragraphen sind ferner unendlich in einander gehülset. Eine Schaafe steckt in der andern. Und nach der totalen Enthülzung dennoch kein Kern, wird der Kunstrichter sagen! Wohl wahr, lauter Schaaalen, aber beißende Zwiefelschaaalen, antworte ich unbefangen darauf. Mein Buch ist eine Zwiebel. (LW 96)

Die lineare Form der philosophischen Darstellungen mit einem festen Argumentationsziel wird verworfen. Mit jedem Paragraphen wird eine neue Ebene der Argumentation oder ein neuer Teil einer Erzählung angerissen. Ein Ordnungsprinzip dieser Digressionen sucht der Leser und Kunstrichter vergeblich.

Brosses Umsetzung der reflektierten Darstellungsform läßt sich gut nachlesen: in der Einleitung („Zuvörderst eine Digression über die Digression“; LW 1) und in der Leitmetapher des Spaziergangs, bzw. der Wanderung, als Selbstthematisierung seiner eigenen Technik.

In der „Digression über die Digression“ wird Digression gleich auf der ersten Seite statt mit *Abschweifung* mit „Abhandlung“ (ebd.; Hervorhebung von mir) übersetzt. Der Weg abseits der linear-progressiven Argumentation wird kommentarlos zu *dem* Weg der Abhandlung postuliert, die philosophische Art der Abhandlung wird keines Gedankens mehr gewürdigt. Dann beginnt die Digression über die Digression, und 17 Seiten weiter kann der Verfasser feststellen:

Aus allem diesem ist hell und klar zu erweisen, daß eine Digression als Digression schlechthin gesetzt ist, daß durch Reflexion, was das Ding

nicht ist, die Abstraktion, was das Ding eigentlich sey, erfolge, und daß, wenn eine Digression gesetzt ist, eine Digression gesetzt ist, schlecht-hin, d.h. ohne Komplimente und Umstände. (LW 18)

Die satirischen Bisse gegen Fichte machen deutlich, was Brosse im Sinn hat. Natürlich gab es keine „Reflexion“ und „Abstraktion“; überhaupt wurde auf den dazwischenliegenden Seiten über die Digression eigentlich gar nicht gesprochen. Es wäre auch ein Selbstwiderspruch (den der Verfasser einzugehen sich hütet), über logische Kalküle oder Definitionen herauszufinden, was eine Digression ist. Dies wird im Text nicht *beschrieben*, sondern *vorgeführt*. Brosse springt von einem Thema zum nächsten, assoziiert und bringt, wenn nicht zweihundert, so doch mindestens zwanzig Materien zusammen.

„Der Gang meines Roman's ist der Gang eines englischen Gartens, krumm und schief und mit unter – grad“ (LW 97). Der Spaziergang ist die Leitmetapher zur Beschreibung des eigenen digressiven Vorgehens. Der Spaziergänger beginnt seine kleine Reise ohne Zeitbegrenzung und Ortsvorgabe, er folgt dem Weg und entscheidet bei Gabelungen ohne erkennbares System. Entsprechend ist die Gedankenführung der *Antipseudo-Kantiade*. Der satirische Erzähler unterläuft *offensichtlich* den Gang eines konventionellen Romans, der satirische Theoretiker den der üblichen philosophischen Argumentation. Listig fragt der Verfasser: „Aber wo führt denn dieser Weg hin? Sind wir nicht irgegegangen? Frisch über diese Gedankenbrücke – – – in den / § 4.“ (LW 28) Etwas weiter unten räsoniert er über das eigene Vorgehen:

Ich könnte zwar sehr leicht mit meiner Schilderung abkommen, wenn ich nehmlich auf die Frage: wo wohnt Meister Schwierig? die Antwort geben wollte: nur grad aus durch's Gebüsch [...] aber was wäre das für eine Schilderung!“ (LW 32f)

Der Weg geradeaus ist also der Abweg, das weitschweifige Rasonnement darüber ist dagegen nur scheinbar ein Abweg, der sich als der einzig richtige Weg herausstellt.

Die oppositionelle Haltung, die Brosse schreibend gegen die geradlinige, eindimensionale Argumentation und Erzählung einnimmt, ist selbst wiederum ins Bild gesetzt: Immanuels Reise ist der vor- und vergebliche Versuch eines linearen Fortschreitens der Gedanken, von dem ihn der Erzähler immer wieder abbringt. Immanuels „Reise war bekanntlich eine philosophische“ (LW 179) – also eine Bildungsreise, deren Ziel die Niederlegung eines philosophischen Systems ist. Immanuel selbst glaubt, das Ziel seiner Reise erreicht zu haben, die Entdeckung der *Wissenschaftslehre*, doch der Erzähler weiß es bes-

ser, da er selbst es ist, der ihn in die Irre geschickt hat. Der Erzähler ist schneller als sein Held:

Neulich fuhr hier ein bequemer Reisewagen durch, ich beschrieb ihn in einem weitläufigen Bande mit der größten Weitschweifigkeit, die nur in meinen Kräften stand, und schrieb mir dergestalt diesen Reisewagen zusammen“ (LW 137).

Und mit magischer Auktorialität kann er die Reise ihrem eigentlichen Ziel immer mehr entfernen. Er bringt seinen Helden, ohne daß dieser das merkt, dazu, auf der Reise, wie auch in seinen Gedanken, „einen Abweg einzuschlagen“ (LW 114). Die Reise endet nicht mit einem sichtbaren Fortschritt, sondern zu Hause. Bei den Ergebnissen, die sich wie die Reise, auf der sie gewonnen wurden, in einer linearen Reihe darstellen sollten, geht „alles [...] im Zirkel herum“ (LW 151) – wie das ‚Ich bin Ich‘, das Brosse in Jena so oft zu hören bekam.

Und wieder hat sich der satirische Spieler auf das ehemals verdeckte Spiel eingelassen und die Karten offen auf den Tisch gelegt: Wenn Linearität und Eindimensionalität in der Argumentationsführung der Pseudokantianer nichts anderes als Betrug sind und in der Zirkularität enden, so ist es besser, dieser Tatsache Rechnung zu tragen und für alle offensichtlich den krummen Weg der Digression zu wählen.

## VI. Der epigonale Vorgänger

Friedrich Christian Brosse ist Jean Paul in mehr als einer Hinsicht verpflichtet. Viele seiner Ideen verdankt er, wie ich gezeigt habe, den frühen Satiren. Auf dieser Basis entwickelt Brosse jedoch eine eigene Satiretheorie, die weit über das, was sich bei Jean Paul findet, hinausgeht. Gleichzeitig findet er eine eigene Form der Umsetzung dieser Theorie und der Auseinandersetzung mit den Gegnern seiner Satire. Brosse führt nicht nur seine Satiretheorie, sondern die Philosophie der *Wissenschaftslehre* vor – und kennzeichnet so die Schwächen der letzteren.

Daher braucht Brosse den Vergleich mit Jean Pauls *Clavis Fichtiana*, nicht zu fürchten. Die *Antipseudo-Kantiade* nimmt der ‚Aufschlüsselung Fichtes‘ drei sprachkritische Gesichtspunkte vorweg. Auch Jean Paul übt Kritik an den Afterkantianern: „Je länger ein System lebt – ich habe eben das kantische im Kopf –, desto leichter, beweglicher, mechanischer und faßlicher wird es, und also desto erbärmlicher seine Leibeigne, Kuranden, Panisten“ (JP I.3, 1028). Wie Brosse wehrt sich auch Jean Paul gegen den philosophischen Imperialismus: „Der [...] Idealismus Fichtes strecket seine Polypen-Arme

nach allen Wissenschaften aus und zieht sie in sich und tingiert sich damit.“ (ebd., 1030) Ebenso stellt Jean Paul schließlich fest, daß durch das Pseudokantianisieren eine Sprachverwirrung eingetreten ist: „Wahrlich es ist Zeit zu ahnen, welcher unauflöslichen schwärmerischen Sprachen- und Gedanken-Verwirrung wir zutreiben.“ (ebd.) Ihre Ursachen sieht Jean Paul ähnlich wie Brosse in dem bedeutungslosen Sprachgebrauch Fichtes. Er läßt Leibgeber, den Fichte-Teiler, folgendermaßen rasonieren:

Hier wird nun die Höhe so schwindelnd und dünnluftig, daß keine Begriffe [*Fußnote: [...] Hier hilft bloße reine Sprache weiter als alles, was man dabei denken wollte*] mehr zu- und nachreichen, sondern wir müssen mit und an der bloßen Sprache ohne jene weiter hinauf zu kommen suchen. (Ebd., 1036; Hervorhebung von mir)

Jean Paul geht jedoch einen anderen Weg als sein Vorgänger. Im Gegensatz zu Brosse verbindet er im Sinne des satura-Modells viele Materien. Neben sprachphilosophischen Reflexionen stehen argumentative philosophische Erwiderungen an Fichte, die den Ausführungen Friedrich Heinrich Jacobis stark verpflichtet sind.<sup>26</sup> Auf diese Ebene läßt sich Brosse konsequenterweise nicht ein, weil er bereits die sprachliche Grundlage für nicht tragbar hält. Er umgeht die diskursive Auseinandersetzung mit Fichte. Die Kritik an seinen Gegnern ist, wie anhand der Episode um die Erfindung der *Wissenschaftslehre* gezeigt, deswegen um so schärfer und einleuchtender. Brosse konzentriert sich auf den philosophischen Anspruch der Postkantianer und deren performativen Widerspruch, gegen den er performativ Widerspruch einlegt.

<sup>26</sup> Friedrich Heinrich Jacobi: Brief an Fichte am 21. März 1799. In: ders., Werke, hg. v. F. Roth und F. Köppen. Darmstadt 1976, (=Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1812-1825), Bd. III; ders., Beylage VII zu: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelsohn, Breslau 1789. Zur philosophischen Auseinandersetzung Jacobis und Jean Pauls mit Fichte vgl. die ausführliche Darstellung in Sinn (Anm. 20), S. 221-250, Götz Müller: Jean Pauls Ästhetik und Naturphilosophie. Tübingen 1983, S. 122-130 und Gehrs (Anm. 14), S. 190-211.



# Manfred Frank (Tübingen)

## Von der Grundsatz-Kritik zur freien Erfindung

### Die ästhetische Wende in den *Fichte-Studien* und ihr konstellatorisches Umfeld

Ich beginne meinen Vortrag mit einer Frage: Was haben die alte Metaphysik und die moderne Kunst miteinander gemein? Eine mögliche Antwort könnte lauten: Sie haben beide zu tun mit der Frage nach den ersten und den letzten Dingen der Menschheit. Zwar hat Hegel geurteilt,

daß die Kunst [...] weder dem Inhalte noch der Form nach die höchste und absolute Weise sei, dem Geiste seine wahrhaften Interessen zum Bewußtsein zu bringen. [...] Der Gedanke und die Reflexion [haben] die schöne Kunst überflügelt.<sup>1</sup>

Aber dies war eine gigantische Fehldiagnose. Ein Blick auf die nachromantische Moderne lehrt uns, daß zwar die Religion ihre normative Verbindlichkeit für die Gesellschaft und ihre tröstende und heilende Kraft für das Individuum mehr und mehr einbüßt, daß aber die Kunst dieser Entzauberung ziemlich kraftvoll widersteht. Nicht ohne Grund sprach Hegel von einer aufkommenden ‚Kunstreligion‘. In ihr erlebt die ernüchterte Menschheit die letzten Augenblicke einer Verzauberung des Daseins. ‚Verzauberung‘ meint übrigens nicht Verklärung. Verhexung oder Perhorreszierung wären gleichmögliche Ausdrücke. Auch der Philosophie, in der Hegel die Nachfolgerin von Kunst und Religion in der Auslegung des ‚Absoluten‘ sah, ist es kaum besser ergangen. Sie hat ihr Weltdeutungsmonopol Stück um Stück an die Naturwissenschaften verloren und führt nun entweder Rückzugsgefechte (Stichworte sind *Der Philosoph als Platzhalter und Interpret* oder, drastischer, *Epistemology Naturalized*) oder hat sich zur akademischen, d. h. historistischen, Verwalterin des metaphysischen Erbes verharmlöst. Nach Ansicht der Frühromantiker

<sup>1</sup> G. W. F. Hegel, *Ästhetik*, mit einem einführenden Essay von Georg Lukács hg. von Friedrich Bassenge, Berlin-Ost 1955, 56 f.



konnte sie ihre ‚wahrhaften Interessen‘ schon lange nicht mehr selbst vertreten, sondern mußte sie an die Kunst delegieren. Diese ungeheure Aufwertung des künstlerischen Ausdrucks ist uns – und allen Gebildeten unter den Verächtern der ästhetischen Moderne (von Hölderlin und Novalis über Baudelaire bis hin zu Samuel Beckett) – so vertraut geworden, daß wir manchmal vergessen, welche Gründe diesen unglaublichen Sinneswandel eigentlich herbeigeführt haben.

Ich leite zur Zeit ein DFG-Projekt, das der Erforschung der Grundlagen der philosophischen Frühromantik gewidmet ist. Obwohl es nicht eigentlich mit der eben gestellten Frage befaßt ist, schien es mir reizvoll, sie einmal an den Diskussionszusammenhang heranzutragen, der einen deutschen Denker zuerst dazu veranlaßt hat, die Suche nach einem letzten Richtpunkt unserer Überzeugungsbildung mit den Verheißungen der Ästhetik zu verbinden.

Ich beginne mit einem Zitat, einer Frage: „Was thu ich, indem ich filosofire?“ So hatte sich Anfang Juli 1796 ein damals 24jähriger Mann gefragt, der wenig später seinen guten Familiennamen zum Schutz vor der politischen Zensur durch ein Pseudonym ersetzen mußte. Er hatte nur drei Stunden am Tag Zeit, sich solcherlei Fragen zu stellen.<sup>2</sup> Denn sein Job war nicht die Philosophie. Vielmehr saß er eingekeilt im Räderwerk eines Verwaltungsjuristen beim Kreisamt in Tennstedt. Hier ist seine noch heute aufregende Antwort:

ich denke über einen Grund nach. [...] Alles Filosofiren muß also bey einem absoluten Grunde endigen. Wenn dieser nun nicht gegeben wäre, wenn dieser Begriff eine Unmöglichkeit enthielte – so wäre der Trieb zu Filosofiren eine unendliche Thätigkeit – und darum ohne Ende, weil ein ewiges Bedürfniß nach einem absoluten Grunde vorhanden wäre, das doch nur relativ gestillt werden könnte – und darum nie aufhören würde.<sup>3</sup>

Novalis – um ihn handelt sich's – hatte von Oktober 1790 bis Oktober 1791 bei Reinhold in Jena studiert und mit ihm vertrauten Umgang.<sup>4</sup> Carl Leonhard Reinholds philosophiegeschichtliche Leistung wird in der Begründung einer sogenannten *Elementarphilosophie* ge-

<sup>2</sup> Novalis, *Schriften*. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Stuttgart 1960 ff. (zit.: NS), Bd. IV, 159, Z. 7-11.

<sup>3</sup> L. c., 269, Nr. 566.

<sup>4</sup> Und war um die Neujahrszeit noch einmal dorthin zurückgekommen (nach einigen Angaben war er noch im Februar in Jena). Zu Novalis' vertrauten Kontakten zum Reinhold- und zum Schmid-Kreis vgl. neuerdings Hermann F. Weiss, *Eine Reise nach Thüringen im Jahre 1791. Zu einer unbeachteten Begegnung Karl Wilhelm Justis und Joseph Friedrich Engelschalls mit Schiller und Novalis*, in: *Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde*, 1991, Bd. 101, 43-56.

sehen. Deren Keimgedanke ist, daß wir die bisher tastende und ungewisse Wissenssuche – so übersetzte er ganz treffend das griechische Wort φιλοσοφία – auf ein letztes Fundament gründen können. Er nannte die Entdeckung dieses Fundaments – pathetisch – ‚das Eine, was der Menschheit Noth thut‘. Das Problem, auf das sich seine Entdeckung als Lösung empfahl, wurde 1789 von Jacobi in der erweiterten Zweitaufgabe seines Spinozabüchleins so beschrieben: Wenn wir – in einer altehrwürdigen Tradition (die übrigens noch heute – z. B. in der Gestalt von Roderick Chisholm – lebendig ist) – Wissen als begründete Meinung beschreiben, geraten wir in einen infiniten Regreß.<sup>5</sup> Wir gründen unsere Wissensansprüche auf Sätze, die wieder nur unter der Bedingung ein Wissen ausdrücken, daß sie von Sätzen begründet werden, die ein Wissen ausdrücken usw. Diesen Regreß könnte nur ein Satz beenden, der ‚un-bedingt‘ gilt. ‚Un-bedingt‘ meint: ohne von einer höheren Bedingung abzuhängen. Ein solcher Satz müßte ohne weiteres als gültig eingesehen werden können: „einer Begründung weder bedürftig noch fähig“. Er müßte also evident sein. Denn ‚evident‘ heißt (wörtlich): was aus sich selbst heraus einleuchtet.

Reinhold, wie gesagt, glaubte einen solchen Satz gefunden zu haben. Er nannte ihn ‚Satz des Bewußtseins‘. Aus ihm sollten sich alle anderen Sätze, die auf Wahrheit Anspruch machen können, entwickeln lassen – entweder durch logische Ableitung oder analytisch. Mit ‚analytisch‘ meinte Reinhold ungefähr dasselbe, was der heutigen analytischen Philosophie ihren Namen gegeben hat: dasjenige, was sich aus dem Verständnis der Bedeutung der benutzten Ausdrücke (samt dem der Formwörter) ergibt.<sup>6</sup>

An diesem Projekt, das sich 1794 in Fichtes Philosophie des absoluten Ichs zu vollenden schien, kamen unter Reinholds Schülern bald Zweifel auf. Sie wendeten sich nach drei Richtungen: Zum ersten wurde bestritten, daß sich ein System von Überzeugungen überhaupt auf eine Evidenz stützen läßt; denn Evidenzen sind private Bewußtseins-erlebnisse. Unter Berufung auf sie kann man die intersubjektive Konsensbildung nicht umgehen, auf der doch das beruht, was wir ein Wissen nennen. Außerdem lassen sie sich bei genauerer Analyse nicht klar von den ‚Ansprüchen des gemeinen Ver-

<sup>5</sup> Vgl. Friedrich Heinrich Jacobi, *Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn*. Neue vermehrte Auflage, Breslau 1789, 389–434, bes. 424 ff., 430 ff.

<sup>6</sup> Reinholds Elementarphilosophie und die Argumente ihrer wichtigsten Kritiker kommen ausführlich zur Sprache in Manfred Frank, „Unendliche Annäherung.“ *Die Anfänge der philosophischen Frühromantik*, Frankfurt/M. 1997 (stw 1328).

standes' abheben. Auch dessen Ansprüche können wir gewöhnlich nur auf sogenannte Intuitionen gründen – d. h. wir glauben an sie. Glaubenssätze haben einen den euklidischen Axiomen ähnlichen Charakter (und *ἀξιωμα* heißt ja: ein Geglaubtes). Würden sie bewiesen werden können, so verlören sie sofort ihren Status oberster Grundsätze – denn ein Satz, der in einem anderen seine Begründung findet, ist kein oberster. So aber wird Wissensbegründung zu einem Glaubensartikel. Novalis wird sagen: „Es ist ein Product der Einbildungskraft, woran wir *glauben*, ohne es seiner und unsrer Natur nach, je zu erkennen vermögen [syntaktisch sic!].“<sup>7</sup> – Am ernstesten und folgenreichsten aber fiel der dritte Einwand aus: Reinholds oberster Satz steht tatsächlich gar nicht auf eigenen Füßen. Vielmehr setzt er andere Sätze zu seiner Begründung voraus, die angeblich aus ihm folgen.

Dies wäre eine ruinöse Konsequenz für die Grundsatzphilosophie. Novalis hält sie jedoch für unvermeidlich. Damit macht er es der großen Schar von Frühromantik-Forschern schwer, die sein frühes Denken als eine etwas phantastisch aufgemischte Abart des zeitgenössischen philosophischen Fundamentalismus ansehen. Noch schwerer macht er es den Editoren der kritischen Novalis-Ausgabe, die zwar das große Verdienst haben, Hardenbergs früheste philosophische Aufzeichnungen erstmals *in toto* ediert und ihre Anordnung rekonstruiert zu haben, die aber durch die Titelwahl (nämlich *Fichte-Studien*) eine ganz unangemessen einseitige Abbildung des jungen Hardenberg auf Fichtes frühen Idealismus vorgenommen und damit die Wirkungsgeschichte verzerrt haben. Tatsächlich wird der Idealismus-kritische Grundimpuls des Novalis nur aus seiner frühen Reinhold-Schülerschaft und aus der – wenigstens indirekten – Kenntnis der Reinhold- und Fichte-Kritik seines früheren Hauslehrers (und Lebenshelfers) Carl Christian Erhard Schmid sowie seiner früheren Jenaer Kommilitonen Friedrich Immanuel Niethammer, Franz Paul von Herbert, Friedrich Carl Forberg und besonders Johann Benjamin Erhard einsichtig. Weil das so ist, muß ich diesen letzten Punkt meiner kritischen Liste etwas genauer ausführen.

Ich beschränke mich auf Schmid und auf Erhards Kritik. Denn Schmid's *Empirische Psychologie* hatte Novalis nicht nur 1791 in Jena als Kolleg hören können; sondern er zitiert sie gelegentlich,<sup>8</sup> ja er hat sie besessen.<sup>9</sup> Und Erhard, den Novalis noch 1797 seinen „wirk-

<sup>7</sup> NS II, Z. 16 f.

<sup>8</sup> NS III, 356, Nr. 524. Vgl. Komm. 943.

<sup>9</sup> Vgl. I. c., 1009, Nr. 81.

lichen Freund“ nennt,<sup>10</sup> für dessen Anstellung in Ansbach er (über seinen Onkel, Minister in Berlin und späteren preußischen Staatskanzler) aktiv wurde und dessen Briefwechsel er noch von Teplitz aus, wo er im August 1798 mit dem gemeinsamen Freund von Herbert kurte, über seinen Adelsnamen laufen ließ, um den überall bespitzelten Jakobiner vor Zensur und Polizei zu schützen,<sup>11</sup> – Erhard, sage ich, war intellektuell zweifellos die überragende Figur des Reinhold-Schülerkreises, auch wenn wir seine genialen Einwände mühsam aus Briefwechseln erschließen müssen, deren bedeutendster Teil obendrein unveröffentlicht ist und aus Archiven geborgen werden muß.

In der *Empirischen Psychologie* hatte Schmid Reinholds Ausgehen vom Begriff der Vorstellung als Elementar-Terminus der Philosophie unter Verweis auf Crusius herb, aber sachlich kritisiert (Erster Theil, §§ IX ff.). Der Begriff ‚Vorstellung‘ sei darum als Deduktionsprinzip der Philosophie ungeeignet, weil er aus einer Vielzahl psychischer Erlebnisse oder Akte<sup>12</sup> erst auf dem Wege der Abstraktion gewonnen worden sei. Aus einem solcherart gewonnenen Gattungsbegriff Ableitungen vorzunehmen, sei aber wohlfeil, da der Zirkel in die Augen springe: Ich gewinne aus Einzelereignissen *via abstractionis* dasjenige, aus dem ich alsdann prätendiere, sie abzuleiten.<sup>13</sup> Diesen Einwand konnte Novalis auch durch seinen Leipziger Lehrer Karl Heinrich Heydenreich kennen, der ihn in einer vielbeachteten Rezension 1790 gegen Reinhold geltend gemacht hatte. Reinhold war von ihm so tief beeindruckt, daß er ihn in den Anhang des I. Bandes seiner *Beyträge* aufnahm und überhaupt sein Konzept der Deduktion-aus-oberstem-Grundsatz modifizier-

<sup>10</sup> NS IV, 203, Z. 19 f.; vgl. 85 f.

<sup>11</sup> Über Novalis' Verhältnis zu Erhard vgl. die 14. meiner Vorlesungen „*Unendliche Annäherung*.“

<sup>12</sup> Ihnen ordnet Schmid die entsprechenden Vermögen bzw. Kräfte zu, aber auch diese in einem irreduziblen Plural: „Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Gemüthes führt uns auf den Gedanken einer Mannigfaltigkeit von Vermögen und Kräften, als der Bedingungen ihrer bestimmten Möglichkeit und ihres Daseyns“ (*Empirische Psychologie*, Jena 1791, Erster Theil, 158, § VII).

<sup>13</sup> *Empirische Psychologie*, J, 18 f. (§ VI der Einleitung); vgl. – unter Veweis auf Crusius – auch den § XII des Ersten Teils (164): „[...] daß sich hernach alles, was man erklären soll, wiederum herausnehmen ließe. „Hier liegt der historische Ursprung für Nietzsches Spott, Kant beantwortete die Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori mit dem Bescheid: „*Vermöge eines Vermögens*“ (11. Stück von *Jenseits von Gut und Böse*, Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, 5, 23-25). Zum ganzen Kontext vgl. „*Unendliche Annäherung*“, 275 f.

te.<sup>14</sup> Fortan unterschied er ein *Enthaltensein-in* von einem *Enthaltensein-unter*, so, daß das erstere die Implikation *in nuce*, die zweite nur das Verhältnis eines Gegenstands zu einer Klasse (oder eher: das Instantiierungsverhältnis eines Partikulare zu einem Universale) meint.<sup>15</sup> Im ersten Fall haben wir mit Beziehungen zwischen Teilen und dem Ganzen zu tun, das sie trivialerweise mit Haut und Haar umfaßt. Die letztere Beziehung ist dagegen sehr schwach und taugt nicht als Ableitungsprinzip. Was unter einen Begriff fällt, ist in ihm keineswegs als Teil enthalten (vgl. schon Kant, *KrV* B 40). Wer z. B. den Gattungsbegriff des Rechts versteht, weiß insofern gar nichts über die gegenwärtige englische Rechtspraxis, obwohl sie doch als Art unter den Gattungsbegriff fällt. Oder wer den Begriff ‚Säugetier‘ richtig versteht, weiß insofern gar nichts von der Existenz von Beutelratten.<sup>16</sup> Aus dem Gattungsbegriff konstruierbar ist die Spezifikation a priori nicht. Darum hat Kant wohlweislich darauf verzichtet, den Gattungsbegriff ‚Vorstellung‘ für ein Prinzip, gar ein Deduktionsprinzip zu erklären, obwohl er selbst gezeigt hatte, daß alle Begriffe mentaler Funktionen und Affektionen unter ihn fallen (vgl. *KrV* A 320 = B 376 f.; ferner *KrV* B 676 f. – eine Stelle, auf die Schmid in der *Empirischen Psychologie* selbst hinweist: I, § X, 161). Anders als die Mathematik arbeitet die Philosophie nicht mit ‚gemachten‘, sondern mit ‚gegebenen Begriffen‘. Was *unter* ihnen enthalten ist, läßt sich nicht *aus* ihnen entwickeln, wie das der Fall ist mit den Konstruktionen der Mathematik. Das ist – wie Sie wissen – auch der Grund, warum Kant annahm, daß die Philosophie keine Definitionen, sondern nur Erörterungen (*expositiones*) geben könne (*KrV* A 727 ff. = B 754 ff.). Und diesen Unterschied vernachlässigt zu haben, war ein (von Rehberg aufgegriffener) Standardeinwand der Leibnizianer gegen Reinhold,<sup>17</sup> der sich auch bei Erhard

<sup>14</sup> *Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen*, Erster Band, Jena 1790, 424 ff.; zu seinen eigenen Konsequenzen aus Heydenreichs Kritik vgl. exemplarisch l. c., 115 ff.

<sup>15</sup> Vgl. Schmid, *Empirische Psychologie*, 163 f. (§ XII), 167 f. (§ XIV).

<sup>16</sup> Vgl. Kants berühmte Bemerkung im § 61 der *KU* B 268 f.: „[...] wenn man z. B. den Bau eines Vogels, die Höhlung in seinen Knochen, die Lage seiner Flügel zur Bewegung und des Schwanzes zum Steuern u. s. w. anführt: so sagt man, daß dies alles nach dem bloßen *nexus effectivus* in der Natur, ohne noch eine besondere Art der Kausalität, nämlich die der Zwecke (*nexus finalis*), zu Hülfe zu nehmen, im höchsten Grade zufällig sei; d- i. daß sich die Natur, als bloßer Mechanismus betrachtet, auf tausendfache Art habe anders bilden können, ohne gerade auf die Einheit nach einem solchen Prinzip zu stoßen, und man also außer dem Begriffe der Natur, nicht in demselben den mindesten Grund dafür a priori anzutreffen hoffen dürfe.“

<sup>17</sup> Vgl. die 12. Vorlesung von „*Unendliche Annäherung*“, bes. 314 ff., 341 ff.

findet.<sup>18</sup> Novalis schließt sich diesem Typ von Einwand in seinen *Fichte-Studien* mit starken Formulierungen an. Im Notat Nr. 438 sagt er: „Vom Wesen ist nur eine *Exposition* möglich. Wesen ist schlechthin nicht erkennbar“ (NS II, 238, Z. 33 f.; vgl. 239, Z. 12). Und in Nr. 445 sagt er, mit einer „Definition“ könne die Philosophie nicht anfangen, eine Definition des Höchsten sei nur „anticipando“ denkbar (243, Z. 7 ff.). Mit den Notaten Nr. 466 ff. (NS II, 250 ff.) über den Widersinn, das Höchste als oberste Gattung zu fassen, bezieht er sich der Sache nach kritisch auf Reinhold. Denn der hatte nicht nur gesagt, der Ausdruck ‚Grundsatz‘ stehe für einen ‚Gattungsbegriff‘.<sup>19</sup> Er hatte die Philosophie auch aufgefordert, so lange am Leitfaden des Art-Gattung-Unterschiedes forzufahren, d. h. so lange aufsteigend die Begriffe

der nächsten Gattung [und des] nächsten Unterschiedes [...] in die nächste Gattung und in den nächsten Unterschied auf[zu]löse[n], als man nicht überzeugt ist, daß man auf etwas unauflösliches, das folglich kein zusammengesetzter Begriff ist, gelangt sey.<sup>20</sup>

Und von diesem nicht weiter mehr analysierbaren Begriff, der natürlich nur ein einziger sein könne, hat Reinhold dann „als [von] de[m] die Einzig mögliche höchste Gattung bestimmende[n] Satz“ gesprochen.<sup>21</sup>

Wenn dies der theoretische Kontext ist, auf den sich Hardenbergs Kritik bezieht, so macht sie in der Sache deutlich erkennbare Anleihen bei zwei Vorläufern in dieser Kritik: bei Heydenreich und Schmid. Schmid hatte zwei Begriffe unterschieden: Die Gattung Vorstellung nennt er „*Generalvermögen*“ oder „*Generalkraft*“, je nach dem, ob sie als Grund der Möglichkeit oder der Wirklichkeit von (einzelnen) Vorstellungen in Anschlag kommt, und präzisiert dann, daß sie „die übrigen *unter* sich begreift, wie das logische Geschlecht [also die Gattung] die Arten, aber diese Arten nach demjenigen, was sie unter-

<sup>18</sup> So in seinem Brief an Reinhold vom 30. Juli 1792. Erhard greift die Argumentation dieses Briefs unter dem Eindruck von Fichtes Reinhold-Überbietung noch einmal auf in seinem Schreiben an Niethammer vom 19. Mai 1794: „Kants Philosophie ist noch gar nicht herrschend bey seinen Jüngern, denn sie wollen die Vernunft durchaus constitutiv haben. Die Ideen werden von uns als a priori in uns erkannt, aber sie werden von uns nicht a priori, sondern analytisch erkant, und da sie als Ideen Gattungsmerkmale haben, so glauben wir, wir haben sie durch dieß Merkmal, das wir von ihnen abstrahirt, sogar aufgefunden. Ich habe einstens schon Reinhold darüber geschrieben [...]“ (*Niethammer. Korrespondenz*, 79).

<sup>19</sup> *Beyträge* I, 117 (passim).

<sup>20</sup> *Beyträge* I, 16 (im Kontext 15 f.).

<sup>21</sup> *Beyträge* I, 358 (im Kontext 357 f.).

scheidet, auf keine Weise begreiflich macht“ (*Empirische Psychologie*, I, § XII, 163). Davon unterschieden sei die die „Eine[...] einzige[...] Substanz“, die „radikale oder absolute Grundkraft“, wie sie von den Dogmatikern, z. B. dem Spinoza, behauptet wurde (§ VIII, 159; § IX, 160). Unterstellt wird danach, daß aus ihr – die freilich nur als kantische Idee angenommen werden darf – die „Wirklichkeit mannigfaltiger Erscheinungen gewisser Art [...] abgeleitet wird“ (160, § IX). Denn das Verhältnis der Grundkraft – wenn es eine gäbe – zu dem aus ihr ‚Abgeleiteten‘ wäre dasjenige des Enthaltenseins-in oder von Ganzem und Teil. Mit dem Nachweis, daß die Hypostasierung einer solchen Grundkraft nur das Ergebnis einer progressiven Abstraktion von irreduzibel pluralen Gemütskräften und Bewußtseinsfunktionen sei (vgl. bes. die §§ XII und XIV, 163 f., 166 ff.), wollte Schmid neben den Wolffianern (er führt außer Wolff selbst noch Platner an) vor allem Reinholds Grundsatzphilosophie treffen. Freilich würde er auch noch gegen den Fichte der ersten *Wissenschaftslehre* (von 1794/95) recht behalten haben, den er tatsächlich in einer Systemskizze des *Philosophischen Journals* (III/2, 1795, 95-132) angreifen wird.<sup>22</sup> Fichte führt den Gedanken des Ichs-als-Selbstbewußtsein auf „das absolute Abstraktionsvermögen“ zurück, kraft dessen von allem, was nicht Ich sei, also von allem Objekt abgesehen werde. Je weiter diese Abstraktion vorangetrieben werde, „desto mehr nähert sein empirisches Selbstbewußtseyn sich dem reinen“.<sup>23</sup> Aber es ist klar, daß für diese Abstraktion das gleiche gilt, was Heydenreich (und mit ihm Schmid) dem obersten Grundsatz der Reinholdschen Philosophie, dem Begriff der Vorstellung, vorgehalten hatten.

Die *Vorstellung* und das *Vorstellungsvermögen* sind nicht das prius, sondern das posterius, und können auf keine Weise *Prämissen* für die Wissenschaft abgeben.<sup>24</sup>

Mit dieser Ansicht wird sich Schmidts Schüler Novalis auseinandersetzen. Er tut das in einer eigenen Sequenz von Notaten, die etwa mit der Nr. 466 einsetzen und sich über mehrere Seiten hinziehen. Sie beginnen mit der Erwägung, ob diejenige ‚Sfäre‘, die ‚Wesen‘ und ‚Eigenschaft‘ als die obersten Relata des Absoluten enthält (NS II, 251,

<sup>22</sup> Vgl. dazu die 20. Vorlesung der „Unendliche[n] Annäherung“, bes. 538 ff.

<sup>23</sup> *WW* (Ausgabe von I. H. Fichte, Nachdruck Berlin 1971), I, 244. Fichtes Abstraktionstheorie wird reproduziert von Schelling in seinem *System des transcendentalen Idealismus*, vgl. den Übergang von der Zweiten zur Dritten Epoche. Den Ausdruck ‚absolute Abstraktion‘ greift Schelling auf in *SW* I/3, 336 (Dritte Epoche, d.); meist spricht er jedoch von einer ‚transcendentalen‘, bes. 516, 523 ff.

<sup>24</sup> *Beyträge* I, 427 f.

Z. 14 ff.; so schon Nr. 444, 241, Z. 20 ff.), füglich als „die höchste Gattung – die Gattung aller Gattungen, oder die eigentliche absolute Gattung“ (Z. 23-25) gefaßt werden dürfe; und sie schließen mit dem Gedanken, daß die progressive Abstraktion hin zur obersten Gattung oder vielmehr: das Suchen nach dem schlechthin Ersten einer unendlichen Reihe von Ableitungen „Unsinn“ sei: „es ist *regulative Idee*“ (254, Z. 11 f.). Im Mittelpunkt stehen etwa vier identifizierbare Teilargumente. 1. Was einer Definition fähig (oder, wie Reinhold sagt, „durchgängig selbstbestimmt“<sup>25</sup>) sein soll, bedarf zur Abgrenzung einer niedrigeren und einer höheren Gattung; die letzte Forderung ist aber im Falle der höchsten unsinnig: es gibt in ihr nicht „ein gemeinschaftliches und ein verschiedenes Merckmal“ (Nr. 445, 243, Z. 6 ff.).<sup>26</sup> Daraus ergibt sich aber 2., daß eine Ende der Begründungskette nicht abzusehen ist:

Am Ende setzt wol gar jede Gattung eine Umfassendere nothwendig voraus<sup>27</sup> – einen Raum – und wenn das ist, so ist höchste Gattung wol gar ein Nonens. [...] der Begriff von Gattung, Art und Einzelem hat nur einen regulativen, classificirenden Gebrauch – Keine Realität an sich, denn sonst müßte er unendlich seyn. Wir müssen die Idee nicht verfolgen, denn sonst kommen wir in die Räume des Unsinnns (251 f.).

3. geht Novalis einige von Zeitgenossen vorgeschlagene Kandidaten für die Identifikation der obersten Gattung durch; erst den Begriff ‚Ding‘ (251, Z. 5 f.; schon vorher *passim*), dann den der ‚Vorstellung‘ (l. c.), schließlich den des ‚Ichs‘ oder ‚Subjects‘ (Nr. 470, 253, Z. 20 ff.). Alle werden verworfen; der des Ichs, weil er Relatum, Teil einer Sphäre ist und sich nicht als ein Absolutum denken läßt (253, Z. 28 f.).<sup>28</sup> Auch der Begriff der (absoluten) ‚Ursache‘ (im Sinne des Schlußstücks von Reinholds *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens*)<sup>29</sup> findet keine Gnade. Ins ‚Un-

<sup>25</sup> Gegen diesen Begriff hat Novalis noch einen grundsätzlicheren Einwand, der sich freilich eher gegen Fichte richtet und gleich seinen Idealismus anfißt: „Eine selbst bestimmende Thätigkeit ist ein Unding – alle bestimmte Thätigkeit setzt schlechterdings eine Geseztheit, ein Vorhandnes voraus“ (242, Nr. 444, Z. 7-10).

<sup>26</sup> Vgl. den ganzen Abschnitt, der den Begriff der „Definition“ – als „enth[alt]end“ den *objectiven Begriff* des Dinges“ (262, Nr. 526) – an dem Anspruch der „Theorie“ insgesamt erprobt.

<sup>27</sup> Vgl. l. c., Z. 2 ff.): „Wenn wir von Gattungen sprechen, was verstehn wir darunter: Einen gemeinschaftlichen Grundcaracter – aber finden wir nicht die Gattungen immer wieder in Umfassenderen enthalten [?]“

<sup>28</sup> Vgl. 256, Nr. 478, Z. 3: „Ich ist ein Ausdruck des Einzelnen, das <Vorstellungen hat> Urtheilt.“

<sup>29</sup> Vgl. dazu „*Unendliche Annäherung*“, 11. Vorlesung, 286 ff.; 2. Hälfte der 15. Vorlesung, 418 ff.; 18. Vorlesung, 485 ff.



endliche‘ projiziert, wäre ‚Ursache‘ wieder „nur ein regulativer Begriff, eine Vernunftidee – es wäre also thöricht ihre reale Wirksamkeit beyzulegen. Wir suchen also ein Unding“ (Nr. 476, 255, Z. 12-14; vgl. Nr. 477, Z. 25 f.). Ein 4. (später nachgeschobenes) Argument erinnert geradezu an Heydenreich und Schmid. Es macht geltend, daß dasjenige, was im Lauf des Verfahrens der progressiven Abstraktion gefunden würde, also die ‚oberste Gattung‘, von der Realität dessen lebt, wovon abstrahiert wurde. Es wäre nicht nur zirkulär, Ableitungen aus einem solchermaßen aufgefundenen Gattungsbegriff vornehmen zu wollen; man würde dabei das Individuum nur voraussetzen, nicht erklären: „Durch die Gattung kann ich nie das Individuum kennen lernen, sondern durch die Individuen die Gattung“ (Nr. 567, 271, Z. 17 f.). „Die eigenthümliche Sphäre der Gattung ist die Species, oder das Individuum. Sie existirt nur durch das letztere“ (261, Nr. 513).

Von Fichte, der seinen Grundsatz, das ‚Ich bin‘, als deskriptive Wahrheit auffassen mußte (auch wenn er ihn später auf unklare Weise in ein Postulat umdeutet), konnte Novalis seine grundsatzkritische Konsequenz nicht gelernt haben. Wohl aber könnten seine Überlegungen von seinem Studienfreund Forberg angeregt worden sein, der Kants Argument gegen die Möglichkeit von Definitionen philosophischer Grundbegriffe (gegen Reinhold und Fichte) in Erinnerung bringt und sich seinerseits wiederholt auf Erhard beruft.<sup>30</sup>

Schmid – um auf ihn zurückzukommen – hat Reinhold aber noch einmal sehr wirkungsvoll, und zwar in einer Rezension der *Fundament*-Schrift von Anfang April 1792 (in der Jenaer *ALZ*) angegriffen. Dort zeigt er, daß Reinhold sich täuscht, wenn er glaubt, das Gesamt der kantischen Vermögen auf *einen* Grundsatz reduzieren zu können. Ein für Novalis ausschlaggebender Zwischenschritt in diesem Nachweis lautet, daß Reinhold, statt die Folgesätze aus dem Satz des Bewußtseins, als dem Fundamentalsatz, abzuleiten, wenigstens einige

<sup>30</sup> Vgl. dessen *Fragmente aus meinen Papieren*, 23 ff. Die philosophischen Erklärungen, schreibt er, seien meist eben nur Expositionen, keine Definitionen. „Eine Exposition ist eine unvollendete, eine Definition eine vollendete Erklärung“ (I. c., 23 f.). Um Definitionen geben zu können, müßten wir zwingende Beweise führen können. Und dafür bräuchten wir unbezweifelbare Sätze. Kants Weisheit sei es gewesen, selten mehr als Expositionen zu geben. „Wenn seine Schüler [...] [sic] wie Definitionen brauchten, so ist das nicht seine Schuld“ (I. c., 24). Kants Erklärungen beanspruchen nie ultimative Begründung. Nur aus den Verstandesbegriffen fließen einige wenige Definitionen. Eine Begründung aus Ideen – unendlichen Vorstellungen, die der endliche Verstand durch Begriffe nicht zu fassen vermag (I. c., 14; vgl. 40 f.) – kann nur zu fehlerhaften Erklärungen führen.

von ihnen vielmehr als schon gültig stillschweigend voraussetze („daß der Satz des Bewußtseyns das wenigste dabey gethan hat, jene Sätze zu demonstrieren, daß [vielmehr bei dieser sogenannten Ableitung] andere Sätze unvermerkt und stillschweigend zu Hülfe/ genommen wurden“ [57 f.]). Schmid zeigt das schlagend an einigen Beispielen. Unter ihnen kommt zwar nicht, wie bei einem weiteren Reinhold-Kritiker, nämlich dem Tübinger Ex-Repententen Immanuel Carl Diez, die Selbsttätigkeit des Bewußtseins vor, die beim Produzieren der Form (aber überhaupt bei allen Aktivitäten, von denen der Satz des Bewußtseins berichtet) stillschweigend vorausgesetzt wurde, wohl aber das Kausalgesetz.<sup>31</sup> Die Geltung des Kausalgesetzes, meint Schmid, mußte Reinhold bei seinem Theorem der Lieferung des Stoffs durchs Ding an sich schon voraussetzen (er habe letzteres außerdem, wie schon Eberhard, Schwab und Rehberg gezeigt hatten, mit Kants Noumenon, der denkgewandten Seite des Dings an sich, verwechselt)<sup>32</sup>; mitnichten aber habe er die Geltung der Kausalität aus dem Satz des Bewußtseins erwiesen (58). Gefühl und Begierde seien aus dem Gattungsbegriff der Vorstellungen vollends gar nicht abzuleiten (52 u.). Schließlich habe Reinhold gar nicht die Prämisse freigelegt, aus der Subjekt und Objekt, als die nicht ‚unmittelbaren‘ oder ‚inneren‘, sondern bloß ‚mittelbaren‘ oder ‚äußeren‘ Bedingungen der Vorstellung, „geschlossen werden“ (l. c.). Mit einem solchen Schluß habe es nun zusätzlich folgende intrikate Bewandtnis: Will ich die äußeren Bedingungen der Vorstellung – das real existierende Subjekt und das wirkliche Objekt – aus ihren ‚Äußerungen‘ in der „bloße[n] Vorstellung“ erschließen, so müßte diese Inferenz nach dem Schema eines kantischen Vernunftschlusses erfolgen; „zu einem [solchen] Schlusse würde aber wenigstens noch ein Vordersatz nöthig seyn, der eben so ursprünglich wie der Satz des Bewußtseyns seyn müßte“ (58). Nun heißt der kantische Vernunftschluß ein ‚mittelbarer‘ Schluß, weil er zur Erzielung seiner Conclusio außer der allgemeinen Inferenzregel, die als Obersatz dient, noch eines (singulären) Untersatzes bedarf, der vom Obersatz logisch unabhängig ist. (Fällt diese Einschränkung weg, ist also der Untersatz logisch abhängig vom Obersatz, haben wir es mit einem ‚unmittelbaren‘ oder ‚Verstandesschluß‘ zu tun. Z. B. folgt aus ‚Alle Katzenraubtiere haben ein Fell‘ unmittelbar ‚Einige Katzen haben ein Fell‘, aber nur mittelbar ‚Murr hat ein Fell‘; denn ‚Murr ist ein Katzenraubtier‘

<sup>31</sup> Von der Voraussetzung der Selbsttätigkeit war aber schon in Heydenreichs Kritik die Rede, die Schmid in mehreren Rücksichten aufgreift: *Beyträge* I, 428.

<sup>32</sup> Dieser Vorwurf ist, übrigens unberechtigt.

ist ein Wahrnehmungsurteil, als solches singular und kann nicht die Konsequenz des Allsatzes in der Prämisse sein.) Schmidts Einwand, wonach das deduktive Verfahren der Grundsatzphilosophie an einem Gebrechen im Syllogismus leide, hatte eine erhebliche Karriere, und ich komme darauf noch zurück. Er wäre, wenn triftig, tödlich für das Philosophieren aus *einem* Grundsatz: Denn selbst wenn Reinholds Verfahren des inferentiellen Rückgangs auf die Prämissen erfolgreich wäre, führte es nicht auf *einen*, sondern auf *zwei* voneinander (logisch) unabhängige Grundsätze – ähnlich der Operation, die Friedrich Schlegel später unter dem Titel des ‚Wechselgrundsatzes‘ erwägen wird.

Nun folgt aber eine ganz grundlegende Konsequenz: Sind solche Prämissen vorausgesetzt und nicht ihrerseits aus dem Fundamentalsatz hergeleitet, dann hat Reinholds Verfahren nicht den Charakter der analytischen Ableitung aus durch Evidenz gesicherten Prinzipien, also den der Zergliederung der Bedeutungsimplikate des Ausgangssatzes. Der Charakter der Ableitung ist vielmehr lediglich der eines *hypothetisch*-deduktiven Verfahrens nach Art von Kants Ableitung aus (regulativen) Vernunftideen: „Was aber nur als Hypothese angenommen wird, das kann in dieser Eigenschaft nicht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen, weil es frey steht, ob man diese, oder eine andere, oder gar keine Erklärungshypothese für die unzweifelhafte Thatsache annehmen will“ (59). Schließlich ist die Prämissenmenge, aus der ein Explicandum (nach einer oder auch mehreren allgemeinen Regeln) folgt, offen. Anders gesagt, sie ist durch den Bestand dieses konkreten Explicandum nicht hinreichend bestimmt. Das hatten gerade auch Kant, Maimon und Aenesidemus-Schulze immer wieder betont.

Jetzt aber sind die ungleich eindrucksvolleren, weil für die Fortspinnung einer Philosophie aus kantischem Geiste wirkungsmächtigeren, Einwände Erhards zu hören. Sie bringen am präzisesten auf den Punkt, was eigentlich Gemeinschaftsüberzeugung der kritischen unter den Reinholdschülern war und was unter ihnen im Briefaustausch entwickelt wurde.

Zunächst bestreitet Erhard nicht die Tatsache des Selbstbewußtseins als einen ersten Satz (oder Ausgangspunkt) der Philosophie. Zwar hatte auch Reinhold das Selbstbewußtsein zunächst nicht in die Stellung eines solchen ersten Satzes erhoben, wurde aber unter dem Einfluß seiner Kritiker, darunter des früheren Tübinger Repetenten (Immanuel Carl) Diez, im Sommer 1792 in diese Richtung gedrängt. Tatsächlich ist es in den Standardformulierungen seiner Theorie des Vorstellungsvermögens (ab 1790) das *Subjekt*, welches als alleiniger

Aktor aller Operationen auftritt, von denen der ‚Satz des Bewußtseins‘ redet: Es ist nämlich das Subjekt, welches im Bewußtsein die Vorstellung auf sich selbst und auf das Objekt bald bezieht, bald von ihnen unterscheidet. Buchstabiert man die so eröffneten Möglichkeiten aus, so kommt man schnell zu der Einsicht, daß sie alle als bewußte Selbstbeziehungen charakterisiert werden müssen und daß allein das Subjekt tätig ist. Novalis notiert mit Bezug auf Reinholds Ausgangspunkt: „Das Subject wird in allem Bewußtseyn vorausgesetzt – es ist der absolut thätige Zustand des Bewußtseyns“ (*NS* II, 253, Z. 25 f.). Das nimmt auch Erhard an. Allerdings weist er dem Selbstbewußtsein epistemisch keine Sonderstellung zu. In einer sarkastischen Rezension von Schellings *Ich*-Schrift, die deren Verfasser so verärgerte und verunsicherte, daß er in einer umständlichen und aggressiven Replik gar leugnete, es mit dieser Schrift überhaupt auf eine Philosophie-aus-oberstem-Grundsatz abgesehen zu haben,<sup>33</sup> – in dieser Rezension also<sup>34</sup> wirft Erhard denen, die über ein abgeblüht absolutes Ich spekulierten, vor, sie beschreiben dasselbe in Ausdrücken, die es von einem möglichen Gegenstand unseres (empirischen) Bewußtseins radikal unterscheiden. Bewußt wird uns nur, was bestimmt, damit gegen anderes abgegrenzt ist. Da solcherlei Bewußtsein nach Erhard die Sphäre *alles* Bewußtseins erschöpft (natürlich neben demjenigen unserer moralischen Persönlichkeit [91]), ist das Ich in seiner absoluten Freiheit uns unbewußt. Seine vermeinte Abсолютheit und Reinheit beruhe auf seiner objektiven Unbestimmtheit (91 u.). Für die gebrauchte Schelling den Ausdruck ‚intellectuale Anschauung‘ (90). Erhard schließt mit schneidendem Spott:

So weit er [der Rezensent] es fassen kann, so ist der reale Gegenstand desselben [sc.: des Schellingschen Systems], durch Nichts verbürgt, als durch eine intellectuale Anschauung, die diesen Namen in soferne nicht einmal verdient, als an ihr Nichts angeschaut wird, denn in seinem ganzen Inneren kann Rec.[ensent] Nichts finden, worauf die Prädikate des absoluten Ichs paßten, wenn er nicht den absichtlich gedankenlosen Zustand dafür nimmt, in den man sich versetzen kann, wenn man den Gang seiner Einbildungskraft gänzlich hemmt, und kein Gefühl als das der Selbstbestimmbarkeit hat. Dieses besondere Gefühl hat nun freylich etwas sehr Geheimnisvolles, weil man Nichts darinn unterscheiden kann, und eine darauf gegründete Philosophie kann nicht anders ausfallen als die Lebensbeschreibung des Niemands, man kann alles Mögliche davon sagen, ohne Gefahr je darüber zur Verantwortung gezogen zu werden, weil man

<sup>33</sup> *SW* I/1, 242.

<sup>34</sup> Erschienen in der Jenaer *Allgemeine Literatur-Zeitung* Nr. 319, Dienstags, den 11. Oktober 1796, Sp. 89-91.

jederzeit das, was der andere widerlegt, nicht damit gemeynt hat. Unter dessen ist es aber doch nicht vorauszusetzen, daß in Deutschland eine Philosophie errichtet werden sollte, die mit dem Versinken in das große Nichts, das einige indische Secten/ als das höchste Gut anrühmen, einerley Princip und einerley Endzweck hätte, sondern es muß nothwendig etwas edleres zum Grunde liegen. Dieses kann nun Nichts seyn, als das Gefühl unserer Persönlichkeit. [...] als moralische Wesen sind wir [in der Tat] kein Gegenstand des Wissens, sondern da sollen wir handeln (90 f.).

Zwar zieht Novalis diese moralischphilosophische Konsequenz keineswegs. Wohl aber stimmt er mit Erhard in der Überzeugung überein, daß „sowenig [...] ein absolutes Subject [ist], als ein absoluter Raum“ (NS II, 253, Z. 28 f.). Schon im ersten Einsatz der *Fichte-Studien* hatte Novalis über die Bedingungen nachgedacht, unter denen dem Bewußtsein ein transzendentes Sein (oder „Urseyn“) vermittelt werden kann. Das höchste Bewußtsein ist ihm keine Selbstsetzung, sondern das (passive) Gefühl einer Grenze, jenseits deren ein zu Glaubendes angenommen werden muß: „Ich [ist] im Grunde nichts [...] – Es muß ihm alles *Gegeben* werden“; und „[d]ie Philosophie bedarf daher allemal *etwas Gegebenes*“; „[w]ir werden [mit leeren Kategorien] gebohren – i. e. mit Fächern ohne Inhalt. [...] Sie wollen gefüllt seyn – Sie sind nichts ohne Inhalt – Sie haben einen Trieb zu seyn, folglich Inhalt zu haben, denn sie sind nur, insofern sie Inhalt haben, wirklich“ (NS II, 273, Z. 31 f.; 113. Z. 30; 250., Z. 19 ff.). Diese Inhalt-Gabe muß sich freilich der Struktur unseres Bewußtseins bequemen, das Novalis als Reflexion, und damit als Verstellung und Verkehrung des Gegebenen denkt. Die Reflexion kann sich allerdings über ihr ‚verkehrtes Wesen‘ aufklären und es damit korrigieren. Auf den ersten Seiten operiert auch Novalis noch mit der Annahme einer ‚intellektuellen Anschauung‘, die freilich anders als die Schellingsche verfaßt ist (in ihr wird nicht eine Seinsfülle – *plenitudo realitatis* – präsentiert, sondern es wird aufgefaßt unser Unvermögen, eine solche zu erkennen: „der Geist des Gefühls ist da heraus“; „die Grenzen des Gefühls sind die Grenzen der Philosophie“; „[d]er Mensch fühlt die Grenze die alles für ihn, ihn selbst, umschließt, *die erste Handlung*; er muß sie glauben, so gewiß er alles andre weiß“ (114, 8 f., 1 f.); 107, 1-3). Im Verlauf der *Fichte-Studien* verliert die intellektuale Anschauung dann immer mehr ihre Funktion und wird endlich aufgegeben zugunsten eines Rückgriffs auf die kantische Ideen- und Postulatenlehre, ganz im Geiste Schmidts und Erhards.

Erhard hat den Glauben vieler Zeitgenossen an die Möglichkeit einer Philosophie aus oberstem Grundsatz aber noch wirkungsvoller durch einen methodischen Zweifel erschüttert:

Die Philosophie [sagt er,] die von einem Grundsatz ausgehet, und sich annaßt alles darauf abzuleiten, bleibt auf immer ein sophistisches Kunststück, allein die Philosophie, die biß zum höchsten Grundsatz hinaufsteigt, und alles andere mit ihm in vollkommner Harmonie darstellt, nicht darauf ableitet, ist die wahre.<sup>35</sup>

Diese Methode nennt er in (den schon erwähnten) Briefen an Reinhold und Niethammer (vom Juli 1792 und vom Mai 1794) diejenige der *Analysis*.<sup>36</sup> Sie schreitet – orientiert an einem Sprachgebrauch der Wolff-Schule, dem auch noch Kant anhängt – vom Begründeten zum Grund. Reinholds und Fichtes Deduktionen wären dagegen synthetisch. Synthetisch kann die Philosophie aber darum nicht vorgehen, weil der Bewußtseinssatz oder derjenige, in dem sich Fichtes Ich aussagt, nicht schon gerechtfertigt ist, also nicht auf eigenen Füßen steht. Vielmehr ist seine Wahrheit an Voraussetzungen gebunden, über die diese Sätze nicht schon anfangs verfügen. Erst im abduktiven Aufstieg vom Bedingten zu seiner nachfolgenden Bedingung lassen sie sich erreichen, und zwar immer nur mit hypothetischem Anspruch. Nimmt man nun außerdem noch an, daß dieser Gang ins Unendliche führt, d. h. daß letzte Gewißheit überhaupt ausbleibt, so muß man den Gedanken definitiver Begründung ganz aufgeben. An die Stelle des Unendlichen tritt die (romantische) ‚Sehnsucht‘ danach; und an die Stelle einer Evidenztheorie der Wahrheit tritt eine solche, die alle Verhältnisse der Welt und des Bewußtseins in möglichst genauer ‚Harmonie‘ zeigen muß (wie Erhard sagt). Es handelt sich also um eine Art Kohärenztheorie, der auch Novalis anhängt; so, wenn er den Grund, durch den die Philosophie ihre Überzeugungen rechtfertigt, nicht als gegeben bezeichnet, sondern als aufscheinend im „Zusammenhang [alles Einzelnen] mit dem Ganzen“ (*NS II*, 269 Z. 27). Diese Kohärenzstiftung, fährt er fort, verbleibe als einzige Möglichkeit der Plausibilisierung seiner Überzeugungen demjenigen, der vom Gegebenen eines ‚absoluten Grundes‘ absehen und darum den „eigentlichen absoluten Grund[...] durch Verknüpfung (*Verganzung*) des Zu Erklärenden / zu einem Ganzen [geltend machen]“ muß (270, Z. 16 ff.). Novalis nennt dies Verfahren, wie Sie gehört haben, ‚Verganzung‘. An die Stelle des Unbedingten tritt für die Romantiker die Suche nach ihm. „Wir *suchen* überall das Unbedingte, und *finden* immer nur Dinge“ (*NS II*, 412, Nr. 1).

Es wäre im einzelnen zu zeigen, wie Reinholds und Fichtes Grundsatzphilosophie in diese für skeptische Einwände offene Stel-

<sup>35</sup> Brief an Niethammer vom 19. Mai 1794 (in : *Niethammer. Korrespondenz*, 79).

<sup>36</sup> Vgl. dazu vor allem die 15. und die 17. Vorlesung der „*Unendlichen Annäherung*.“

lung geraten konnten. Einen Einwand der Reinholdschüler haben wir aber schon vorweggenommen und sind ihm im Bericht über Schmidts Reinhold-Kritik wiederbegegnet (er ist am gescheitesten ausgeführt in Paul Johann Anselm Feuerbachs 1795 erschienenen Aufsatz *Über die Unmöglichkeit eines ersten absoluten Grundsatzes der Philosophie*, in: *PhJ* II/2, 1795, 306-322). Evidenz des obersten Grundsatzes ist eine ungerechtfertigte Prätention, die im Grunde das Schicksal der Intuitionen des gemeinen Verstandes teilt. Sie bedarf einer Rechtfertigung aus philosophierender Vernunft. Die aber wird aus Ideen geführt, und Ideen sind Hypothesen oder Schlüsse auf die beste Erklärung, keine Evidenzen. Außerdem sind Evidenzen Tatsachen; nun sind Tatsachen einzeln und können allenfalls die Minor – also den zweiten ‚Vordersatz‘ – in einem formal gültigen Ableitungsverfahren *modo ponente* stellen (als ein solches betrachtet Kant den von ihm so genannten ‚Vernunftschluß‘ [*KrV* A 103]; es hat die Struktur  $M \cdot P$ ,  $S \cdot M$ , also  $S \cdot P$ ). Der Obersatz muß dagegen ein universelles Konditional sein (‚für jedes beliebige  $x$  gilt, wenn es an  $F$  ist, so ist es auch ein  $G$ ‘). Ein solcher Wenn-dann-Satz hat aber keine Existenzimplikation, wie es für ein Realprinzip nötig wäre. Schließlich aber sahen wir schon, daß Erhard dem absoluten Ich der Fichte und Schelling einfach die epistemische Zugänglichkeit, also die Einsichtigkeit bestreitet. Novalis hat sich seinem Jenaer Freunde der Sache nach angeschlossen, ja es greift zu Formulierungen, die viel weiter gehen – so weit wie Feuerbach und (wir werden es gleich sehen) wie Forberg, indem er das ‚Unbedingte im menschlichen Wissen‘ für ein ‚non-ens‘, ein ‚Unding‘, ja für etwas ‚Unmögliches‘ erklärt. (Von dieser kühnen Konsequenz ist wieder in der Forschungsliteratur zu Novalis nichts zu merken; dort bleibt er als ‚silberlichtumfluteter‘ Jüngling/Einfaltspinsel gestylt, der nie aufgehört hat, als dessen Liebling zur Rechten des lieben Gottes zu sitzen, und der das Paradies nur von oben kennt – so etwa bei Emil Staiger, von dem der Ausdruck stammt.)

Reinhold hat übrigens in seinem (jetzt durch Henrich erstveröffentlichten)<sup>37</sup> Schreiben an Erhard vom 18. Juni 1792 zugegeben, daß es Schmid und Diez waren, die ihn zu einer vollständigen Umwandlung seiner Fundamentalphilosophie veranlaßt haben. Diez hat aber die Einwände Erhards, die ihm – wie Henrich zeigt – durch Niethammer bekannt waren, nur auf den Punkt gebracht.

<sup>37</sup> Dieter Henrich (Hg.), Immanuel Carl Diez, *Briefwechsel und Kantische Schriften. Wissensbegründung in der Glaubenskrise Tübingen-Jena (1790-1792)*, Stuttgart 1997, 911-914; vgl. die Einleitung durch Marcelo Stamm, 898 ff. Vgl. auch die 15. meiner Vorlesungen über *[d]ie Anfänge der philosophischen Frühromantik*, I. c..

Durch diese Einwände – noch einmal, weil's so wichtig ist – kehrt sich das Verfahren der Begründung aus letztem Fundament um in dasjenige der Grundsuche, von der nicht im vorhinein abzusehen ist, wo und ob sie enden wird. Und genau dieser Konsequenz blickt Novalis mit seiner (anfangs zitierten) Bestimmung der Philosophie als unendlich-offener Grundsuche ins Auge.

Die kantische Philosophie hatte letzte Begründungen für unsere Überzeugungen ‚Ideen‘ genannt. Darunter hatte Kant Begriffe verstanden, die wir annehmen *müssen*, um Einheit ins System unserer Annahmen zu bringen, denen wir darum aber noch lange keine objektive Realität zusprechen dürfen. Wird nun Begründung zu einer ‚bloßen‘ Idee, so gelingt sie nur noch hypothetisch. Würden wir, sagt Novalis, ihre Realisierung tatsächlich „verfolgen“, so gerieten wir „in die Räume des Unsinn“. Wie emphatisch er das niedergeschrieben haben muß, konnten wir schon weiter oben beachten, als wir sahen, daß er den Qualifikator ‚Unsinn‘ oder ‚Unding‘ noch einigemal wiederholt. So sagt er: „Alles Suchen nach der Ersten [Gattung] ist Unsinn – es ist *regulative Idee*.“ Oder: „[Was wir suchen] aber ist nur ein regulativer Begriff, eine Vernunftidee – es ist also thöricht ihr reale Wirksamkeit beyzulegen. Wir suchen also ein Unding.“<sup>38</sup> Ja, er erwägt, ob (Fichtes) „Ich“ nicht, „wie alle Vernunftideen bloß regulativen, classificirenden Gebrauchs [ist] – Gar nicht in Beziehung zur Realität“ (NS II, 258, 18 f.). Von einer solchen Idee kommt man nicht stetig zu den Bestimmungen der empirischen Wirklichkeit. Auch kann eine faktische Kontrolle über Argumentationsabläufe durch eine Idee nicht geübt werden. 150 Jahre später wird Wittgenstein sich notieren, daß ‚die Kette der Gründe ein Ende hat‘. Aber nicht, weil wir auf eine (intersubjektiv einleuchtende) Evidenz gestoßen wären, „sondern weil es – in *diesem* System – keinen Grund gibt“.<sup>39</sup>

Novalis geht aber viel weiter, wenn er von den Begriffen, die Einheit des Überzeugungssystems und Begründung verbürgen, als von ‚nothwendigen Fiktionen‘ spricht.<sup>40</sup> Eine Fiktion ist keine Findung, sondern eine *Erfindung*.

Das oberste Princip muß schlechterdings nichts Gegebenes, sondern ein Frey Gemachtes, ein *Erdichtetes*, *Erdachtes*, seyn, um ein allgemeines metaphysisches System zu begründen [...].<sup>41</sup>

<sup>38</sup> NS II, 252, Z. 6; 254, Z. 11 f.; 255, Z. 12 ff.

<sup>39</sup> Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe*, Frankfurt/M. 1984, Bd. 8, 342, Nr. 301; vgl. 346 f., Nr. 314: „Die Schwierigkeit ist hier: Halt zu machen.“

<sup>40</sup> NS II, 179, Z. 17 ff.

<sup>41</sup> L. c., 273, Z. 22–24. Vgl. die spätere Aufzeichnung (von 1798/99): „Analysis ist (die *Divination*, oder) die Erfindungskunst auf Regeln gebracht“ (NS III, 434, Nr. 858). Zur Gefahr, mit diesem Verfahren „in unabsehbliche Räume, und schlechthin in



Das ist nicht nur eine sehr starke und im fundamentalistischen Kontext des absoluten Idealismus wahrhaft verwunderliche Konsequenz. Durch sie schließt sich auch wieder der Kreis, der zu Erhards Methode der Analysis des Vorstellungsvermögens zurückführt. Diese Methode wurde nämlich gelegentlich als diejenige der ‚Erfindung‘ charakterisiert, so von dem jüngeren Reimarus (Johann Albrecht Hinrich, Sohn des berühmten Samuel), einem damals bekannten (Arzt und) Logiker, mit dem Erhard in Briefwechsel stand und von dem Novalis Kenntnis haben konnte durch ein Logik-Buch Johann Christoph Hoffbauers, dessen Benutzung er in den *Fichte-Studien* ausweist (NS II, 191, Z. 21).<sup>42</sup>

Durch den Erfindungscharakter schleichen sich Ungewißheitsmomente ins Verfahren der philosophischen Analysis ein.<sup>43</sup> Dies habe zwar schon Wolff gesehen.<sup>44</sup> Aber erst der jüngere Reimarus, sagt Hoffbauer, habe genauer bestimmte Konsequenzen daraus gezogen.<sup>45</sup>

E r f i n d e n, sagt [dies]er, heißt so viel, als/ durch eignes Nachdenken zum Erkenntnis des bisher Unbekannten gelangen. [...] Der Erfinder gelangt zu demjenigen, was er findet, nicht durch die mechanische Anwendung einer Regel, durch welche er des Gesuchten schon im voraus versichert seyn kann, und wir erfinden [...] z w e y t e n s dasjenige nicht, was wir durch die mechanische Anwendung einer Regel herausbringen. Man kann daher sagen: Erfinden heiße das, was uns bisher unbekannt war, aus dem uns Bekannten auf eine Art finden, bey welcher wir nicht bloß einer uns vorher bekann/ten Regel folgen.<sup>46</sup>

So rückt das Verfahren der analytischen Grundsatz-Suche in die Nähe der Erfindung, eines regelsetzenden, aber nicht regelbefolgenden Verfahrens, das immer schon mit der Praxis der Dichtung (und allgemei-

---

die Unendlichkeit“, ja, „einem Wahnwitzigen gleich“, in den „verschrieenen, falschen Mystizim – de[n] Glauben [...] an die Ergründung der Dinge an sich“, sich zu verlieren, vgl. 442, Nr. 906.

<sup>42</sup> Vgl. Johann Christoph Hoffbauers Bestimmung der analytischen Methode in seiner überarbeiteten Preisschrift *Ueber die Analysis in der Philosophie*, Berlin 1810, 6-8. Hoffbauer bezieht sich dort auf die §§ 416 sowie 503-505 von Alexander Gottlieb Baumgartens *Acroasis logica in Christ. Wolff*, Halle 1761.

<sup>43</sup> Vgl. die Seiten 23 ff. der überarbeiteten von Hoffbauers Berliner Preisschrift von 1806 *Ueber die Analysis in der Philosophie*. Halle 1810.

<sup>44</sup> *Philosophia rationalis, sive logica methodo scientifica pertractata et ad usum scientiarum atque vitae aptata*, Frankfurt und Leipzig 1728, <sup>2</sup>1732, reprogr. Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 1983, § 885: „Appellatur [...] m e t h o d u s a n a l y t i c a, qua veritates ita proponuntur, prout, vel inventae fuerunt vel minimum inveneri potuerunt.“

<sup>45</sup> In seiner *Vernunftlehre*, § 259.

<sup>46</sup> Hoffbauer, *Ueber die Analysis in der Philosophie*, 23 f., 25 f. Hoffbauers eigene Überlegungen zu diesem Punkt sind von großem Interesse, nicht nur im Blick auf die Tatsache, daß Novalis sich gerade dieses Autors, der schon in früheren Publika-

ner: der Kunst) verbunden worden ist. Wie fragt Walther von Stolzing in den *Meistersingern*: „Wie fang’ ich nach der Regel an?“ Und Hans Sachs antwortet: „Ihr stellt sie selbst, und folgt ihr dann.“<sup>47</sup> Natürlich konnte diese Konsequenz nicht ohne Reiz sein für den Juristen, Mineralogen und Dichter Novalis, der mit der Zeit Geschmack daran fand, „diese Spitzberge der reinen Vernunft“ hinter sich zu lassen „und wieder im bunten erquickenden Land der Sinne mit Leib und Seele [zu] wohne[n]“.

Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben, und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen.<sup>48</sup>

Das gilt für ein Universalgenie wie den Novalis natürlich erst recht unter der (von Kant nicht akzeptierten) Voraussetzung, daß auch die Verfahren der Wissenschaften Genie, also künstlerische Begabung, verlangen.<sup>49</sup>

Es geht hier – wohlbemerkt – nicht um Erfindungen irgendwelcher Art. Was einer Findung nicht gegeben, sondern als zu *Erfindendes* aufgegeben ist, ist (in des Novalis Worten) ein ‚absoluter Grund‘. Nur er könnte unserem hinfalligen Leben und seinen unsicheren Überzeugungen Halt geben. Aber ein solcher Grund ist im Wortsinne Fiktion: (Er-)Dichtung.

Nun muß ich meine Skizze mit einigen raschen Strichen vollenden. Mit der Bestimmung der Grund-Suche als Erfindung fällt dem Verfahren der Künste eine Schlüsselrolle zu. Sie haben den Auftrag, ein mit Mitteln rationaler Begründung ungreifbares Letztes indirekt uns zu vergegenwärtigen. Und diese hohe Bestimmung haben sie lange behalten, bevor Arthur C. Danto das Ende der Invention und den Ausverkauf der Innovation verkündete. Wir vergessen zu schnell, was der Ausdruck ‚Kunstreligion‘ in seiner Zeit eigentlich meinte und mit wie priesterlichem Selbstverständnis nicht nur die Symbolisten (bis hin zu George), sondern sogar die provokativen Expressionisten und Surrealisten, ja selbst Joseph Beuys ihre Produktion verstanden. Für Autoren der Kritischen Theorie – allen voran Adorno – ist es die fiktive Welt der Kunst, in welche sich die letzten und einzigen verallgemei-

---

tionen über die analytische Methode ähnlich sich geäußert hatte, bei der Niederschrift seiner *Fichte-Studien* bedient hat.

<sup>47</sup> SSD 7, 239.

<sup>48</sup> NS IV, 321; Brief vom Februar 1800 an den Kreisamtmann Just.

<sup>49</sup> Hoffbauer verteidigt diesen Standpunkt, ausdrücklich gegen Kant, in seiner Abhandlung *Ueber das Genie und die Fähigkeit des Kopfs*, I. c., 101-113, hier: 102 [ff.]. Freilich hatte schon Kant in der *Logik* „[d]ie analytische Methode [...] die Methode des *Erfindens*“ genannt (AA IX, Anm. zu § 117, 149).

nerungsfähigen Ansprüche einer insgesamt und unrettbar verblendeten Menschheit gerettet haben. Heidegger oder Derrida versuchen, die Philosophie selbst um die Sprache der Kunst zu erweitern, ja in dieselbe ausmünden zu lassen. Selbst Wittgenstein wollte den *Traktatus* als literarisches Kunstwerk verstanden wissen, in welchem das Gesagte den Raum des Unsagbaren ausspart, der aber die eigentliche Botschaft des Werks darstellt.

Und als ‚Darstellung des Undarstellbaren‘ – des eigentlichen Grundes unseres bewußten Lebens – wollte schon Novalis die Kunst verstanden wissen.<sup>50</sup> Anderswo notiert er:

Vom Unerreichbaren, seinem Charakter nach, läßt sich keine Erreichung denken – es ist gleichsam nur der idealische Summenausdruck der ganzen Reihe und mithin [nur] scheinbar das letzte Glied – der Typus jedes Glieds, von jedem Gliede indicirt. [...]

[Darum sind d]ie höchsten Kunstwerke [...] schlechthin *ungefällig* – Es sind Ideale, die uns nur appproximando gefallen können – und *sollen* – ästhetische Imperative.<sup>51</sup>

Oder:

Wenn der Character des gegebenen Problems Unauflöslichkeit ist. so lösen wir dasselbe, wenn wir seine Unauflöslichkeit [als solche] darstellen.<sup>52</sup>

Durch die *unausdeutbare* Sinnfülle des Kunstwerks, meint er, spricht zu uns – allegorisch (also, auf deutsch: etwas anderes meinend, als es oberflächlich sagt) – dasjenige, was wir nicht in die Helle des Begriffs und der Eindeutigkeit rücken können. Es ist das „Räthsel unseres Daseins“; „unerschöpflich“ soll das Kunstwerk sein: „wie ein Mensch“. <sup>53</sup> So steht die Kunst der Wahrheit bei, daß das Wesentliche, was es über uns Menschen zu sagen gibt, dasjenige, das unseren wackligen Überzeugungen einen Halt geben würde, nicht als ein Besitz zu haben ist. Darum werden Romantiker von der „Sehnsucht“ umgetrieben – Sehnsucht ist schließlich ein Zustand des Nicht-Habens, des Nicht-Besitzens.<sup>54</sup> Wir können uns dem Ersehnten nur in ‚unendlicher Annäherung‘ („approximando“) entgegenarbeiten. Wer wollte hier nicht eine gewisse Sympathie mit Poppers Polemik gegen

<sup>50</sup> L. c., III, 685, Nr. 671.

<sup>51</sup> L. c., 413, Nr. 745; Nr. Nr. 748.

<sup>52</sup> L. c., 376, Nr. 612.

<sup>53</sup> Ludwig Tieck's *Schriften*, Berlin 1828-1854, Bd. 11, LXXXIX, XC; NS III, 664, Nr. 603.

<sup>54</sup> Friedrich Schlegel, *Kritische Ausgabe seiner Werke*, hg. von Ernst Behler, Paderborn-München-Wien-Zürich, 1958 ff., Bd. XVIII, 418. Nr. 1168; 420, Nr. 1200.

Newtons „Hypothesen non fingo“ sehen, zumal sein Hauptwerk das Distichon aus den *Dialogen* des Novalis als Motto trägt: „Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft./ Ward nicht America selbst durch Hypothese gefunden?/ [usw.]“.<sup>55</sup> Die nämliche Verheißung gibt uns das Kunstwerk, das eben darum und darin „ungefällig“, imperativisch fordernd ist, daß es uns kein Resultat in die Hände drückt, sondern in Agitation versetzt: in eine unbestimmte Strebung nach einem Grund, wie ihn Agathe in Musils *Mann ohne Eigenschaften* so verzweifelt sucht und nicht findet.<sup>56</sup>

Um die Zeit, da Novalis seinen Gedanken über die Unendlichkeit, d. h. die Unmöglichkeit der Philosophie-als-Wissenssuche, notierte, bekam er Besuch von „Forberg in Jena, der eben nach langer Unterbrechung unserer Freundschaft, mir ein Herz voll Zärtlichkeit für mich zeigte“<sup>57</sup>. Der hatte – wie gesagt – mit ihm zusammen bei Reinhold studiert. Offenbar war Forberg so begeistert von Novalis' Formulierung, mit der ich meinen Vortrag begonnen hatte, daß er ein Jahr später in seinen *Briefen über die neueste Philosophie* schrieb:

Also so etwas, wie ein letztes Darum, ein letzter UrGrund ist, werde ich suchen müssen, um die Foderung meiner Vernunft zu erfüllen.

Wenn denn aber so ein letzter UrGrund unmöglich zu finden [...] wäre? - So würde weiter nichts daraus folgen, als daß die Foderung meiner Vernunft auch niemals völlig zu erfüllen wäre – daß die Vernunft [...] ihre Forschungen ins Unendliche fort[...]setzen [müßte], ohne sie in Ewigkeit zu Ende zu bringen. Das Absolute wäre dann weiter nichts, als die Idee einer Unmöglichkeit [...].

[Aber] ist ein unerreichbares Ziel darum weniger ein Ziel? Ist die Aussicht gen Himmel weniger entzückend, weil sie immer nur – A u s s i c h t bleibt?<sup>58</sup>

<sup>55</sup> NS II, 668, Z. 26 f..

<sup>56</sup> Dazu Manfred Frank, *Auf der Suche nach einem Grund. Über den Umschlag von Erkenntniskritik in Mythologie bei Musil*, in; Karl-Heinz Bohrer, *Mythos und Moderne*, Frankfurt/M. 1983, 318-362.

<sup>57</sup> LNS IV, 187, Z. 23-25.

<sup>58</sup> PhJ VI/5 (1977), 66 f.



## Peer Kösling (Jena)

### Die Wohnungen der Gebrüder Schlegel in Jena

Nach wie vor hält sich sowohl in der Literatur als auch bei den Besuchern des Jenaer „Romantikerhauses“ hartnäckig die Vorstellung, daß es sich bei diesem unter der heutigen Adresse „Unterm Markt 12a“ zu findenden Gebäude um das gemeinsame Domizil der Schlegels handele, in dem sich all das abgespielt habe, was uns vor allem aus den Briefen von Caroline Schlegel und Dorothea Veit in so lebendiger Schilderung überliefert ist. Am Beharrungsvermögen dieser Legende vom „Romantikerhaus am Löbdergraben, neben dem Roten Turm“<sup>1</sup> hat gewiß die kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe einen maßgeblichen Anteil, da auch in ihr dieser *genius loci* so festgeschrieben ist.<sup>2</sup>

Nachdem sich im Zuge der Einrichtung einer Gedenkstätte zur Frühromantik, die im Oktober 1981 eröffnet wurde, eindeutig herausgestellt hatte, daß dieses Haus nicht von den Schlegels bewohnt worden war<sup>3</sup>, hat, wie die in Anm. 1 aufgeführte Publikation stellvertretend zeigt, dieser Tatbestand nur sehr zögerlich Verbreitung gefunden.<sup>4</sup> Eine Rolle mag dabei gespielt haben, daß die aus einer Gemein-

<sup>1</sup> Zuletzt noch in der Formulierung „Romantikerkreis des Jenenser Löbdergrabens“ bei Irina Hundt: *Geselligkeit im Kreise von Dorothea und Friedrich Schlegel in Paris in den Jahren 1802-1804*. In: *Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Theorie und Geschichte des Salons*, hg. von Hartwig Schultze. Berlin, New York 1997, S. 88.

<sup>2</sup> Ernst Behler (Hrsg.), *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe Bd. XVIII*, München, Paderborn, Wien 1963, S. XXXV. Zumindest für F. Schlegels ersten Jenaer Aufenthalt von 1796/97 verweist die Einleitung des Bandes XXIII dieser Ausgabe von 1987 (S. XLVIII) bereits auf das Döderleinsche Haus in der Leutragasse.

<sup>3</sup> Dem Beschluß des Rates der Stadt Jena zur Einrichtung der Gedenkstätte aus dem Jahre 1979 und der ersten Gestaltungskonzeption vom Juli 1980 lag noch die Annahme zugrunde, daß es sich um das ehemalige Wohnhaus der Brüder Schlegel handele.

<sup>4</sup> Neben entsprechenden Hinweisen in der regionalen Presse bei der Berichterstattung über die Eröffnung des Hauses ließen allerdings auch folgende Publikationen bereits solche Rückschlüsse zu: Maria Schmid, Klaus Schwarz: *Jenaer Kunstsammlung und Gedenkstätte der deutschen Frühromantik* (Faltblatt). Jena (1986); Barbara Oehme: *Übersicht über die Wohn- und Lektionsgebäude der Dozenten der philosophischen Fakultät 1789-1799*. In: *Von Schillers Berufung bis Fichtes Entlas*

gelage von ideologischen und finanziellen Gründen resultierende nur selektive Erschließung des nationalen kulturellen Erbes durch die verantwortlichen Stellen in der DDR einer nachdrücklichen Klarstellung nicht gerade förderlich war.<sup>5</sup>

Aus jüngster Zeit liegen nun bereits einige Veröffentlichungen vor<sup>6</sup>, die diesen jahrzehntelangen Irrtum aufgeklärt und das eigentliche „Romantikerhaus“ in dem Bereich des Zentrums von Jena lokalisiert haben, der zunächst von den Luftangriffen im Februar 1945 weitgehend zerstört wurde und dessen Gesicht dann endgültig durch die Errichtung des 26stöckigen Universitätshochhauses (runder Turm) verloren ging. Ein Blick in diese Publikationen zeigt allerdings, daß es nach wie vor divergierende Aussagen, Lücken und Irrtümer gibt, die vor allem den genauen Standort des Hauses und die Zeit seines Bewohnens durch die beiden Schlegel-Familien sowie die Aussagen zu den weiteren Wohnungen beider Ehepaare in Jena betreffen.<sup>7</sup> Es erscheint demnach nicht unnütz, diesen neueren Publikationen eine weitere mit dem Anspruch zur Seite zu stellen, diesen zugegeben eher peripheren Sachverhalt innerhalb der Forschungen zur Jenaer Frühromantik so weit sicherzustellen, wie das die noch erhaltenen Quellen erlauben.

---

sung. Vorlesungen an der philosophischen Fakultät der Universität Jena 1789-1799, hg. von Hans Herz. Jena 1988, S. 84/85 und 91; Winfried Haun, Detlef Ignasiak, Barbara Oehme, Ilse Traeger: Gedenktafeln. Kulturgeschichte an Jenas Häusern. Jena 1990, S. 68.

Außerdem konnte der aufmerksame Besucher des Hauses seit der Eröffnung der Gedenkstätte registrieren, daß von den in Jena verbreiteten Gedenktafeln (dazu später) nur noch die für J. G. Fichte am Hause verblieben war.

<sup>5</sup> Der aufwendige Ausbau des Hauses, der seit Ende der 1970er Jahre angedacht war, erfolgte in einer Zeit, da sich in der Literaturgeschichtsschreibung der DDR das Romantikbild (mit Präferenz der Frühromantik) zu wandeln begann. Siehe z. B. Günter Hartung: Zum Bild der deutschen Romantik in der Literaturwissenschaft der DDR. In: Weimarer Beiträge 22. 1976, Heft 11, S. 167-176, sowie Heft 4, Jg. 24, 1978, der gleichen Zeitschrift, das ganz dieser Problematik gewidmet war.

<sup>6</sup> Klaus Schwarz: Der romantische Aufbruch. Die Frühromantiker in Jena. Ein Museumsführer. Jena (1991), S. 6; Ute Fritsch: „Grundriß der berühmten Thüringischen Universitäts Stadt Jena an der Saale“. Ein Stadtplan von 1758 mit Eintragung der bedeutendsten Institutionen und Wohnhäuser. In: Evolution des Geistes. Jena um 1800, hg. von Friedrich Strack. Stuttgart 1994, S. 707/708 und 715/716; Ernst Behler: Das Romantikerhaus in Jena und die Frühromantiker. In: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 4, 1994, S. 365-370; Gisela Horn: Romantische Frauen. Jena 1996, S. 24 ff. passim; dies.: Die Wohnungen der Brüder Schlegel in Jena. In: Dichterhäuser in Thüringen, hg. von Detlef Ignasiak. Jena 1996, S. 206-213.

<sup>7</sup> Am genauesten bisher die Bestimmungen bei Fritsch (Anm. 6).

## I

Noch bevor 1870 mit Rudolf Heyms Buch „Die romantische Schule“ die erneute Hinwendung zur Romantik einen nachhaltigen Impuls erhielt, war das Jenaer Wohnhaus der Schlegels bereits „bestimmt“. Dies geschah im Rahmen einer großartigen Aktion, die seiner Zeit in Deutschland ihresgleichen suchte. Anlässlich des 300jährigen Jubiläums der Universitätsgründung 1858 wurde eine Kommission beauftragt, an den Jenaer Häusern Gedenktafeln von den Persönlichkeiten anzubringen, die in der Stadt gelebt und gearbeitet hatten, womit gleichsam ein „Leitfaden durch die Litteraturgeschichte Deutschlands, ein Stammbuch der edelsten Deutschen in dieser Herberge der freien und ernsten Wissenschaft“<sup>8</sup> entstehen sollte. Abgesehen von der Schwierigkeit bei der Festlegung des Kreises derer, die für würdig befunden wurden, in eine solche Ehrung einbezogen zu werden, bereitete es der Kommission große Mühe, ihre Absicht zu verwirklichen, die Gedenktafeln an den Häusern anzubringen, in denen die Berühmtheiten gewohnt hatten. Im Ergebnis der Ermittlungen einigte man sich deshalb auf einen Modus, nach dem ein beträchtlicher Teil der Tafeln einfach Leuten überlassen wurden, „welche ihre Häuser damit schmücken und ehren wollten“.<sup>9</sup> In dem zu diesen Gedenktafeln herausgegebenen Stadtplan (Abb.) wurden die mit Tafeln versehenen Häuser, bei denen die Wohnungen der Geehrten nicht ermittelt werden konnten, mit einem Stern versehen. Für die Brüder Schlegel wurde das Haus Rößler<sup>10</sup> am damaligen Fichteplatz als Wohnung ausgewiesen, das auch die Tafeln für Georg Wilhelm Friedrich Hegel und den Philologen Oskar Ludwig Bernhard Wolff aufnahm. Dieses Gebäude schloß sich, südlich versetzt, unmittelbar östlich an das Fichte-Haus (heutiges „Romantikerhaus“) an und lehnte sich mit seiner anderen Seite an den südöstlichen Eckturm der Stadt. Zur Befestigung dieser Bestimmung trug gewiß bei, daß diese Zuordnung nicht mit einem die Wohnung in Frage stellenden Stern versehen war und jeder Benutzer von Broschüre und Karte von einem gesicherten Tatbestand ausgehen konnte. Eine spezielle Begründung für diesen Standort lieferte das Verzeichnis nicht, und es ist heute nicht mehr sicher nachvollziehbar, welche Erwägung dem zugrunde lag. Mit großer Wahrscheinlichkeit aber orientierte sie sich an der Wohnung,

<sup>8</sup> (Karl Schaeffer:) Zu den Gedenktafeln. Jena 1858, S. 3.

<sup>9</sup> Schaeffer (Anm. 8) S. 5.

<sup>10</sup> Die Bestimmung der Häuser nach ihren Eigentümern war in dieser Kleinstadt und bei häufig wechselnder Numerierung zu dieser Zeit immer noch die sicherste Methode.



die Friedrich Schlegel und Dorothea Veit nach dem Zerwürfnis der beiden Schlegel-Paare bezogen hatten. (Näheres dazu weiter unten.)

Im Jahre 1876 wurde die aus Bruch- und Werksteinen bestehende Ruine des benachbarten Stadtmauerturms bis auf einen Sockel abgetragen und mit rotem Backstein als Wohnturm wieder hochgezogen.<sup>11</sup> Seither hatte Jena seinen „Roten Turm“, und erst seit dieser Zeit kann sich das Bild vom „Romantikerhaus am Löbdergraben neben dem Roten Turm“ herausgebildet und zunächst Eingang in die Stadt- und Touristenführer von Jena gefunden haben.<sup>12</sup>

Dieses um 1800 „Beim Fechtboden“, später am „Sitzenplan“, dann „Fichteplatz“ gelegene und seit 1887 den Abschluß der Unterlauegasse zum Löbdergraben hin bildende Rößlersche Haus wurde nach 1900 in die städtebauliche Umgestaltung einbezogen, der über ein Dutzend Häuser zum Opfer fielen und die dem ganzen Viertel ein völlig neues Gesicht gab. Die „Jenaische Zeitung“, die diesen gravierenden Eingriff in das Stadtbild kritisch begleitete, mahnte damals an, die davon betroffenen Gedenktafeln „nicht sang- und klanglos im Schutt verschwinden“<sup>13</sup> zu lassen. Was lag da näher, als den ohnehin 1858 von den Initiatoren zugestandenen Spielraum zu nutzen und sämtliche Tafeln der Umgebung am geschichtsträchtigen Nachbargebäude, dem Fichte-Haus, anzubringen, das zudem als einziges Gebäude dieses von der Umgestaltung erfaßten Viertels erhalten geblieben war? Außerdem konnte auf diese Weise die nun schon weithin bekannte literarische Adresse „Löbdergraben, neben dem Roten Turm“ aufrechterhalten werden.<sup>14</sup>

Begünstigend für die Konzentration der Gedenktafeln in dieser südöstlichen Ecke der Stadt auf das Fichte-Haus dürfte gewesen sein, daß die Umgestaltung des Viertels in den Händen des Bauunternehmers Adolf Müller lag, dem neben dem Fichte-Haus auch die bedeutendsten der vom Abriß erfaßten Gebäude gehörten.<sup>15</sup>

Als die Universität Ende 1927 eine Kommission zur Überwachung und Ergänzung der Professoren-Gedenktafeln einsetzte, befanden

<sup>11</sup> Just Bergner, Rüdiger Glaw: Jena wie es früher war. Jena 1992, S. 70. Stützt sich auf die „Jenaische Zeitung“ vom 19. Januar 1876 (Eingesandt) und 21. Juni 1876 (Anzeige).

<sup>12</sup> Z. B. Bernhard Ritter: Führer durch Jena und Umgebung. Jena 1885, S. XIV.

<sup>13</sup> Jenaische Zeitung. Nr. 254, 29. Oktober 1910. 2. Bl.

<sup>14</sup> Und dies umso mehr, als das Fichtehaus seit dieser Zeit die Haus-Nr. „Löbdergraben 10“ trug. Erst im Zuge der Umbenennung des Löbdergrabens in Ernst-Thälmann-Ring wich man auf die heutige Adresse „Unterm Markt 12a“ aus.

<sup>15</sup> Adreßbücher der Stadt Jena 1904 bis 1912; siehe auch Cornelia Dunker: Teller mit „starken Gebrauchsspuren“ [Report über den Neubau des „Palast-Hotel-Fürstenhof“ von 1910/11]. In: Thüringische Landeszeitung, 8. Februar 1997.

sich jedenfalls die Schilder für die Schlegels, zusammen mit sieben weiteren Tafeln, darunter ebenso fälschlicherweise z. B. die für Schiller und Hegel, am Fichte-Haus.<sup>16</sup> Anfang der 30er Jahre hatte sich diese Zahl bereits auf zwölf erhöht.<sup>17</sup> Mit diesen Tafeln, noch einmal ergänzt durch die für Richard Wagner, blieb das Haus bis zu seiner Ausgestaltung als Gedenkstätte der Frühromantik und Domizil der Jenaer Kunstsammlung versehen. (Siehe Abb.) Zu dieser Zeit gelangten die Gedenktafeln für die Schlegel-Brüder nebst einer neu erstellten für Caroline (diese, wie sich zeigen wird, mit wenig Berechtigung) an das Haus „Markt 23“, auf das wir gleich zu sprechen kommen.

Die Geschichte bis hierher überschauend, ergibt sich also, daß bis zur Jahrhundertwende das Fichte-Haus keineswegs als „Romantikerhaus“ angesehen wurde. War die Mär vom „Romantikerhaus am Löbdergraben neben dem Roten Turm“ sehr wahrscheinlich durch die Gedenktafelaktion von 1858 ausgelöst worden, so die Übertragung dieser Legende vom Hause Röbller auf das benachbarte Fichte-Haus, nun ganz gewiß, durch die dahin bis spätestens 1910 versetzten Tafeln. Im Fichte-Haus zugleich auch das Romantikerhaus zu sehen, erschien offenbar dadurch plausibel, daß Fichte Jena bereits verlassen hatte, als im September/Okttober 1799 Friedrich Schlegel und Dorothea Veit in die Saalestadt kamen und nun erst das gemeinsame Wohnen und Leben einsetzte, das aus den Briefen von Caroline und Dorothea so geläufig wurde.

## II

Was kann diesen mit der Geschichte der Jenaer Gedenktafeln verbundenen Irrungen und Wirrungen bei der Bestimmung der Schlegelschen Wohnungen nun anhand von Belegen entgegengesetzt werden?

Als August Wilhelm Schlegel im Mai 1796 seine Tätigkeit in Jena aufnahm, wohnte er beim Kaufmann Beyer, Am Markt.<sup>18</sup> Dies geht aus Briefen von A. W. Schlegel an Friedrich Reichardt vom 20. Juni 1796 und an Georg Joachim Göschen vom 24. Juni 1796 hervor.<sup>19</sup> Nach seiner Heirat mit Caroline am 1. Juli 1796 in Braunschweig ließ

<sup>16</sup> Universitätsarchiv Jena. B. A. 1790. Die Überwachung und Ergänzung der Professoren-Gedenktafeln an den Häusern der Stadt Jena. 1927. – Das Fichte-Haus wird hier unter „Löbdergraben, Hinterhaus“ geführt. Laut Adreßbuch dieses Jahres: Löbdergraben 10.

<sup>17</sup> Friedrich Thieme: Jenas Gedenktafeln. In: Altes und Neues aus der Heimat. Beilage zum „Jenaer Volksblatt“ 1931–1933 (5. Folge). Anhang I. Jena 1934, S. 20.

<sup>18</sup> Heute, wie schon erwähnt, Markt 23.

<sup>19</sup> Siehe vorgreifend (Text zu Anm. 26) auch F. Schlegel an Novalis, 29. Juni 1796.

sich das Ehepaar am 8. Juli in Jena nieder. Zur gemeinsamen und offenbar von vornherein nur als Provisorium angesehenen Wohnung mietete es ein Gartenhaus.<sup>20</sup> Das Mietverhältnis für die Wohnung beim Kaufmann Beyer lief aber bis Michaelis (Ende September), einem damals geläufigen Stichtag für solche Verträge, weiter.<sup>21</sup> A. W. Schlegel wird dort auch weiterhin gearbeitet haben, denn das Gartenhaus bot dafür möglicherweise nicht genügend Raum. Der Standort dieser „Gartenvilla“ kann nicht mehr genau bestimmt werden. Sie lag aber „vor dem Tor“<sup>22</sup> und am Wege Goethes, wenn dieser von seinem damaligen Jenaer Quartier, dem Schloß, ins „Paradies“ spazierte<sup>23</sup>, also wahrscheinlich im Streubereich zwischen Löbdehtor und Paradies.<sup>24</sup>

Verabredungen über F. Schlegels Aufenthalt in Jena trafen die beiden Brüder während des Besuchs von A. W. Schlegel in Dresden im April 1796<sup>25</sup> – einer Zwischenstation auf seinem Wege nach Jena. Als F. Schlegel dort am 6. oder 7. August 1796 eintraf, stellte ihm sein Bruder für die restliche Zeit seines Mietverhältnisses die Wohnung beim Kaufmann Beyer am Markt zur Verfügung.<sup>26</sup>

Bereits am 4. September 1796 stand der Umzug von A. W. Schlegel und Caroline in ein anderes Haus innerhalb des Stadtkerns fest.<sup>27</sup> Dies war gewiß langfristig so vorgesehen und stand im Zusammenhang mit dem Auslaufen des Mietvertrages für die Wohnung am Markt und mit der mangelnden Winterfestigkeit des Gartenhäuschens. In der ersten Oktoberhälfte war Caroline während einer vorübergehenden Abwesenheit von A. W. Schlegel damit beschäftigt, das neue Heim wohnlich einzurichten, während die Handwerker noch tätig waren.<sup>28</sup>

Was war das für ein Haus und wo lag es?

Aus den beiden soeben angemerkten Briefen Carolines an Luise Gotter geht dies nicht hervor. Sie verweisen allgemein auf ein Hin-

<sup>20</sup> A. W. Schlegel an G. J. Göschen, 24. Juni 1796; Karl August Böttiger an A. W. Schlegel, 22. Juli 1796; Caroline Schlegel an Luise Gotter, 11. Juli 1796.

<sup>21</sup> Legt der Brief von F. Schlegel an A. W. Schlegel vom 11. Juni 1796 nahe.

<sup>22</sup> F. Schlegel an Novalis, 23. Juli 1796.

<sup>23</sup> Caroline Schlegel an Luise Gotter, 17.-20. Juli 1796.

<sup>24</sup> Eine knappe Schilderung des Häuschens enthalten die in Anm. 20 und 23 angeführten Briefe Caroline Schlegels an Luise Gotter. – Eine Identität dieses Gartenhauses mit dem Haus Rößler im Bereich der südlichen Unterlauengasse, wie sie gelegentlich in der Literatur anzutreffen ist (z. B. Fritsch, S. 707), halte ich für ausgeschlossen. – Siehe auch Anm. 55.

<sup>25</sup> F. Schlegel an F. I. Niethammer, 22. April 1796.

<sup>26</sup> F. Schlegel an Karl August Böttiger, 7. Juni 1796, an A. W. Schlegel, 11. Juni 1796, an Novalis, 29. Juni und 23. Juli 1796.

<sup>27</sup> Caroline Schlegel an Luise Gotter, 4. September 1796.

<sup>28</sup> Caroline Schlegel an Luise Gotter, 15. Oktober 1796.

terhaus mit dem Vorzug, daß die Studenten dort keine Scheiben einschlagen könnten.<sup>29</sup> Diese Hinterhofsituation wird später von Dorothea Veit und Caroline Tischbein bestätigt.<sup>30</sup>

Für die Identifizierung dieses Hauses sind drei Belege von besonderer Bedeutung.

1. In seiner Vorlesungsankündigung für das Herbstsemester 1798 ließ A. W. Schlegel seine Studenten wissen: „Obige Vorlesungen werde ich in dem Hörsaal des Herrn Justizrath Hufeland, im Döderleinschen Hause auf der Leitrassse [Leutragasse] halten, wo auch meine Wohnung ist. Die Herren, welche mich wegen eines Kollegii zu sprechen wünschen, werden mich Vormittags von 10-12 Uhr zu Hause finden.“<sup>31</sup>

2. Dieses Haus des 1792 verstorbenen Theologen Johann Christoph Döderlein gelangte durch Friedrich Immanuel Niethammers Heirat mit dessen Witwe 1797 in die Verfügung dieses mit den Schlegels gut bekannten Philosophen und Theologen. Als Caroline nach den schweren Monaten des Jahres 1800 im Frühjahr 1801 nach Jena und in ihre alte Wohnung<sup>32</sup> zurückkehrte, lag ein Grund für die Suche nach einer anderen Bleibe darin, daß das Ehepaar Niethammer in „sein Haus“ in der Leutragasse einziehen wollte, nachdem Niethammer sein vor der Heirat erworbenes eigenes Haus verkauft hatte.<sup>33</sup>

3. Diese Sachverhalte, die den Wohnsitz von A. W. Schlegel und Caroline im Döderleinschen Hause ab Herbst 1798 zweifelsfrei belegen, müssen im Zusammenhang gesehen werden<sup>34</sup> mit der ebenfalls gesicherten Tatsache, daß F. Schlegel bereits in einem Brief an Christian Gottlob Heyne vom 24. Februar 1797 seine Adresse mit dem Döderleinschen Hause in der Leutragasse angab. Die Briefwechsel von A. W. Schlegel und F. Schlegel ab November 1796, also unmittelbar nach dem Umzug von Caroline und A. W. Schlegel aus dem Gartenhaus in die Stadt, enthalten darüber hinaus eine Reihe von Andeutungen für die auf der Hand liegende Annahme, daß die beiden Brüder bereits seit dieser Zeit unter einem Dach gewohnt haben.<sup>35</sup>

<sup>29</sup> Siehe Anm. 27.

<sup>30</sup> Dorothea Veit an Friedrich Schleiermacher, 11. Oktober 1799; Adolf Stoll: Der Maler Joh. Friedrich Tischbein und seine Familie. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline. Stuttgart 1923, S. 111.

<sup>31</sup> Universitätsarchiv Jena. M 209. Dekanatsakten der Philos. Fakultät 1798/99, S. 104. Siehe auch A. W. Schlegel an F. I. Niethammer, 6. Juli 1798.

<sup>32</sup> Siehe weiter unten.

<sup>33</sup> Caroline Schlegel an A. W. Schlegel, 20-21. Dezember 1801.

<sup>34</sup> Siehe dagegen Behler (Anm. 5), S. 368/369 und Horn (Anm. 5, 2), S. 209.

<sup>35</sup> Als Beispiele seien erwähnt: A. W. Schlegel an G. J. Göschen, 25. November 1796 und an K. A. Böttiger, 31. Januar 1797 sowie F. Schlegel an K. A. Böttiger, 21. November 1796 und an Novalis, 1. Dezember 1796 und 5. Mai 1797; später noch A.

Es besteht also so gut wie kein Zweifel daran, daß A. W. Schlegel und Caroline aus dem Gartenhaus und F. Schlegel (nach Ablauf des Mietvertrages mit dem Kaufmann Beyer) vom Markt aus im Oktober 1796 in das Döderleinsche Haus gezogen sind. Und nach dort kehrte F. Schlegel mit Dorothea Veit auch zurück, als beide im September bzw. Oktober 1799 nach Jena kamen und die beiden Frauen nun in etlichen Briefen das Leben im Hause schilderten. Darüber hinaus stimmen die Verhältnisse des Döderleinschen Hauses auch mit der oben zitierten frühen Schilderung von Caroline überein.<sup>36</sup>

Mit Hilfe diverser Ratsgüterbücher, Heberegister, Einwohnerverzeichnisse und ab 1862 (anfangs mit großen Lücken) mit den Adreßbüchern der Stadt Jena läßt sich dieses um 1800 als Döderleinsches Haus bezeichnete Gebäude sehr genau lokalisieren und in seiner weiteren Eigentümer- und Nutzungsgeschichte skizzieren.

Das Haus gehörte zu den zahlreichen typischen Professorenhäusern in diesem dem Collegium jenense sehr nahegelegenen Teil der Stadt, die mit eigenen Auditorien ausgestattet waren. Es war, einen Vorgängerbau verdrängend, Ende des 17. Jahrhunderts errichtet worden.<sup>37</sup> Lange Jahre wurde es als Dittmarsches Haus geführt<sup>38</sup>, und mit dieser Bezeichnung ist es als hervorgehobenes Gebäude auch im Jenaer Stadtplan von 1758 eingetragen. Im Jahre 1785 ging das Haus an den Geheimen Kirchenrat Döderlein über.<sup>39</sup> Das die Jahre 1781 bis 1816 erfassende Heberegister vermerkt die Heirat der Eigentümerin, der Witwe Döderlein, mit Niethammer<sup>40</sup>, und das älteste erhaltene Ein-

---

W. Schlegel an Ch. G. Heyne, 20 September 1797. – Angesichts der gemeinsamen Pläne beider Brüder, des ausgelaufenen Mietvertrages für die Wohnung am Markt, der ständigen Geldknappheit F. Schlegels und schon jahrelanger finanzieller Unterstützung durch seinen Bruder sowie der Größe der gemieteten Wohnung wäre jedes andere Arrangement auch widersinnig gewesen. Bezeichnend in diesem Zusammenhang auch, daß F. Schlegel, der in Dresden bei seiner Schwester lebte, große Mühe hatte, seine Fahrt nach Jena zu finanzieren (F. Schlegel an A. W. Schlegel, 15. Juni 1796), und er ursprünglich nur bis Michaelis, also solange seine Unterkunft in der Stadtwohnung seines Bruders gesichert war, dort bleiben wollte (F. Schlegel an Novalis, 29. Juni 1796).

<sup>36</sup> Für die Annahme, daß die Schlegels zwischen Gartenhaus und Döderleinschem Hause bis 1799 noch in einer weiteren Wohnung gewohnt hätten (Behler, Anm. 6, S. 369; Horn, Anm. 6, 2, S. 209) gibt es m. E. keinerlei Anhaltspunkte.

<sup>37</sup> Wo die „Jenaische Zeitung“ entsteht. In: Jenaische Zeitung, 14. Januar 1939.

<sup>38</sup> Justizrat Johann Wilhelm Dittmar (1671-1759) hatte das Haus von seinem Schwiegervater, dem Bürgermeister Magister Georg Tietz, geerbt (Stadtarchiv Jena. C II, Nr. 38. Ratsgüterbuch 1686, S. 814). Zu den Dittmar vorausgehenden Eigentümern siehe ebenda, S. 713/714.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 814.

<sup>40</sup> Stadtarchiv Jena. C II, Nr. 58, S. 350 (hier ist der Erwerb des Hauses durch Döderlein mit 1786 angegeben).

wohnerverzeichnis der Stadt von 1810<sup>41</sup> weist dann „Frau Schulrätin Niethammer“ als Besitzerin des Hauses A 122 in der Leutragasse aus. In diesem handschriftlichen Verzeichnis wird neben dem Hauptgebäude auch das „Hinterhaus“ separat aufgeführt, das zu dieser Zeit vom namhaften Mediziner und Naturforscher Lorenz Oken bewohnt wurde.

Zur weiteren Verfolgung der Geschichte des Hauses und damit seiner Identifizierung erweist sich als hilfreich, daß es zwischen der alten Post und dem Oberappellationsgerichtsgebäude lag und es so bei häufig wechselnden Hausnummern immer wieder gut erfaßt werden kann.

Das Haus lag auf der Südseite der Leutragasse/-straße und zwar am Ende des ersten Drittels ihres östlichen Abschnitts, der sich zwischen Brüdergasse und Rathausgasse erstreckte.<sup>42</sup>

Das „Güterbuch Jena 1829“ weist dann den Historiker Heinrich Luden als Eigentümer von „Haus, Nebengebäude, Hof und Garten“ seit 1818 aus.<sup>43</sup> Durch den zusätzlichen Erwerb des in der Verlängerung seines Anwesens an der Collegiengasse gelegenen Grundstücks

<sup>41</sup> Stadtarchiv Jena. C II, Nrn. 72-78.

<sup>42</sup> Siehe die beiden abgebildeten Pläne von 1858 (Ziffer 80) und 1891 (Flurstück 312; Gebäude mit + gekennzeichnet). – Für Verwirrung bei der genauen Lokalisierung des Hauses hat der Umstand beigetragen, daß bei den alten Beschreibungen des Tietzschens/Dittmarschen/Döderleinschen Hauses neben der Leutragasse auch die Brüdergasse erscheint (Ratsgüterbuch 1669, S. 806; Ratsgüterbuch 1686, S. 713, 714, 816). Für den an der Jenaer Lokalgeschichte Interessierten ist nun die Brüdergasse in der Regel die ehemalige Querverbindung zwischen den drei in west-östlicher Richtung parallel verlaufenden Hauptstraßen der Innenstadt, der Johannis-, Leutra-, und Collegiengasse. Und in dieser Weise sind die vier Gassen auch bis auf eine mir bekannte Ausnahme in allen überlieferten Stadtplänen bezeichnet, so z. B. schon im Plan von 1751 und dann in allen dem Plan von 1758 (der Ausnahme) nachfolgenden Plänen. Aus dieser Situation heraus ist der in Frage kommende Gebäudekomplex gelegentlich quasi als Eckgebäude in dem von so verstandener Brüdergasse und Leutrasraße gebildeten rechten Winkel aufgefaßt worden. Dieses Mißverständnis klärt sich auf, wenn man beachtet, daß in dieser Zeit, aus der die betreffenden Quellen vorliegen, mit Brüdergasse nicht diese Quergasse, sondern die parallel zur Leutragasse verlaufende Collegiengasse gemeint war. Dies ist aus dem Ratsgüterbuch von 1686 ersichtlich, in dem diese o. a. Quergasse im Unterschied zur Brüdergasse als „kleines Brüdergäßlein“ bezeichnet wird, während sie im Plan von 1758 nach dem dort vorwiegend angesiedelten Gewerbe „Buchbinder Gäßgen“ heißt. Soweit also bei der Bestimmung des uns interessierenden Hauses die Brüdergasse mit im Spiele ist, bezeichnet sie die Ausdehnung des Grundstücks, auf dem das Döderleinsche Haus samt seines Hinterhauses stand, in die Tiefe des Raumes in Richtung der heutigen Collegiengasse. Die meines Wissens für unsere Zwecke älteste erhaltene Flurkarte aus dem Jahre 1891 zeigt dies sehr deutlich (Abb.).

<sup>43</sup> Stadtarchiv Jena. C II, Nr. 85, S. 569; Nr. 88b, S. 891. Besonders bei diesem Eigentümerwechsel gibt die Lagebeschreibung des Hauses zwischen altem Postge-

grenzte das zur Leutragasse A 122 gehörige Terrain nun tatsächlich an beide Straßen.<sup>44</sup>

Von besonderem Interesse für das hier verfolgte Anliegen, das eigentliche Romantikerhaus an seinem genauen Standort zu bestimmen, ist der Erwerb des gesamten Komplexes durch den Universitäts-tanzmeister Eduard Helmke im Jahre 1857<sup>45</sup>, der ihn für seine 1844 gegründete Orthopädisch-gymnastische Heilanstalt umbaute und dabei das Auditorium in einen „prächtigen Cursaal“ verwandelte. Als Helmke im Jahre 1863 einen Bericht über seine Kuranstalt vorlegte<sup>46</sup>, versah er das Titelblatt mit einem Kupferstich, der das Gebäudeensemble, mittlerweile nun unter Leutrastraße A 110, von der Rückseite zeigt und somit auch das Hinterhaus erfaßt, in dem die Ehepaare Schlegel gewohnt haben (siehe Abb.). Es dürfte dies das älteste überlieferte Bild des eigentlichen Jenaer Romantikerhauses sein.<sup>47</sup> In der

---

bäude und Oberappellationsgerichtsgebäude die Sicherheit dafür, daß wir es hier mit dem ehemaligen Döderleinschen Hause zu tun haben. Nur das Ratsgüterbuch von 1686 enthält auf S. 816 eine zarte Andeutung dieses Vorgangs, der sich einem aber nur über die Kenntnis des Gesamtzusammenhangs erschließt.

<sup>44</sup> Ergibt sich, wenn man den entsprechenden Eintrag im Ratsgüterbuch von 1829, S. 569, mit dem Adreßbuch von 1810 kombiniert. Findet seine spätere Bestätigung in der Flurkarte von 1891 (Abb.).

<sup>45</sup> Kauf von Ludens Erben. Stadtarchiv Jena. C II, Nr. 88b, S. 891.

<sup>46</sup> Eduard Helmke: Bericht über die Orthopädisch-gymnastische Heilanstalt in Jena. Leipzig 1863.

<sup>47</sup> Wie ersichtlich, gehörten um 1860 zum Gebäudekomplex zwei Hinterhäuser, während sich bis zur Verzeichnung im Ratsgüterbuch von 1829 nur auf ein Hinter- bzw. Nebengebäude schließen läßt. Als sicher kann gelten, daß das rechte längere Seitengebäude um 1800 bereits existierte. Helmke, dem die lange Reihe der früheren bedeutenden Bewohner seines Hauses als Werbung für seine Anstalt gelegen kam (er verweist auf Fichte, Oken, Döderlein, Luden, Fries, Danovius, Niethammer und Gabler), weiß zu berichten, daß Schiller (im August 1804 für die Zeit der Entbindung seiner Frau von der jüngsten Tochter) „im Parterre des rechten Seitenflügels mit der Aussicht in den Garten“ gewohnt habe.

Aus der Akte Nr. 10 des Bestandes zum Oberappellationsgericht im Staatsarchiv Weimar geht hervor, daß das linke kürzere Hinterhaus ebenfalls schon vorhanden war, als H. Luden das Anwesen 1818 erwarb. Die gleiche Akte, die einen nachbarschaftlichen Streitfall zwischen Oberappellationsgericht und Luden aus dem Jahre 1828 dokumentiert, läßt allerdings die leider nur vage Vermutung zu, daß dieses Hinterhaus zu diesem Zeitpunkt noch nicht 20 Jahre alt war. Demgegenüber steht vor allem die Beobachtung, daß in dem kleineren Hinterhaus die nach Dorotheas Brief an F. Schleiermacher vom 11. Oktober 1799 von F. Schlegel bewohnte 4. Etage einen eher bewohnbaren Eindruck macht als beim gegenüberliegenden Haus. Nehme ich alle anderen Eindrücke hinzu, die ich aus den verschiedenen Nachrichten über das Haus gewonnen habe, hier aber nicht noch umständlicher im einzelnen abwägen möchte, so vermute ich die Wohnung der Schlegels eher in einem dem Vorderhause nahegelegenen Teil des längeren Seitengebäudes.

kurzen Einleitung des Berichts von Helmke findet sich noch ein weiterer eindeutiger Hinweis darauf, daß es sich bei seiner Kuranstalt um das ehemalige Döderleinsche Haus handelt: Anläßlich der Universitätsfeierlichkeiten von 1858 besuchte ihn der greise Hofrat Prof. Dr. Döderlein aus Erlangen, ein Sohn des früheren Eigentümers, um noch einmal durch sein Geburtshaus zu gehen.

Im Jahre 1890 erwarb die Verlegerfamilie der „Jenaischen Zeitung“, Neuenhahn, von der Witwe Helmkes die gesamte Immobilie<sup>48</sup>, die sie dann ihren wachsenden Bedürfnissen entsprechend häufig erweiterte und umbaute. Dem letzten Umbau von 1939, der die Frontansicht des Haupthauses an der Leutrastraße betraf, verdanken wir eine kleine Geschichte des Hauses.<sup>49</sup> Aus dieser Zeit, da es den Verlag der „Jenaischen Zeitung“ beherbergte, sind erklärlicherweise etliche Fotos vom Hauptgebäude entstanden, von denen einige auch einen Durchblick zum Hof gestatten. (Siehe Abb. n.)

Wie eingangs schon erwähnt, fiel das Gebäude, das seit 1887 die Haus-Nr. Leutrastraße 5 trug, den Bombenangriffen vom Februar 1945 zum Opfer.

Wir haben die Geschichte der Jenaer Wohnungen der Schlegels zu ihren Lebzeiten an dem Punkt unterbrochen, als beide Familien im Döderleinschen Hause für kurze Zeit das vorzuleben versuchten, was sie als neues Geselligkeitsideal theoretisch postuliert hatten. Damit endet aber diese Geschichte noch nicht. Nach dem Zerwürfnis beider Ehepaare, besonders der beiden Frauen, im Zusammenhang mit Carolines Hinwendung zu Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und dem Tode von Carolines Tochter aus erster Ehe, Auguste, trennten sich die Wege auch räumlich. Caroline und A. W. Schlegel verließen Anfang Mai bzw. Mitte Juli 1800 in verschiedene Richtungen Jena, wohin Caroline erst am 23. April 1801 wieder zurückkehrte.<sup>50</sup> Auch F. Schlegel und Dorothea Veit verließen das ehemals gemeinsam mit Caroline und A. W. Schlegel bewohnte Haus und ließen sich am „lebhaften Graben“ mit Blick auf den südöstlich der Stadt gelegenen Hausberg nieder.<sup>51</sup> Diese nur sehr vage Angabe – ein Blick auf den Hausberg war von vielen Stellen des die gesamte Stadt umlaufenden „Graben“ möglich – läßt sich durch einen Brief Johann Wilhelm Ritters an Friedrich Karl v. Savigny vom 17. Dezember 1800 erheblich

<sup>48</sup> Stadtarchiv Jena. C II, Nr. 88b, S. 891.

<sup>49</sup> Siehe Anm. 37.

<sup>50</sup> Im Spätsommer und Herbst 1801 hielt sich auch A. W. Schlegel noch einmal für längere Zeit in dem Hause auf.

<sup>51</sup> Dorothea Veit an A. W. Schlegel, vor dem 30. September 1800, und an Clemens Brentano, 13. März 1801.



eingrenzen. Danach wohnte Ritter zu dieser Zeit „im Dorn'schen Hause unterm Markt“, „zwey Häuser“ neben F. Schlegel und D. Veit, wo er nun fast täglich zu Gast war. Damit lag also diese nachfolgende Wohnung von Friedrich und Dorothea, in der sie sehr zurückgezogen lebten, in der südöstlichen Ecke der Stadt, in der über Jahrzehnte das eigentliche lebendige Romantikerhaus angesiedelt worden war.<sup>52</sup> Ausschlaggebend für die Wahl dieser neuen Wohngegend war, daß die Familie Paulus, die für Dorothea und F. Schlegel eine der wenigen verbliebenen Möglichkeiten des gesellschaftlichen Umgangs in der Stadt bot, dort wohnte.<sup>53</sup> Lediglich einer beiläufigen Bemerkung von Caroline ist zu entnehmen, daß die beiden Anfang Juli 1801 noch einmal innerhalb dieses Viertels umgezogen sind.<sup>54</sup>

Als Caroline sich im April 1801 wieder in Jena niederließ, ging sie offenbar nur widerwillig in das alte Haus zurück. Ihr Wunsch, über Schelling ein Gartenhaus am „Paradies“ zu mieten<sup>55</sup>, zerschlug sich. Über den von F. Schlegel und Dorothea hinterlassenen „verwahrlosten“ Zustand des Hauses schickte sie klagende Briefe an A. W. Schlegel. Bedenkt man außerdem die Größe und damit nun die Leere des Hauses<sup>56</sup> und die schon erwähnte Absicht des Ehepaares Niethammer, sein Haus selbst zu beziehen, so nimmt es nicht wunder, daß man Caroline schon im Juli 1801 auf Wohnungssuche findet.<sup>57</sup> Ende Dezember konnte sie A. W. Schlegel melden, daß sie sich für ein Jahr in das Asverrussche Haus neben dem „Bären“ eingemietet habe, wo auch noch Platz für August Wilhelm und dessen Berliner Gastgeber, die Bernardis, wäre.<sup>58</sup> Da der Mietvertrag für die Wohnung im Döderleinschen Hause bis Ostern 1802 galt, realisierte Caroline den Umzug erst Ende Mai, als sie von Ihrer Berlin-Reise nach Jena zurückkehrte.<sup>59</sup> Dieses rechts vom „Bären“ stehende Haus (später Lu-

<sup>52</sup> Es ist mir noch nicht gelungen, dieses „Dornsche Haus“ und von da aus die Wohnung von F. Schlegel und D. Veit genau zu identifizieren. Mit großer Wahrscheinlichkeit aber veranlaßte deren Lage die Initiatoren von 1858 dazu, die Gedenktafeln für die Schlegels am „Röblerschen Hause“, neben dem (später) Roten Turm, anzubringen.

<sup>53</sup> Dorothea Veit an F. Schleiermacher, 16. Juni 1800; Haun u. a. (Anm. 4), S. 61.

<sup>54</sup> Caroline Schlegel an A. W. Schlegel, 10. Juli 1801.

<sup>55</sup> Caroline Schlegel an F. W. J. Schelling, 13. Februar 1801; sicher hatte Caroline das Häuschen im Auge, in dem sie schon 1796 einige Wochen gewohnt hatte. Siehe auch Anm. 24.

<sup>56</sup> Trotz der sie begleitenden Schwester und Nichte (Caroline an Luise Gotter, 19. März 1801).

<sup>57</sup> Caroline Schlegel an A. W. Schlegel, 27. Juli 1801.

<sup>58</sup> Caroline Schlegel an A. W. Schlegel, 20./21. und 28. Dezember 1801.

<sup>59</sup> Einige Umstände dieses Umzugs beinhaltet ein Brief Schellings an Hegel vom 24. Mai 1802.

therplatz 3) „mit hübschem Blick hinten heraus nach Kunitz und Dornburg“ mußte im Jahre 1900 der Erweiterung des dortigen Straßenzuges weichen.

Es lassen sich also folgende Wohnungen der Schlegels in Jena ausmachen:

1. Als A. W. Schlegel im Mai 1796 seine Tätigkeit in Jena aufnahm, mietete er sich bis Ende September beim Kaufmann Beyer am Markt (heute der Standort von Nr. 23, einem kürzlich errichteten historisierenden Neubau) ein.

2. Nach seiner Heirat mit Caroline in Braunschweig und ihrer gemeinsamen Niederlassung in Jena am 8. Juli 1796 kam das Ehepaar zunächst provisorisch in einem Gartenhaus unter, das im Streubereich zwischen Löbder Tor und „Paradies“ gelegen haben dürfte.

3. F. Schlegel übernahm, als er am 6./7. August 1796 in Jena eintraf, die Wohnung seines Bruders am Markt bis zum Auslaufen des Mietvertrages.

4. In der ersten Oktoberhälfte 1796 zogen sowohl Caroline und A. W. Schlegel als auch F. Schlegel in das Hintergebäude des Döderleinschen Hauses in der Leutragasse, das seit 1887 und bis zu seiner Zerstörung 1945 die Haus-Nr. 5 trug und zuletzt das Verlagshaus der „Jenaischen Zeitung“ war.

5. Nach seinem etwa zweijährigen Aufenthalt in Berlin kehrte F. Schlegel im September 1799 in dieses Haus zurück, wohin ihm einen Monat später Dorothea Veit folgte.

6. Als Folge des Zerwürfnisses zwischen beiden Ehepaaren und nachdem Caroline und A. W. Schlegel Jena im Mai bzw. Juli 1800 verlassen hatten, mieteten sich F. Schlegel und Dorothea im September dieses Jahres eine eigene Wohnung, die in eben der südöstlichen Ecke der Stadt lag, in der über Jahrzehnte und teilweise bis heute das eigentliche Romantikerhaus irrtümlich angesiedelt worden ist. Vor ihrer etappenweisen Übersiedlung nach Paris, die sie seit Ende 1801 erwogen, bezogen sie Anfang Juli 1801 innerhalb dieses Viertels noch einmal für kurze Zeit ein neues Quartier.

7. Nachdem das Domizil im Döderleinschen Hinterhause einige Zeit unbewohnt geblieben war, kehrte Caroline nach Aufhalten in Bad Bocklet und Braunschweig am 23. April 1801 dorthin zurück. Im Spätsommer und Herbst des gleichen Jahres weilte auch A. W. Schlegel noch einmal für längere Zeit dort.

8. Von Ende Mai 1802 bis zu ihrer Abreise in den neuen Wirkungskreis von Schelling wohnte Caroline für ein Jahr im Asverruschen Haus neben dem Hotel „Zum Bären“ (Fürstengraben/Lutherplatz).

Aus diesen Sachverhalten ergeben sich zwei Vorschläge:

1. Die ins Auge gefaßte Umgestaltung des „Romantikerhauses“ (Unterm Markt 12a) zu einem das ganze Haus umfassenden Museum der Jenaer Frühromantik bzw. die bis 1999 vorgesehene Neugestaltung der Gedenkstätte sollte genutzt werden, um Museum und Haus wieder in ein richtiges Verhältnis zu setzen. Denkbar wäre die Bezeichnung „Museum bzw. Gedenkstätte der Jenaer Frühromantik im Fichte-Haus“.
2. Bei der ebenfalls vorgesehenen teilweisen Überbauung des überdimensionalen Jenaer Eichplatzes sollte daran gedacht werden, an der Stelle, wo das Haus Leutrastraße 5 gestanden hat, eine entsprechende Gedenk- und Hinweistafel anzubringen.

## Guido Naschert (Tübingen)

### August Ludwig Hülsens erster Beitrag zur philosophischen Frühromantik

August Ludwig Hülsen ist kein Unbekannter im Kreis der deutschen Frühromantik. Jede aufmerksame Lektüre des *Lyceum* und *Athenäum* muß an seinem Namen ins Stocken geraten, wenn es in den Fragmenten Friedrich Schlegels heißt: „Lessings Ironie ist Instinkt; bei Hemsterhuys ist's klassisches Studium; Hülsens Ironie entspringt aus Philosophie der Philosophie, und kann die jener noch weit übertreffen.“<sup>1</sup> Dieses im ersten Moment überraschende Lob der *Kritischen Fragmente* wird im *Athenäum* noch gesteigert, wenn Hülsens „reine Genialität“ und „dialektische[] Virtuosität“ gerühmt werden, in letzterer soll er nur hinter Fichte zurückstehen (*KFSA* 2, 214f., 295). Friedrich Schlegels Werturteil gilt zwar einem Mitarbeiter seiner eigenen Zeitschrift, jedoch nicht dessen Beiträgen zum *Athenäum*, sondern vor allem Hülsens einziger Buchpublikation, der *Prüfung der von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Preisfrage: Was hat die Metaphysik seit Leibniz und Wolf für Progressen gemacht?* (Altona: Hammerich 1796).<sup>2</sup>

Die kräftige Würdigung und der Umstand, daß sich Hülsen mit zwei Beiträgen am *Athenäum* beteiligt hat (er arbeitete auch für Niethammers *Philosophisches Journal*<sup>3</sup>), motivierte bereits im letzten

<sup>1</sup> *Kritische Friedrich Schlegel Ausgabe*, hg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner, Paderborn, Darmstadt, Zürich 1958ff., Bd. 2, S. 160, Nr. 108. Im folgenden zitiert als „*KFSA*“.

<sup>2</sup> Im folgenden zitiert als „*Hülsen*“. Das Werk ist zur Jubilate-Messe 1796 erschienen, vgl. das *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, Jena, Nr. 49, 16. April 1796, Sp. 403.

<sup>3</sup> Neben der Preisschrift, die hier ausschließlich behandelt wird, verfaßte Hülsen je zwei Beiträge für das *Philosophische Journal* (= *PhJ*) (*Philosophische Briefe an Hrn. v. Briest in Nennhausen. Erster Brief. Ueber Popularität in der Philosophie*, in: *PhJ* 7. Bd., 1. H. (1797), 71-103; *Über den BildungsTrieb*, in: *PhJ* 9. Bd., 2. H. (1798), 99-129) und das *Athenäum* (*Ueber die natürliche Gleichheit der Menschen*, in: *Athenäum* (1799), 152-180; *Natur-Betrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz*, in: *Athenäum* (1800), 34-57). Nach seinem Tode, im Jahr 1810, gaben Fouqué und Schelling Teile seiner hinterlassenen Papiere heraus: *Philosophische*

Jahrhundert Rudolf Haym dazu, Hülsen und seine Schriften in *Die Romantische Schule* aufzunehmen und ihm wenigstens einige Seiten zu widmen.<sup>4</sup> Seit dem sind es vor allem zwei Punkte gewesen, die das Bild Hülsens bestimmt haben: die Nähe der Preisschrift zum frühromantischen Ironie-Begriff, die ja Schlegels eigenen Worten unzweideutig zu entnehmen ist, und die Philosophie der Philosophiegeschichte, die Hülsen im Anschluß an die Preisfrage der Preussischen Akademie zu entwickeln versucht. Zum letzten Punkt bemerkt Haym: „Der eigentliche Wert der Abhandlung besteht in den Ausführungen des Verfassers über den Begriff der Geschichte der Philosophie.“ (Haym 503) Dem Urteil schließt sich eine These über den weiteren Verlauf der Philosophiegeschichte an, die deutlich vom autoteleologischen Standpunkt der Hegelschen Philosophie beeinflusst ist:

„Zum erstenmal – von einigen allgemeinen Winken Schellings im Philos.[ophischen] Journal abgesehen, die gleichfalls durch die akademische Preisausschreibung veranlaßt waren – tauchte hier eine tiefere Fassung der Geschichte der Philosophie auf, als sie Kant sowohl wie Fichte, beide vertieft in den Bau ihrer eigenen Systeme, kannten. Hier zuerst, um es kurz zu sagen, wurden die Grundlinien derjenigen Ansicht dieser Wissenschaft mit fester Hand verzeichnet, die nachher, sicher nicht ohne den Einfluß der Hülsenschen Schrift, von Hegel in so geistvoller, von gelehrtem Wissen unterstützter Weise durchgeführt worden ist.“ (ebd.)

Dieses Urteil ist auch in der Folgezeit immer wieder bekräftigt worden,<sup>5</sup> erscheint jedoch nur zwingend, wenn man sich selbst Hegels oder eine an Hegel angelehnte Perspektive zu eigen macht. Wo dies nicht geschieht, bleibt allerdings die Frage offen, ob und wie eine philosophische Vermittlung des eigenen Philosophierens mit dem Pluralismus der Philosophiegeschichte von einem nachkantischen Standpunkt möglich ist. Man kann sich dieses Problem auch so stel-

---

*Fragmente aus Hülsens Nachlaß.* [Mit einem Vorwort von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué und einem Nachwort von Schelling], in: *Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche*, hg. v. Schelling, 1. Bd., 1. H. (1813), 264-302. Weitere bibliographische Angaben finden sich bei Karl Obenauer: *August Ludwig Hülsen. Seine Schriften und seine Beziehungen zur Romantik*, Diss. München, Erlangen 1910.

<sup>4</sup> Rudolf Haym: *Die Romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*, Berlin <sup>5</sup>1928, 502-513. Im folgenden zitiert als „Haym“.

<sup>5</sup> So etwa Steffen Dietzsch: *Ein Gleichheits-Freund im Schatten Fichtes – August Ludwig Hülsen*, in: *Philosophie – Wissenschaft – Politik*, hg. v. d. Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Philosophie, Berlin 1982, 185: „In Hülsens Preisschrift erkennen wir damit einen weiteren Beitrag zur Erhellung der verborgenen Quellen der Hegelschen Konzeption einer Verwissenschaftlichung der Philosophiegeschichtsschreibung.“

len: wie „ist es möglich, die Unfähigkeit, einen Konsens zu erzielen, als ein nicht eliminierbares Merkmal der Philosophie anzuerkennen, zugleich jedoch ihre Gültigkeit als einer intellektuellen Bestrebung aufrechtzuerhalten?“<sup>6</sup> Eine Antwort darauf soll im folgenden – freilich mit den Einschränkungen einer auch philologischen Rekonstruktion Hülsens und Schlegels – herausgearbeitet werden, zumal drei in jüngerer Zeit erschienene Beiträge zu Hülsens Stellung im Kontext der nachkantischen und frühromantischen Philosophien gerade dieses Themengebiet weitgehend ausgeklammert lassen.

So geht Friedrich Strack besonders den philosophischen Implikationen der Hülsenschen *Natur-Betrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz* nach,<sup>7</sup> Christoph Jamme verfolgt Hülsens Tendenz zur Vereinigungsphilosophie im Kontext seiner Beziehungen zum Jenaer „Bund der freien Männer“,<sup>8</sup> und Manfred Frank unternimmt die erste im engeren Sinne argumentationsanalytische Kritik der Äquivokationen und Begrifferschleichungen Hülsens unter der Perspektive der grundsatzphilosophischen Debatten der Zeit.<sup>9</sup> Gerade durch Franks Beitrag ist die Frage erneut aufgeworfen, warum Friedrich Schlegel ein heute fast vergessenes Werk so über alle Maßen schätzte, ja es beinahe mit seinem eigenen Verständnis der Fichteschen Wissenschaftslehre identifizierte, wenn es sich durch eine solche Vielzahl philosophischer Unzulänglichkeiten auszeichnet. Frank sieht die Bedeutung der Preisschrift vor allem darin begründet, daß Hülsen für die Spannung zweier Ich-Begriffe im Fichteschen Ansatz, dem Ich als *intellektueller Anschauung* und dem Ich als *Idee* – eine Unterscheidung, die Fichte am deutlichsten in den neuen Darstellungsversuchen

<sup>6</sup> Nicholas Rescher: *Der Streit der Systeme. Ein Essay über die Gründe und Implikationen philosophischer Vielfalt*, übers. von Birger Brinkmeier, Würzburg 1997, 31. Im folgenden zitiert als „Rescher“. Vgl. ferner Hans Krämer: *Funktions- und Reflexionsmöglichkeiten der Philosophiegeschichte. Vorschläge zu ihrer wissenschaftstheoretischen Ortsbestimmung*, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 16 (1985), 67-95.

<sup>7</sup> Friedrich Strack: *Was soll die Schweiz dem Athenäum? Romantische Schönheitsmetaphysik in Hülsens „Natur-Betrachtungen“*, in: *Geschichtlichkeit und Aktualität. Studien zur deutschen Literatur seit der Romantik. Festschrift für Hans-Joachim Mähl zum 65. Geburtstag*, hg. v. Klaus-Detlef Müller u. a., Tübingen 1988, 113-137. Im folgenden zitiert als „Strack“.

<sup>8</sup> Christoph Jamme: *Geselligkeit und Absolutes Sein. Weisen des Anschlusses an Fichte im Umkreis der „Freien Männer“*, in: Henk Oosterling, Frans De Jong (Hgg.): *Denken Unterwegs. Philosophie im Kräftefeld sozialen und politischen Engagements. Festschrift für Heinz Kimmerle zu seinem 60. Geburtstag*, Amsterdam 1990, 87-108. Im folgenden zitiert als „Jamme“.

<sup>9</sup> Manfred Frank: *„Unendliche Annäherung.“ Zu den philosophischen Anfängen der Frühromantik*, Frankfurt a. M. 1997, 897-920. Im folgenden zitiert als „Frank“.

seiner Wissenschaftslehre von 1797 darlegt – bereits „ein besonders deutlich entwickeltes Bewußtsein hatte“ (Frank 919). Da Frank auch Schlegels Konzeption des „Wechselerweises“ oder „Wechselgrundes“ als Antwort auf dieses Problem rekonstruiert,<sup>10</sup> scheint damit die Nähe zwischen beiden verständlich zu werden. Und das Textmaterial bietet in der Tat eine Reihe von Belegstellen, die es erlauben, Schlegels Grundgedanken aus dem Herbst/Winter 1796 mit der Preisschrift Hülsens in Beziehung zu setzen. Es spricht vieles dafür, daß Hülsens Schrift Schlegel bei der Ausarbeitung seiner Philosophie und seiner (nach eigenem Verständnis) Überwindung Fichtes behilflich war.<sup>11</sup> In welchen Punkten also läßt sich die Zustimmung Schlegels zu Hülsen nachweisen, wann erfolgte sie, und wie kann man die Überlegungen beider zur Philosophiegeschichte charakterisieren?

### I. Jenaer Konstellationen 1796-1797

Der erste Hinweis einer Beschäftigung mit Hülsens Preisschrift findet sich in einem Brief Friedrich Schlegels an Novalis vom 10. März 1797, aus dem ebenfalls hervorgeht, daß den beiden Fichtes Buchexemplar zur Verfügung stand (vgl. *KFSA* 23, 349f.; weitere Belege bei Strack 115). Offenbar hatte Fichte selbst Schlegel, der mit ihm regelmäßig in Jena verkehrte, auf diese Schrift hingewiesen, zumal er auch öffentlich in seinen *Annalen des philosophischen Tons* Hülsens Werk „zur Erleichterung des Studiums der Wissenschaftslehre recht sehr empfehlen“ mochte.<sup>12</sup> Die *Annalen* erschienen im ersten Heft des fünften Bandes des *Philosophischen Journals* gegen Ende Februar,<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Vgl. Frank 858ff., sowie: „Wechselgrundsatz“. Friedrich Schlegels philosophischer Ausgangspunkt, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 50.1/2 (1996), 26-50. Siehe auch Ernst Behlers Position in dieser Frage: Friedrich Schlegel's Theory Of An Alternative Principle Prior To His Arrival in Jena (6. August 1796), in: *Revue internationale de philosophie. Numéro spécial: „Fondements philosophiques du premier romantisme allemand (Jéna 1796)“*, Vol. 50, Nr. 197.3 (1996), 383-402. Im folgenden zitiert als „Behler“.

<sup>11</sup> Vgl. meinen zweiteiligen Beitrag: Friedrich Schlegel über Wechselerweis und Ironie (Teil 1), in: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 6 (1996), 47-90; (Teil 2), in: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 7 (1997), 11-36. Ich knüpfe im folgenden an diese Überlegungen an, ohne sie noch einmal ausführlich zu wiederholen. Das Problem der Philosophiegeschichtsphilosophie gehört zu denjenigen Themengebieten, die dort ausgespart wurden.

<sup>12</sup> Johann Gottlieb Fichte: *Gesamtausgabe der Bayrischen Akademie der Wissenschaften*, hg. v. Reinhard Lauth u. a., Stuttgart-Bad Cannstatt 1964ff., Werkbd. 4, 317. Im folgenden zitiert als „Fichte-AA“.

<sup>13</sup> Das erste Heft des nun von Fichte und Niethammer gemeinschaftlich herausgegebenen *Philosophischen Journals*, in welchem neben den *Annalen des philosophischen Tons* auch Fichtes *Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre* (=

doch ist es wenig wahrscheinlich, daß Schlegel dieses gedruckten Hinweises bedurfte, um auf Hülsens Werk aufmerksam zu werden. Eine genauere Lektüre der ersten Hefte seiner *Philosophischen Lehrjahre* läßt es sogar bedenkenswert erscheinen, ob er nicht schon während der ersten Monate seines Aufenthalts in Jena, zwischen August und November 1796, über die Kenntnis der Preisschrift verfügte und ob nicht die ihm eigentümliche Art, Fichtes Wissenschaftslehre zu reformulieren, auch durch Hülsens Sprachgebrauch beeinflusst ist. Schlegels erste Aufzeichnungen zum „Wechselerweis“ könnten durchaus unter seinem Einfluß notiert worden sein, obschon er Hülsen selbst in Jena nicht mehr begegnete, da dieser nach dem Erscheinen seiner Schrift im April 1796 zu einer einjährigen Reise in die Schweiz aufgebrochen war.<sup>14</sup>

August Ludwig Hülsen ist 1765 in Premnitz bei Potsdam als Sohn eines Landgeistlichen geboren.<sup>15</sup> Neben vielen Punkten seiner Biographie liegt auch seine Jugend im dunkeln. 1790 immatrikulierte er sich an der theologischen Fakultät der Universität Halle, studierte unter anderem aber auch beim Begründer der modernen Altertumswissenschaft Friedrich August Wolf.<sup>16</sup> Dieses Studium scheint ihn nachhaltig geprägt zu haben. In den Erziehungsmethoden seiner Hauslehrerzeit bei Friedrich Baron de la Motte-Fouqué spielt die Orientierung an der Antike eine besondere Rolle (vgl. *Flitner* 19f.), und noch in seinem späteren Briefverkehr mit August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schleiermacher verbindet Hülsen seine Kritik am Christen-

---

sog. *Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre*, in: Johann Gottlieb Fichte: *Werke*, hg. v. Immanuel Hermann Fichte, Berlin 1971, Bd. 1, 415-449. Im folgenden zitiert als „*Fichte-W*“) enthalten ist, erschien in zwei Ausgaben sowohl bei Späth (Ende Februar) als auch bei Gabler (Anfang April 1797).

<sup>14</sup> Die erste Begegnung der beiden erfolgte am 25. November 1798, vgl. *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*. Nach Georg Waitz vermehrt hg. v. Erich Schmidt, 2 Bde., Leipzig 1913, Bd. 1, 479.

<sup>15</sup> Das Geburtsjahr läßt sich nur aus den Angaben seines Freundes Johann Georg Rist erschließen, vgl. Willy Flitner: *August Ludwig Hülsen und der Bund der freien Männer*, Jena 1913, 19. Im folgenden zitiert als „*Flitner*“.

<sup>16</sup> Das Datum seiner ersten Immatrikulation in Halle wird in den Anmerkungen der Kieler Matrikel belegt: „*atque jam Halae inscriptus anno 1790*“ (*Das Album der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665-1865*, hg. von Franz Gundlach, Kiel 1915, 155, Anm. 7. Im folgenden zitiert als „*MK*“). Im Anhang seiner Preisschrift finden sich „*Einige Bemerkungen über die Schrift des Hrn. Magister Beck in Halle: Einzigmöglicher Standpunkt, aus welchem die kritische Philosophie beurteilt werden muß (Riga 1796)*“. Jakob Sigismund Beck hatte in Königsberg bei Kant studiert, ehe er 1791 in Halle promovierte, habilitierte und zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Es ist durchaus möglich, daß Hülsen im Anhang seiner Schrift eine späte Auseinandersetzung mit einem seiner philosophischen Lehrer führt.



tum mit einer praktizierten Kosmos-Frömmigkeit nach antikem Vorbild, die freilich durch die Betonung individueller Freiheit stark moderne Züge trägt.<sup>17</sup> Offenbar scheint dieser Konflikt schon früh angelegt gewesen zu sein. Rist berichtet dazu:

„Kant und Plato lebten in ihm durch die höchste Einheit und in der lebendigsten Freiheit verbunden. [...] Seine Verwandten drangen in ihn, sich dem geistlichen Stande nun wirklich zu widmen; er, ein kräftiger und entschlossener Mann, ging dagegen wieder nach Halle, um der Philosophie und den alten Sprachen sein ganzes Leben zu widmen. Man drang in ihn, man drängte, man bedrohte ihn, und um sich diesen Verfolgungen zu entziehen und seiner freien Richtung folgen zu können, beschloß er aus Halle zu verschwinden, und langte so nach manchen Prüfungen 1793, unbekannt, unter dem Namen Hegekern in Kiel an, wo er, schon an Jahren vorgerückt, mehr ein Richter als ein Schüler, sich unter Reinholds Schüler mischte.“<sup>18</sup>

Johann Georg Rists Bericht aus seinen *Lebenserinnerungen* ist zwar nicht frei von Stilisierungen, dürfte aber weitgehend zutreffen. Nur die Jahreszahl ist falsch. Hülsen immatrikulierte sich am 18. Mai 1794, kurz nach Reinholds Ankunft in Kiel,<sup>19</sup> mittellos und unter einem falschen Namen als Franciscus Jacobus Hegekern aus Lüneburg „*gratis ob paupertatem*“ (MKi 155, Nr. 6732). Rückblickend bemerkte er lakonisch: „Mit einem fremden Namen und aus allen Verhältnissen herausgerissen ging ich im Jahre 94 in die Welt. Ich suchte Menschen und fand sie.“<sup>20</sup> Ein Jahr lang studierte er bei Karl Leonhard Reinhold, ehe er, vermutlich auf Empfehlung desselben, nach Jena wechselte.<sup>21</sup> Dort gehörte er schon bald zum engsten Vertrautenkreis Fichtes und wurde sogar von diesem in Abwesenheit zum Paten seines Sohnes Immanuel Hermann gewählt.<sup>22</sup>

<sup>17</sup> Vgl. z. B. den berühmten Brief an August Wilhelm Schlegel vom 14. Oktober 1803, in: *Flüner* 120.

<sup>18</sup> Johann G. Rist: *Lebenserinnerungen*, 2 Bde., hg. v. G. Poel, Gotha 1880, Bd. 1, 122. Im folgenden zitiert als „Rist“.

<sup>19</sup> Vgl. Peter Rohs: *Philosophie*, in: *Geschichte der Christian-Albrechts-Universität Kiel 1665-1965*, Bd. 5: *Geschichte der Philosophischen Fakultät*, Teil 1, Neumünster 1969, 9ff.

<sup>20</sup> *Briefe August Ludwig Hülsens, J. B. Vermehrens und Fritz Wicharts an Friedrich Schleiermacher* (= *Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin, Neue Folge* 8), Berlin 1913, 20. Im folgenden zitiert als „Briefe“.

<sup>21</sup> Die Jenaer Matrikel führt ihn am 18. Mai 1795 als „Franc. Hegekern, Brandenb. Mesomarchic.“, vgl. Matrikelverzeichnis der Universität Jena. 8. August 1788 bis 27. April 1797, erstellt durch das Jena-Projekt, Institut für Philosophie, Lehrstuhl II, Ludwig-Maximilians Universität München (Ms.).

<sup>22</sup> Vgl. Fichtes Brief an Berger vom 11. Oktober 1796, in: H. Ratjen: *Johann Erich von Berger's Leben. Mit Andeutungen und Erinnerungen von J[hohann] R[ist]*, Altona 1835, 21f., Anm.

Seit dem Wintersemester 1795-1796, in welchem Fichte zu ersten Mal sein Naturrecht vortrug,<sup>23</sup> kündigen sich aber auch schon die ersten Zweifel Hülsens an Fichtes Wissenschaftslehre an. Rist berichtet über Anzeichen einer Fichte-Kritik:

„Ein Conversatorium oder Disputatorium, das er [sc. Fichte] für seine Schüler hielt, verfehlte ich nicht zu besuchen; doch ich war dort mehr Zuhörer als Theilnehmer an Erörterungen, die Anfangs in meinem Kopfe noch sausend und betäubend wie ein Mühlrad umgingen, wenn von den speculativen Sätzen der Wissenschaftslehre, in der mir noch nicht geläufigen Formelsprache, einer oder der andere von einem Zuhörer in Anspruch genommen wurde. Hülsen zuckte die Achsel und meinte, das sei alles gut und schön, aber den rechten Nagel habe Fichte doch noch nicht getroffen.“ (Rist 1, 70)

Dieser Bericht besagt nicht viel, wenn sich nicht genauer angeben läßt, welchen Kritikpunkt Hülsen im Auge hatte. Er belegt jedoch, daß der enge Kontakt zu Fichte keineswegs eine spannungslose Übernahme des Fichteschen Gedankenguts bedeutete. Auch als Fichte später, im Herbst 1798, Hülsen nach seiner Rückkehr aus der Schweiz immerhin zu einer Dozentenstelle an der Philosophischen Fakultät Jenas verhelfen wollte, lehnte dieser wohl mit der Begründung ab: „Das Verhältniß der Gelehrten ist immer das am wenigsten natürliche; und die Forderung an uns, daß wir den übrigen Menschen ein Beispiel seyn sollen, kommt mir sozusagen närrisch vor.“<sup>24</sup> Daß sich seine Kritik am Gelehrtenstand auch und gerade gegen Fichte richtete, belegt ein weiteres Zitat aus einem Brief an Friedrich Schleiermacher vom 2. Oktober 1799:

„Das hatte ich ja immer gewünscht, wenn ich fast traurig und betrübt die Hand ihm [sc. Fichte] drückte und sein finstres Zimmer verließ. Zum Philosophieren gehört ein kindlicher Sinn der in reiner und anspruchloser Unbefangenheit sich offenbahret, und so die künstliche Abstraktion zugleich zur Wahrheit unsrer Gesinnungen macht. Wer diesen Sinn nicht geweckt und gebildet hat, der kann das Größte nicht geben und das Kleinste nicht nehmen und seine Philosophie erreicht weder die Wohnungen der Himmlischen, noch kommt sie von daher herab zu den Menschen.“ (Briefe 1f.)

<sup>23</sup> Eine (präliminarische) Edition einer Nachschrift dieser Vorlesung hat Michael Franz veröffentlicht. In seinem Vorwort finden sich weitere Zusammenhänge der Fichte-Rezeption dieser Monate erläutert, vgl. Michael Franz: *Johann Smidt und Fichtes erste Naturrechts-Vorlesung in Jena*, in: *Jahrbuch 1993/94 der Wittheit zu Bremen* (1994), 24-34.

<sup>24</sup> Brief an August Wilhelm Schlegel vom 6. August 1798, in: *Flitner* 98.

Doch ist es mit dieser Kritik an Fichtes Abstraktion und seiner neuen Aufgabenbestimmung des Gelehrtentums, wie er sie in seinen Vorlesungen vorgetragen hatte, nicht getan.<sup>25</sup> In Hülsens Preisschrift, die bereits in der zweiten Jahreshälfte 1795 geschrieben wurde,<sup>26</sup> muß ein argumentatives Potential enthalten sein, daß zu einer fundamentalen Kritik an Fichtes Denken Anlaß geben konnte. Die Einschätzungen der Preisschrift in den Jahren 1796-1797 weichen deutlich voneinander ab.

Wie der Vorrede seiner Abhandlung zu entnehmen ist, entfachte sich eine erste Diskussion bereits vor der Veröffentlichung im April 1796. Über eine direkte Stellungnahme Fichtes zu diesem Zeitpunkt ist nichts bekannt, aber eine Auseinandersetzung dürfte im engeren Kreis von Fichtes Schülern stattgefunden haben. Dies betrifft vor allem die studentische Gesellschaft „der freien Männer“,<sup>27</sup> mit dessen Mitglie-

<sup>25</sup> Sie findet sich allerdings auch nach der für Hülsen eigentümlichen Art des „Jonglieren[s] mit Wörtern“ (Frank 916, Anm.) in seiner Preisschrift ausgeführt: „Der Mensch soll *Er selbst*, er soll ein *Ganzes* seyn. In diesem liegt auch das *Gelehrte* seyn. Es ist also gewiß: soll es *Menschen* geben, so darf es keine *Gelehrte* geben, sondern dieser Name muß vor dem des Menschen verschwinden. Aber es ist auch gewiß, daß der Mensch, um dem praktischen Begriffe von ihm entsprechen zu können, seine Bestimmung *wissen* muß. In so fern ist es wahr, daß wenn der Mensch ein *Mensch* seyn soll, er vor allem die Anlage *zum Wissen* in sich entwickeln, und der Gelehrte oder Selbstdenker also der *wahre Mensch* seyn soll. Dann aber müssen die Gelehrten auch nur allein nach dem Prädicate *vernünftig* trachten, und *vor dem Menschen* in ihnen sich schämen, noch etwas anders als das seyn zu wollen.“ (Hülsen 50, Anm.)

<sup>26</sup> Die Datierung stützt sich auf Hülsens Angaben in der Vorrede. Dort heißt es: „Erst im Sommer vorigen Jahres [1795], da ich die Bekanntschaft mit dem neuesten philosophischen Versuche machte, und durch denselben auf meinem Standpunkt, wie ich glaube, vollkommene Haltung erhielt, rief ich die Idee dieser Prüfung wieder hervor, und versuchte ihre Ausführung. Aeussere Umstände verhinderten die frühere Bekanntmachung, welches jedoch meiner Absicht nichts wesentliches verschlägt.“ (Hülsen II) Etwas später übt Hülsen eine erste Selbstkritik: „nach einem Zwischenraum von mehreren Monaten – das Mskrpt war längere Zeit aus meinen Händen – würde ich nun manches besser und bestimmter vortragen, und manches andere dagegen gar nicht sagen.“ (Hülsen VIII f.) Die Vorrede datiert nach einem liturgischen Anfangswort (Vers 15 des Psalm 25) Oculi 1796, also in den protestantischen Ländern vier Sonntage vor Ostern, so daß das Manuskript wahrscheinlich Ende 1795, spätestens Anfang 1796 fertig gestellt war.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Flitner, Jamme sowie Felicitas Marwinski: „Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...“ Aus der Geschichte der Literarischen Gesellschaft der freien Männer von 1794/99 zu Jena, Jena, Erlangen 1992. Das Protokollbuch der Gesellschaft wurde erstmals von Paul Raabe ediert; vgl. *Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794-1799*, in: *Festgabe für Eduard Berend zum 75. Geburtstag am 5. Dezember 1958*, Weimar 1959, 336-383. Im folgenden zitiert als „Raabe“. Hülsen stand diesem Bund jedoch nur nahe und nahm lediglich am 7. März 1798 nachweisbar an ihren Sitzungen teil, vgl. Raabe 373.

dem Hülsen ein freundschaftliches Verhältnis verband. Johann Friedrich Herbart kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Stellung zu, der damals als „Fichte's erster Schüler“ (Rist 1, 57) galt und zu den philosophischen Wortführern des Bundes zu rechnen ist. Auch für Herbart bilden die „Monate von Januar bis März 1796 [...] aufgrund des Umgangs mit Berger, Hülsen, Gries und Rist den (menschlichen) Höhepunkt der Jenaer Zeit. Bis 12 Uhr nachts wurde gelesen, philosophiert und diskutiert.“ (Jamme 94) Daß dabei auch Hülsens Buchprojekt verhandelt wurde, ist sehr wahrscheinlich. Noch am Tag der Abreise von Hülsen und Erich von Berger<sup>28</sup> in die Schweiz hat Herbart die Gruppe bis Rudolstadt begleitet. Erich von Berger berichtet darüber in einem Brief an Johann Smidt vom 28. April 1796:

„Wir sind also unterwegs in die Schweiz, ich und Hegekorn [Hülsen], und haben hier einen halben Tag lang in dicke Regenwolken und Regengüsse mit traurigen Gesichtern hineingesehen. Herbart, Florte und Gries aus Hamburg den du auch durch unsere Freunde kennen wirst – sind mit uns; alle haben wir aber einigermassen die schwarze Farbe der Luft angenommen, nur Herbart nicht, der Hegekorn einen Fehdebrief so eben aufgesetzt hat über den *ersten Grundsatz* – Eben fällt aber ein Sonnenstrahl durch die Wolken – Noch heute Nachmittag gehts nach Schwarzburg, wo *in der Erinnerung geweihtem Heim viele Stunden wir schwelgen*, – Dir und mir und so vielen der Unsrigen.“<sup>29</sup>

In der Diskussion mit Hülsen und seinen Freunden arbeitete sich Herbart zu diesem Zeitpunkt selbst aus den Bahnen der Wissenschaftslehre hinaus und entwickelte eine Kritik am Grundsatzgedanken, die er später in einigen Abhandlungen zu Schellings Frühschriften niederlegte.<sup>30</sup> In einem Brief an Johann Smidt vom 27. Juni/1. Juli 1796 gesteht Herbart:

„Besonders bin ich für diesen Sommer stark beschäftigt, endlich mit der Wissenschaftslehre aufs reine zu kommen d. h. – im Vertrauen gesagt –

<sup>28</sup> Vgl. zu Ludwig und Erich von Berger *Frank* 900, Anm.; die Freundschaft zwischen Hülsen und Johann Erich von Berger aus Dänemark reicht in die Kieler Studienzeit zurück. Berger immatrikulierte sich dort am 15. April 1793 für das Studium der Kameralwissenschaft (*MKi* 152, Nr. 6629). Einer Anmerkung zufolge war er zuvor (seit 1791) in Göttingen eingeschrieben.

<sup>29</sup> Johann Friedrich Herbart: *Sämtliche Werke*, hg. v. Karl Kehrbach u. Otto Flügel, Langensalza 1887ff., [ND Aalen 1964], Bd. 16, 20. Im folgenden zitiert als „Herbart“.

<sup>30</sup> Ein genaueres Verständnis von Herbarts Fichte-Kritik, die hier nicht weiter verfolgt werden soll, steht immer noch aus, vgl. *Jamme* 93ff. und neuerdings Alfred Langewand: *Die Fichte-Lektüre des jungen Herbart (1796-1798)*, in: *Fichte-Studien* 12 (1997), 273-284.

mir selbst eine zu machen, denn, ob ich gleich ohne Fichte zu gar nichts gekommen seyn würde, so kann ich doch von seinem Buche, so wie es bis jetzt da ist, eigentlich nicht eine einzige Seite als reinen Gewinn für die Wahrheit ansehen.“ (*Herbart* 16, 28)

Herbart war es auch, der den Kontakt des Bundes mit Hülsen und Berger bewahrte. Das Protokollbuch verzeichnet für den 5. Mai 1796: „Hülsens Brief an seine Freunde wurde vorgelesen und dann der Abend mit einem fröhlichen Punsch beschlossen.“ (*Raabe* 365) Für den 20. Juli wird vermerkt:

„Herbart übergab der Gesellschaft: *die Prüfung der von der Berliner Akademie aufgegebenen Preisfrage: was hat die Philosophie seit Leibniz und Wolff geleistet* von August Ludwig Hülsen (ietzt in Zürich) nebst einem Briefe des Verfassers an die Gesellschaft, worin er sich ihr als Mitglied zu erkennen gab und um Beurtheilung seiner Schrift bat. Er läßt die G.[esellschaft] mehrere Beiträge hoffen.“ (ebd.)

Am 3. September hält Herbart einen Einführungsvortrag in Hülsens Werk, der im Winter 1796-1797 fortgesetzt wird (ebd. 368f.). Herbarts briefliche Stellungnahmen dieser Tage lassen erkennen, daß er Hülsens Abhandlung mit Schellings Frühschriften und eventuell auch mit dessen *Briefen über Dogmaticismus und Kriticismus* (1795-1796) in Zusammenhang bringt, weniger jedoch mit Fichtes Wissenschaftslehre selbst.<sup>31</sup>

Das Interesse einiger Bund-Mitglieder an Hülsens Preisschrift ist wohl vermittelt durch Herbarts Einführungen noch im April 1797 so groß, daß sie sich während eines Besuchs bei Friedrich Heinrich Jacobi in Eutin selbstverständlich auch nach seinem Urteil über Hülsen erkundigen, ohne allerdings eine eindeutige Antwort zu erhalten: „Wir suchten seine Meinung über Hülsen zu erfragen, er wich aus.“<sup>32</sup> Jacobis Zurückhaltung könnte eine Unsicherheit anzeigen, die sich bei der Lektüre von Hülsens Preisschrift einstellen kann: es ist in den Grundsatzfragen nur schwer zu erkennen, wo er genau von Fichte abzuweichen beginnt (vgl. *Frank* 898). Wer Fichtes bereits zitierte Vereinnahmung Hülsens aus den *Annalen des philosophischen Tons* gelesen hatte, konnte daher auch zur Identifizierung Hülsens mit Fichtes Programm neigen.<sup>33</sup>

<sup>31</sup> Vgl. *Herbart* 16, 31f. und 37: „Jetzt bin ich beschäftigt, Schelling und Hülsen, die ich noch immer für Eine Parthey halte, sorgfältig zu prüfen.“

<sup>32</sup> Johann Rudolf Steck: *Ein Besuch bei Jacobi im Jahre 1797*, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie*, Bd. XII, Neue Folge V. Bd. (1899), 504.

<sup>33</sup> Vgl. den noch unveröffentlichten Brief Johann Benjamin Erhards an Karl Leonhard Reinhold vom 21. Mai 1797, in: *Frank* 920.

Inwieweit nun Friedrich Schlegel und Hardenberg mit den internen Diskussionen des Bundes vertraut waren, läßt sich schwer abschätzen. Immerhin wohnte Friedrich Schlegel zusammen mit August Wilhelm und Caroline seit Michaelis 1796 im Döderleinschen Haus in der Leutragasse 5, in welchem auch Johann Friedrich Herbart untergekommen war,<sup>34</sup> und könnte – über die Begegnungen mit Fichte und zahlreichen Jenaer Professoren hinaus, neben den Gesprächen mit dem 1796-1797 durchreisenden Wilhelm von Humboldt<sup>35</sup> und möglichen Abenden im „Clubb“ der Professoren – ebenfalls an den samstäglichen Conversatorien Fichtes teilgenommen haben, in denen auch Einwände seiner Studenten und Hörer diskutiert wurden. Eine persönliche Bekanntschaft mit Herbart ist dagegen unwahrscheinlich. Herbart zeigt sich mit den Verhältnissen im Hause Schlegel nur unzureichend vertraut. In seinen Briefen bemerkt er einmal: „Die beyden Schlegel sind jetzt wol die thätigstens Recensenten für die A. L. Z. im ästhetischen Fache. Beyde halten sich jetzt hier auf; soviel ich weiss, sind sie hauptsächlich mit jenen Arbeiten beschäftigt.“ (*Herbart* 16, 47) Diese Einschätzung deutet nicht auf einen engeren Kontakt hin, zumal sie in dieser Form nur für August Wilhelm Schlegel zutreffend ist.

Novalis' Lektüre und Einschätzung Hülsens erfolgte erst im Frühjahr 1797 auf die Empfehlung Friedrich Schlegels hin. In seinem Tennstedter Journal notiert er: „[I]ch durchlas Hülsen, der mir außerordentlich gefiel.“<sup>36</sup> Und weiter: „Heute früh hab ich recht meine Freude an Hülsen gehabt, den ich gelesen und extrahirt. Es war mir unbeschreiblich wohl mit ihm und durch ihn.“ (*Novalis* 4, 41) Die Beschäftigung mit Hülsen scheint Novalis auch neue Einsichten in die Fichtesche Wissenschaftslehre zu gewähren:

„Gestern früh reiste der Kreisamtmann nach Stolberg. Ich arbeitete einige Stunden – packte ein – erhielt einen Brief von Schlegel und Woltmann – dann gieng ich hinunter, las in der römischen Geschichte – und schied Nachmittags um 1/2 4 Uhr v[on] Tennstedt. Ich gieng in Gedan-

<sup>34</sup> Vgl. Ute Fritsch: „Grundriß der berühmten Thüringischen Universitäts Stadt JENA an der Sale.“ – Ein Stadtplan von 1758 mit Eintragung der bedeutendsten Institutionen und Wohnhäuser, in: Friedrich Strack (Hg.): *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, Stuttgart 1994, 689-717.

<sup>35</sup> Vgl. Wilhelm von Humboldt: *Briefe an Karl Gustav von Brinckmann*, hg. u. erl. v. Albert Leitzmann, Leipzig 1939, 93.

<sup>36</sup> Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrichs von Hardenbergs*, hg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Zweite, nach den Handschriften ergänzte, erweiterte und verbesserte Auflage in vier Bänden und einem Begleitband, Darmstadt 1965, Bd. 4, 40. Im folgenden zitiert als „Novalis“.

ken herüber. Zwischen dem Schlagbaum und Grüningen hatte ich die Freude den eigentlichen Begriff vom Fichtischen Ich zu finden. Den Tag über war ich sehr lüstern – Eine Stimmung die mich auch bis heute verfolgte. Den heutigen Morgen verbrachte ich ziemlich schläfrig – doch konnte ich Einiges denken und im Hülsen lesen.“ (ebd. 41f.)

Es spricht einiges dafür, daß sich Novalis die Hülsensche Preisschrift vor allem auf dem Hintergrund der philosophischen Hefte Schlegels angeeignet hat, die ihm Mitte Dezember 1796 übergeben worden waren.<sup>37</sup> Der Lektüre der Hefte folgten weitere Diskussionen Mitte Januar 1797 (vgl. *KFSA* 23, 341f.). Novalis betont vor allem die Parallelen zwischen Hülsen und Schlegels im Entstehen begriffener Grundlehre. Am 14. Juni schreibt er diesem: „Mit Fichten hast Du ungezweifelt recht – ich rücke immer mehr in Deinen Gesichtspunct seiner WL.[Wissenschaftslehre] hinein. [...] Hülsen, Schelling und Fichte nezessitiren Dich. Hülsen ist Deinem Gesichtspunct am nächsten – aber so schwerfällig.“ (*KFSA* 23, 372)

Offenbar besitzt Hülsens erster Beitrag zur philosophischen Frühromantik ein intellektuelles Potential, das zu ganz unterschiedlichen Stellungnahmen Anlaß geben konnte: Sein Freund Herbart sieht ihn in einer Partei mit Schelling. Johann Benjamin Erhard und eventuell auch Friedrich Heinrich Jacobi identifizieren die Preisschrift mit Fichtes Wissenschaftslehre selbst. Novalis schließlich begreift ihn im Zusammenhang mit der Grundlehre Friedrich Schlegels.

## II. Geschichten der reinen Vernunft

Hülsens Preisschrift versucht eine Antwort zu geben auf die Preisaufgabe der Preussischen Akademie der Wissenschaften, welche Fortschritte die Metaphysik nach Leibniz und Wolff gemacht hat. Diese Frage wurde 1788 ausgeschrieben, der erste Abgabetermin sollte 1792 sein, er wurde aber aus Mangel an Einsendungen bis 1795 verlängert. Schon in der Aufgabenstellung kündigt sich ein neues Bewußtsein für die Historizität der philosophischen Grundsatzfragen an, das vor allem durch das Erscheinen von Kants ersten Kritiken geschärft worden ist. Kant selbst hatte seine Untersuchungen zur Kritik der reinen Vernunft

<sup>37</sup> Das Treffen zwischen Novalis und Schlegel, an dem philosophische Hefte übergeben wurden (vgl. *KFSA* 23, 339f.), scheint nicht Anfang, sondern Mitte Dezember 1796 erfolgt zu sein. In den *Jenaischen Wöchentlichen Anzeigen* Nr. 100, Mittwoch, den 21. Dezember 1796, wird „Hr. von Hardenberg aus Weißenfels“ in der Rubrik „Anzeige einiger Personen, welche hier angekommen oder durchpassirt“ aufgeführt. In der vorherigen Anzeige vom 9. Dezember 1796 fehlt ein entsprechender Eintrag. Das Treffen muß also zwischen dem 9. und 21. Dezember erfolgt sein.

mit historischen Erörterungen eingerahmt und damit Anlaß zur Vertiefung gegeben.<sup>38</sup> Gleich auf den ersten Seiten der *Kritik der reinen Vernunft* entwirft er ein Modell des philosophiegeschichtlichen Verlaufs, in dem sein eigener Kritizismus als Vermittlung zwischen dogmatischen und skeptischen Formen der Philosophie erscheinen sollte (vgl. KrV A IXff.). Und sein Werk schließt in der transzendentalen Methodenlehre mit einem bezeichnernderweise „Die Geschichte der reinen Vernunft“ überschriebenen Kapitel, welches jedoch nur Andeutungen liefert, die Vermittlung zwischen systematischem Anspruch und historischer Entwicklung zu denken:

„Dieser Titel steht nur hier,“ schreibt Kant, „um eine Stelle zu bezeichnen, die im System übrigbleibt, und künftig ausgefüllt werden muß. Ich begnüge mich, aus einem bloß transzendentalen Gesichtspunkte, nämlich der Natur der reinen Vernunft, einen flüchtigen Blick auf das Ganze der bisherigen Bearbeitungen derselben zu werfen, welches freilich meinem Auge zwar Gebäude, aber nur in Ruinen vorstellt.“ (KrV A 852)

In einem flüchtigen Abriß bietet er Klassifikationsmöglichkeiten philosophischer Systeme nach Ansehung des Gegenstandes, des Ursprungs reiner Vernunftkenntnis und ihrer Methode an, ohne sich natürlich mit Einzelheiten des historischen Verlaufs zu beschäftigen (KrV A 853ff.)

Damit wurde eine Diskussion eröffnet, die auch unabhängig von der Akademiefrage weite Kreise zog und in den Philosophiegeschichten der Folgezeit berücksichtigt werden mußte.<sup>39</sup> Als Beispiel dafür seien hier nur Karl Heinrich Heydenreichs *Einige Ideen über die Revolution in der Philosophie bewirkt durch Immanuel Kant* von 1791 angeführt.<sup>40</sup> Heydenreich, der seit 1785 Magister, später bis

<sup>38</sup> Vgl. Hermann Lübbe: *Philosophiegeschichte als Philosophie. Zu Kants Philosophiegeschichtsphilosophie*, in: *Einsichten. Gerhard Krüger zum 60. Geb.*, Frankfurt a. M. 1962, 204–229.

<sup>39</sup> Vgl. Lucien Brauns materialreiche *Geschichte der Philosophiegeschichte*, übers. von Franz Wimmer, bearb. und mit einem Nachwort versehen von Ulrich Johannes Schneider, Darmstadt 1990. Im folgenden zitiert als „Braun“.

<sup>40</sup> Karl Heinrich Heydenreich: *Einige Ideen über die Revolution in der Philosophie, bewirkt durch Immanuel Kant, und besonders über den Einfluß derselben auf die Behandlung der Geschichte der Philosophie*, in: *Agapisto Cromaziano: Kritische Geschichte der Revolutionen der Philosophie in den drey letzten Jahrhunderten*, 2 Theile, übers. und mit prüfenden Anmerkungen und einem Anhang versehen von K. H. Heydenreich, Leipzig 1791, Teil 2, 213–232. Im folgenden zitiert als „Ideen“. Siehe zum Kontext auch: Horst Schröpfer: *Der Entwurf zur Erforschung und Darstellung einer evolutionären Geschichte der Philosophie von Wilhelm Gottlieb Tennemann*, in: Friedrich Strack (Hg.): *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, Stuttgart 1994, 214–230.



1798 Professor der Philosophie in Leipzig war, gehört zu den wichtigeren Lehrern aus Friedrich Schlegels Studienzeit. Schon früh dürfte Schlegel durch ihn auf Fragen der philosophischen Philosophiegeschichte aufmerksam geworden sein. Auch wenn Heydenreich in seinen *Ideen* an einer Rehabilitation von Christian Wolff und Christian August Crusius gelegen ist (*Ideen* 220ff.), so doch nur deswegen, um die Verdienste der vorkantischen und besonders Leipziger Philosophie durch die von Kant bewirkte Revolution nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Im Grunde ist auch er davon überzeugt, daß sich der Zustand der Philosophie vor Kant durch eine Reihe von Symptomen auszeichnete, die nun durch die wahre Philosophie beseitigt werden:

„Die auffallendsten darunter: 1) Grundlosigkeit und Inkonsequenz im Innern eines jeden so gebildeten Systems; 2) Abweichungen und Widerstreit der Systeme gegen einander; 3) Unvereinbarkeit derselben mit dem Leben und den gemeinen aber nothwendigen und natürlichen Ueberzeugungen der Menschheit; 4) gänzlicher Mangel eines bestimmten Begriffes der Philosophie.“ (ebd. 218)

Die kantische Revolution habe auch Auswirkungen auf die philosophiehistorische Methodik, denn eine Philosophiegeschichte könne entweder „1) bloß referierend und hermeneutisch, oder 2) pragmatisch behandelt werden.“ (ebd. 229f.) Im ersten Fall handelt es sich um reine Doxographie, im zweiten Fall müsse Ursprung und Ausarbeitung des Systems genetisch entwickelt werden, „nach allen Ursachen und Verhältnissen, welche darauf Einfluß haben konnten,“ und das Ganze eines Systems und seine Teile müssen nach Prinzipien geprüft werden (ebd. 230). Eine pragmatische Philosophiegeschichte in diesem Sinne sei solange unmöglich zu verfassen gewesen, wie es an einem vollkommenen Begriff der Philosophie gefehlt habe, d. h. sie ist erst durch Kants Vernunftkritik überhaupt möglich geworden.

Heydenreichs Überlegungen sind darin beispielhaft, daß sie die Abhängigkeit der Philosophiehistorie vom vorausgesetzten Philosophiebegriff in Gegenstand und Methode klar erkennen. Jede Philosophie hat ihre eigene Art der Vermittlung mit der Geschichte. Die Geschichtsfrage ist unlösbar mit der Grundsatzfrage verbunden. Und gerade darin muß sich die Tragfähigkeit eines Grundgedankens der Philosophie erweisen, daß ihm seine eigene Geschichtlichkeit nicht zum Verhängnis wird. Die Einsicht in diesen Zusammenhang gab auch der Akademiefrage ihre Brisanz, forderte sie doch nicht nur zu einer doxographischen Übersicht der Geschichte seit Leibniz, sondern zu einer Stellungnahme gegenüber den Fortschritten der kritischen Philosophie im ganzen auf.

Neben Kant, dessen eigene Antwort allerdings erst 1804 aus dem Nachlaß publik gemacht wurde, stellten sich dieser Herausforderung Salomon Maimon, Daniel Jenisch sowie die späteren Preissgewinner Johann Christoph Schwab, Karl Leonhard Reinhold und Johann Heinrich Abicht (vgl. *Braun* 237ff.).<sup>41</sup> Besonderes Interesse verdient in unserem Zusammenhang die Reinholdsche Preisschrift, zumal Hülsen, dessen Beitrag erst erschien, als der Preis schon vergeben war, gerade zu der Zeit bei Reinhold studierte, da dieser an der Abfassung seiner eigenen Abhandlung gearbeitet hat. Reinholds Werk datiert den 19. Mai 1795,<sup>42</sup> wurde also erst wenige Tage vor Hülsens Immatrikulation in Jena beendet.

Reinholds Beitrag ist von großer Zurückhaltung, vergleicht man ihn mit dem Prinzipieneifer seiner ersten Schriften. Die Folgen der in letzter Zeit rekonstruierten Grundsatzwende sind erkennbar.<sup>43</sup> Friedrich Schlegel, der diese Diskussion genauestens verfolgt hat, kommentiert sie auf seine Weise im 295. Fragment des *Athenäum*: „Auf die berühmte Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Metaphysik sind Antworten jeder Art erschienen: eine feindliche, eine günstige, eine überflüssige, noch eine, auch eine dramatische, und sogar eine sokratische von Hülsen.“ (*KF-SA* 2, 214, 295) Es ist gut möglich, daß er bei der „dramatischen“ Preisschrift die Reinholdsche im Auge hatte, denn Reinhold, der für sich selbst den Standpunkt des „Zuschauers“ einnehmen will (*Preisschriften* 178), geht von der Voraussetzung aus: „Es sind [...] genau so viele und so verschiedene Antworten auf [die Preisfrage] möglich, als Partheien wirklich und denkbar sind.“ (ebd. 177) Er inszeniert daher eine Abfolge von Monologen der verschiedenen Systeme, die er im Anschluß an Kant in *kritische* und *nichtkritische* Philosophien aufteilt. Den nichtkritischen Part teilen sich die *Skeptiker* und *Dogmatiker*. Von der weiteren Aufgliederung der dogmatischen Positionen sei hier abgesehen.

<sup>41</sup> Siehe Lutz Geldsetzer: *Die Philosophie der Philosophiegeschichte im 19. Jahrhundert. Zur Wissenschaftstheorie der Philosophiegeschichtsschreibung und -betrachtung*, Meisenheim am Glan 1968.

<sup>42</sup> Königliche Preussische Akademie der Wissenschaften (Hg.): *Preisschriften über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnizens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht? Von Johann Christoph Schwab, Karl Leonhard Reinhold und Johann Heinrich Abicht*, Berlin 1796, 254. Im folgenden zitiert als „*Preisschriften*“.

<sup>43</sup> Vgl. Dieter Henrich: *Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795)*, Stuttgart 1992, 114ff.; Marcelo Stamm: *Das Programm des methodologischen Monismus – Subjekttheoretische und methodologische Aspekte der Elementarphilosophie K. L. Reinholds*, in: *Neue Hefte für Philosophie* 35 (1995), 18-31; *Frank* II. Teil: 7.-24. Vorlesung.

Dieses Verfahren hat einen entscheidenden Vorteil, indem es Reinhold erlaubt, sich immanent mit dem philosophiehistorischen Standpunkt des jeweiligen Philosophietyps auseinanderzusetzen. Nicht zufällig trägt seine Arbeit jedoch auch ein programmatisches Motto aus Francis Bacons *Novum Organum*: „*Inter errores oppositos errandi causae sunt fere communes.*“ (ebd. 171) Der größere Kontext dieses Zitats lautet:

„Freilich fehlte es auch nicht an solchen, die mit kühnerem Mut alles von neuem anpackten und mit ungestümem Geist das Frühere niederrissen und über den Haufen warfen, um sich und ihren Meinungen Platz zu schaffen; doch auch mit solchem Aufruhr ist man nicht weit vorangekommen; denn sie strebten ja gar nicht danach, die Philosophie und Künste durch Tat und Werk zu erweitern, sondern nur die Meinungen zu wechseln und die Herrschaft über diese Meinungen an sich zu reißen, doch ohne nennenswerten Erfolg, da für die entgegengesetzten Irrtümer die Gründe fast entsprechend sind.“<sup>44</sup>

Im achten und letzten Abschnitt müßte Reinhold gemäß seiner Ausgangsprämisse, daß jede Philosophie zwangsläufig über eine ihr eigentümliche Konstruktion der Geschichte verfügt, seinen Gründe und Gegen Gründe abwägenden neutralen Zuschauerplatz verlassen, doch bleibt es bei einer zwölf Punkte langen, summarischen Diskussion der Vor- und Nachteile, die zwar der kritischen Philosophie verpflichtet ist, jedoch auf einen historischen Selbsterweis verzichtet. In der Reflexion auf den Widerstreit, den er inszeniert hatte, bleibt er eine positive Vermittlung und Formulierung seines Standpunkts schuldig.<sup>45</sup>

### III. Hülsens und Schlegels Gesichtspunkt der Wissenschaftslehre

Angesichts dieser Unentschiedenheit seines Kieler Lehrers mag es nicht verwundern, daß Hülsen, der in der Vorrede seiner Preisschrift bekennt, sich schon lange (seit 1792) mit diesem Thema beschäftigt zu haben, es versucht, nun in Jena eine positive Antwort auf dieses Problem zu finden. Fichte selbst hatte historische Überlegungen nur gelegentlich in seinen eher populären Schriften angedeutet (vgl. *Fich-*

<sup>44</sup> Francis Bacon: *Neues Organon*, lat.-dt., 2 Bde., hg. und mit einer Einl. von Wolfgang Krohn, Hamburg 1990, Bd. 1, 21ff. [im lat. Text: *Praefatio* 128]

<sup>45</sup> Diesen hatte er zuvor in seiner grundsatzphilosophischen Phase bestimmter vorge tragen: Karl Leonhard Reinhold: *Über den Begriff] der Geschichte der Philosophie. Eine akademische Vorlesung*, in: *Beyträge zur Geschichte der Philosophie*, hg. v. Georg Gustav Fülleborn, 1. Stück (1791), 5-35.

te-W 6, 326ff.),<sup>46</sup> zur Akademiefrage und d. h. zum historischen Ab-solutheitsanspruch seiner eigenen Philosophie jedoch nicht Stellung genommen. Gerade der Aufgabe, das partiell Vernünftige auch der Systeme zu begreifen, die dem eigenen widersprechen, hatte sich Fichte in der Ausarbeitung seines Begründungsgedankens nicht gestellt. Eher konnte der Eindruck erweckt werden, den Friedrich Schlegel in seiner Rezension des Niethammerschen Journals formulierte:

„Der einzige Anfang und vollständige Grund der *Wissenschaftslehre* ist eine *Handlung* [...]. Wer diese freie Handlung nicht zu handeln vermag, ist aus dem Umkreis der *Wissenschaftslehre* ausgeschlossen; und es ist ein wesentlicher Satz der Fichtischen Philosophie: „Es ist eben so wenig notwendig, daß alle Menschen Philosophen seien, als es notwendig ist, daß sie Dichter, oder Künstler seien.““ (KFSa 8, 28)

Und er fährt mit einer Bemerkung fort, die gleichzeitig als Beispiel seines Ironie-Verständnisses gelesen werden kann:

„Man könnte leicht aus den häufig veranlaßten Streitigkeiten des Wissenschaftslehrers, (die doch nur aus persönlicher Notwehr, nicht aus Antipathie, wie bei Schelling<sup>47</sup>, zu entspringen scheinen) einen Fehlschluß auf eine charakteristische Streitsucht der *Wissenschaftslehre* selbst machen. Es ist aber so wenig im Geist derselben zu polemisieren, daß vielleicht schon jede Erwähnung fremder Philosopheme, sei es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihr eine Episode ist. Rez. wünscht, daß sie künftig einmal rein von allen solchen populären Beimischungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgestellt werden möge; und daß jede zu erwartende neue Darstellung derselben sich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem sich die bisherige Darstellung nur zu sehr gerichtet hat.“ (S. 305.)<sup>48</sup>“ (KFSa 8, 28f.)

Das Defizit einer pragmatischen Reflexion auf den gegenwärtigen und historischen Standpunkt des eigenen Philosophierens wird hier in

<sup>46</sup> Siehe Klaus-Michael Kodalle: *Fichtes Wahrnehmung des Historischen*, in: Wolfram Högere (Hg.): *Fichtes Wissenschaftslehre 1794. Philosophische Resonanzen*, Frankfurt a. M. 1995, 183-224.

<sup>47</sup> Dies ist vermutlich eine Anspielung auf Schellings *Antikritik* gegen Johann Benjamin Erhards Rezension seiner Schrift *Vom Ich als Princip der Philosophie* (1795). Die *Antikritik* war am 10. Dezember 1796 in der A. L. Z. erschienen, vgl. dazu: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Historisch-Kritische Ausgabe*, hg. von Hans Michael Baumgartner, Wilhelm G. Jacobs, Hermann Krings und Hermann Zeltner, Stuttgart 1982, Bd. 3, 177ff. Im folgenden zitiert als „Schelling“.

<sup>48</sup> Schlegel zitiert hier aus Fichtes *Vergleichung des vom Hrn Prof. Schmid aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre*, in: *PhJ* 3. Bd., 4. H., (1796), 367-320.

mehrfacher Form bloßgelegt. Nicht nur fordert Schlegel in einer ironischen Übernahme der Fichteschen Absichten etwas, von dessen Unmöglichkeit er selbst überzeugt ist, sondern versucht zugleich den polemischen Charakter Fichtes aus dessen *mystischem* Ansatz herzu-leiten.<sup>49</sup> Wer die ursprüngliche Handlung nicht nachvollziehen kann, wird aus dem Umkreis der Wissenschaftslehre ausgeschlossen.

Wie wichtig Schlegel dieser Ansatzpunkt seiner Kritik an Fichte war, ließe sich durch eine Reihe von Belegen erhärten, von denen aber hier nur ein besonders exemplarischer angeführt sei. Im 316. Fragment des *Athenäum* heißt es: „Für Empiriker, die sich auch bis zum Streben nach Gründlichkeit und bis zum Glauben an einen großen Mann erheben können, wird die Fichtische Wissenschaftslehre doch nie mehr sein als das dritte Heft von dem *Philosophischen Journal*, die Konstitution.“ (KFSA 2, 219, 316) Bereits kurz nach Erscheinen des dritten Heftes, im Mai 1797, machte Schlegel Novalis darauf aufmerksam: „Hier liebster Freund, ist das IIIte Heft vom Phil[osophischen] Journal, in welchem ein sehr interessanter Aufsatz von unserm F[ichte] im Notizenblatt steht.“ (KFSA 23, 367) Im angesprochenen Notizblatt finden sich zwei Beiträge der Herausgeber, deren zweiter wohl wichtiger ist als der erste. Er trägt den umständlichen Titel: „*Untersuchung, ob in der, im I.[ntelligenz]Bl.[att] d.[er] A.L.Z. üblichen, Form, in den Streitigkeiten der Schriftsteller etwas ausgemacht werden könne: Nebst einem Vorschlage an das Publicum, wie in diesem unserm Notizenblatte den Inconvenienzien jener Form abgeholfen werden solle.*“ (Fichte-AA 4, 343-355) Im Laufe seiner Ausführungen zeigt sich immer deutlicher ein Widerspruch zwischen Fichtes systematischem Anspruch und der Art und Weise der Mitteilung seiner Philosophie. Einerseits gilt: „Die Streitigkeiten von der gelehrten Art müssen zu *Ende* gebracht werden, [...], d. i. es muß *eine* klare, jedem, dem etwas von ihr bekannt worden, einleuchtende Entscheidung, gegen welche nichts weiter vorzubringen sey, darüber im Publicum niedergelegt werden.“ (ebd. 344) Dies folgt aus dem universellen Anspruch prinzipieller Reflexionen: „Ist nur überhaupt Eine Vernunft, so ist über jeden Streit Entscheidung möglich, die für alle Vernunft gilt.“ (ebd.) Andererseits aber verhält es sich mit den Streitigkeiten der Gelehrten nicht so wie mit denen des Bürgers, da es keinen privilegierten Richter der Vernunft geben kann. Fichte folgert daher:

„Sonach leben die Schriftsteller theils der Natur der Sache nach, im NaturZustande, theils werden sie durch den Staat, auch da, wo jene es nicht

<sup>49</sup> Vgl. zum folgenden meinen in Anm. 11 genannten Aufsatz, Teil 1, 63ff.

fodert, in denselben zurückgestoßen: die Obrigkeit hilft ihnen nicht, jeder muß sich selbst helfen, und sich sein Recht verschaffen, so gut er kann. Was sind nun zu dieser nothgedrungenen Selbstvertheidigung für Anstalten vorhanden?“ (ebd. 245)

Wie Schlegel in seiner Rezension richtig bemerkt, nimmt Fichte für sich ein Notwehrrecht in Anspruch. Doch bleibt unklar, aufgrund welcher Argumente über die Rechtmäßigkeit seines philosophischen Prinzips entschieden werden soll, wenn die am Streit beteiligten Parteien von Fichte darauf festgelegt werden, zunächst einmal jene *mystische* Anfangshandlung zu vollziehen, über deren Sinn und Rechtmäßigkeit ja erst verhandelt werden soll. Nicht die Unterscheidung zwischen Philosophen und Unphilosophen, Kritikern und Dogmatikern selbst, sondern die Art und Weise dieser Grenzziehung steht offenbar für Schlegel in Frage. Es geht um eine *methodologische Korrektur mit Folgen*.

Dieser Perspektivenwechsel von einer immanenten Einstellung gegenüber der Wissenschaftslehre zu einem historischen, den Widerstreit derselben mit anderen Systemen reflektierenden Standpunkt könnte durch die Kenntnis der Jenaer Grundsatzskepsis notwendig geworden sein. War doch eine durchaus berechtigte Kritik von Niethammer, Weißhuhn, Erhard und auch Schelling (in seinen *Briefen* von 1795-1796) vorgetragen worden (vgl. *Frank*). Und dem Anschein nach kam es auch schon bei der ersten Begegnung mit Fichte zu einer Kontroverse über die geschichtliche Reflexion auf die Grundlagen seiner Philosophie (vgl. *KFSA* 23, 333). Schlegel versuchte dafür zu argumentieren, daß „auch die Wissenschaftslehre selbst den historischen Stoff und historischen Geist gar nicht entbehren [könne]; gleich beim ersten Schritt.“ (*KFSA* 18, 520, 20) Darüber hinaus aber könnte ihn Hülsens Preisschrift in seiner historischen Betrachtungsweise bestärkt haben.<sup>50</sup> Da Fichte bereits seit der ersten Diskussion mit Friedrich Schlegel um dessen historisches Interesse wußte, ist es auch nicht unplausibel, daß er ihn frühzeitig auf dieses Werk hinwies. Hülsen nahm sich immerhin in seinem Sinne eines Themas an, zu dem er selbst nichts Umfangreicheres ausgearbeitet hatte. Schlegels erste Erwähnungen Hülsens stammen aus dem Frühjahr 1797, doch

<sup>50</sup> Vgl. zu Schlegel: Ernst Behlers *Einleitung* in Band 8 der *Kritischen Ausgabe*, *KFSA* 8, LXXXf.; Hans Dierkes: *Literaturgeschichte als Kritik. Untersuchungen zu Theorie und Praxis von Friedrich Schlegels frühromantischer Literaturgeschichtsschreibung*, Tübingen 1980; Klaus Behrens: *Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie (1794-1808). Ein Beitrag zur politischen Romantik*, Tübingen 1984; zu Hülsen: *Flitner* 26-45, *Braun* 306ff..

schon vorher lassen sich eine Reihe von strukturellen und sprachlichen Übereinstimmungen in ihren Aneignungen der Wissenschaftslehre ausmachen.

Hülsens Schrift gliedert sich in eine Reihe komplizierter und verschachtelter Überlegungen. In einer längeren Einleitung (*Hülsen* 3-34) wird die Fichtesche Urteilstheorie der thetischen, antithetischen und synthetischen Urteile<sup>51</sup> in einer bewußten Gleichsetzung von genetischem und geltungstheoretischem Verständnis als Schritte in der menschlichen Bewußtwerdung gedeutet. So begreift Hülsen das thetische Urteil ( $A = A$ ) als ersten Schritt, der „nothwendig den ganzen empirischen Progressus, bis hin zum reinen Urquell alles unsers Wissens“<sup>52</sup> bedingt (ebd. 15). Diese Analyse wird bis zu dem Resultat weitergeführt, daß die Geschichte der Philosophie die „Wissenschaft von der *werdenden* Wissenschaft“ sei (ebd. 24). Jetzt erst kann die eigentliche Prüfung erfolgen, die nach einer erneuten Einleitung zur konkreten Preisaufgabe der Akademie (ebd. 35-42) zweigeteilt vorgetragen wird: zunächst (I.) wird die Frage „Was hat die Metaphysik seit Leibniz und Wolf für Progressen gemacht?“ als eine Preisfrage der Akademie beurtheilt (ebd. 42-73), sodann (II.) als eine „nothwendige Aufgabe der Vernunft“ (ebd. 74-167). Deswegen analysiert Hülsen ausgiebig die Struktur des Fragens selbst als Handlung der Vernunft (ebd. 74-111). Im Anschluß wird erst das *Was*, das Zubestimmende der Frage verfolgt, dann das *Wie*,<sup>53</sup> bis endlich, auf Seite 156, der absolute Standpunkt der Wissenschaftslehre Fichtes aus der Handlung des Fragens selbst gewonnen wird: „Wir haben durch die Wissenschaftslehre den gegenwärtigen Zeitpunkt als den Punkt der Philosophie als Wissenschaft bestimmt.“ (ebd. 166) Während es anfangs so erschien, als würde die Philosophie stets eine *werdende* Wissenschaft bleiben müssen, zeigt sich nach vollendeter Analyse, daß es sich dabei selbst nur um eine vorläufige Stufe der Selbsterkenntnis handelte. Die vorangegangenen Epochen können nun, nachdem der Begriff der Wissenschaftslehre gewonnen ist, als in sich vernünftige, aber relative Stufen auf dem Weg zur vollständigen Selbsterkenntnis gedeutet werden: „Die Vernunft *als* Vernunft, kann durchaus nicht anders, als in die Vergan-

<sup>51</sup> Die Hülsensche Urteilstheorie entspricht derjenigen Fichtes (vgl. *Fichte-W* 1, 114ff.) und Schellings (vgl. *Schelling* 2, 148ff.). Auch Schlegel übernimmt sie in seinen *Philosophischen Lehrjahren*, vgl. *KFSA* 18, 510f., 60.

<sup>52</sup> Vgl. die Formulierung Schlegels: „Der Anfang der Philosophie ist ein Begriff. Aber der Urquell des Wissens ist weder eine Sache noch ein Begriff, sondern eine *Handlung*.“ (*KFSA* 18, 519, 2)

<sup>53</sup> Vgl. Schlegels bekannte Notiz: „WAS kann ich wissen? ist nur die eine Hälfte d[es] Problems; die andere Hälfte ist; WIE kann ich wissen?“ (*KFSA* 18, 7, 33).

genheit zurückzugehen und sich selbst aufzusuchen. Nur dadurch erst erhält sie ihren bestimmten Standpunkt, denn sie lernt den Menschen begreifen, wie er durch alle Stufen seines Werdens zum endlichen Daseyn hervorging.“ (ebd.; vgl. *KFSA* 8, 18) An dieses Resultat schließt sich im Anhang eine umfangreiche Rezension von Sigismund Beck's *Einzigmöglicher Standpunkt* (Riga 1796) (ebd. 168-212).

Bei allen dialektischen Selbstüberbietungen Hülsens, die im einzelnen zu verfolgen ein – wie bereits Novalis bemerkte – „schwerfälliges“ Geschäft ist, gibt sich doch die transzendente Ironie seiner Preisschrift, die Schlegel als das „Sokratische“ an ihr schätzte (vgl. *KFSA* 2, 160, 108; 214, 295), in der analytischen Anlage seines Werkes zu erkennen. Die Aufgabe als bloße Preisaufgabe zu betrachten, heißt z. B. sie für unbeantwortbar zu halten, da sie nicht durch einen „geheimen Ausschuß“ entschieden werden kann, sondern vom in sich zerstrittenen Publikum beantwortet werden muß (*Hülsen* 44):

„Erwartet demnach die Akademie *Erstlich*: eine der Preisfrage wirklich entsprechende Antwort von den streitenden Partheien; so widerspricht sich die Aufgabe auch nothwendig selbst. Erwartet sie aber *Zweitens* – eine solche Antwort als ein Resultat des gesammten Widerstreits, und folglich vom *Einverständnis*, so muß sie sich nothwendig mit ihrer Preisfrage an die glücklichen Zeiten der Zukunft wenden, wo dieses Einverständnis *wirklich*, aber darum auch die Preisaufgabe zusammt der Akademie *unnöthig* seyn wird. In beiden Fällen ist also die öffentliche Ausstellung der Preisfrage widersprechend.“ (ebd. 44f.)

Erst die Reflexion auf das gemeinsame Wissenwollen – wer „fragt, will irgend etwas wissen“ (ebd. 100) – und das Faktum des Widerstreits ermöglicht es, einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt zu finden. Hülsen argumentiert für diese Vermittlung von Antinomie und Vereinigung (vgl. *Jamme* 90) folgendermaßen:

„Getheilte Partheien aber können, *als solche*, allein nur darüber einig seyn, daß sie wirklich *nichteinig* sind, folglich *daß* sie getheilt sind. Sind sie nun dadurch unter einander getheilt: daß eine jede aus einem andern Gesichtspunkt die Philosophie als Wissenschaft behauptet; so sind sie darin also schlechthin und nothwendig vereinigt, *daß die Philosophie eine Wissenschaft seyn solle*. Hierdurch wird also das Streben aller ein *gemeinschaftliches* Streben der Vernunft überhaupt.“ (ebd. 138)

Seit seiner Rezension des *Woldemar*<sup>54</sup> und den ersten Heften der *Philosophischen Lehrjahre* bezeichnete Schlegel für einige Zeit das me-

<sup>54</sup> Ernst Behler verlegt die Niederschrift der Rezension, in welcher Schlegels „Wechselerweis“ dem Worte nach das erste Mal greifbar wird, in die Zeit seines ersten Wiedersehens mit Novalis zwischen Freitag, den 29. Juli, und Samstag, den 6. Au-



thodische Rechtfertigungsverfahren seiner philosophischen Grundlegung, mit der er Fichte zu überwinden beabsichtigte, als „Wechselerweis“: „In meinem System ist der letzte Grund wirklich ein *Wechselerweis*. In Fichte's ein Postulat und ein unbedingter Satz.“ (KFSa 18, 521, 22) Der Ansatz seiner Kritik beim Postulat „Wissenschaft soll sein“ (vgl. z. B. KFSa 18, 506, 13), welches im Kontext Fichtes ungewöhnlich erscheint, kommt Hülsens dialektischem Verständnis der Wissenschaftslehre nahe.

Auch für Schlegels frühe Konzeption der „polemischen Totalität“ lassen sich Spuren in den umständlichen Gedankengängen der Preisschrift ausmachen: „Jede *verschiedene* Meinung ist in der Philosophie eine *entgegengesetzte*. Daher *polemische Totalität* nothwendige Bedingung der Methode und Kriterium des Systems.“ (KFSa 18, 520, 7) Hier wird der zunächst *konträr* erscheinende Gegensatz der Meinungen auf den *kontradiktorischen* Widerspruch zurückgeführt. Auch das bloße Andersdenken erweist sich im Prinzipiendiskurs als antinomischer Widerstreit. Gerade in ihm und durch ihn aber soll zugleich die Gemeinschaftlichkeit des Philosophierens begründet werden. In einem Fragment des *Athenäum* lautet dies bekanntlich: „Philosophen, welche nicht gegeneinander sind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphilosophie.“ (KFSa 2, 181, 112). Vergleichbar argumentiert auch Hülsen, wenn er schreibt:

---

gust 1796 (vgl. Behler 386). Dies scheint mir aus drei Gründen unplausibel: Auf seiner Reise von Dresden nach Jena erreichte Schlegel am (Fr.) 22. Juli Leipzig (vgl. KFSa 23, 321ff.) und hatte erst Anfang der folgenden Woche die Gelegenheit mit Reichardt in Giebichenstein zusammenzutreffen, der ihm die Rezension anbot. Darüber berichtet er seinem Bruder August Wilhelm am (Do.) 28. Juli mit den Worten: „Reichardt hat mir eine Rec.[ension] des Woldemar angetragen, die ich angenommen. Willst Du sie aber annehmen, so trete ich gern zurück.“ (ebd. 325) Es ist zwar wahrscheinlich, daß Schlegel in Weißenfels bereits mit der erneuten Lektüre der Schriften Jacobis begann (denkt man an die Jean-Paul-Anekdote), es ist jedoch unwahrscheinlich, daß er bereits mit der Niederschrift einer Rezension angefangen haben sollte, von der er noch nicht wissen konnte, ob August Wilhelm nicht ebenfalls an ihr Interesse haben würde. Zweitens aber spricht er selbst in seinem Brief an Körner davon, daß die Rezension des *Woldemar* die „einzig bedeutende Frucht“ sei (ebd. 332), welche aus dem Jenaer Studium der neueren Philosophen hervorgegangen ist. Die implizite Philosophie der Rezension kommt als drittes Argument hinzu. Damit ist jedoch nur gesagt, daß für die Rekonstruktion seiner Auseinandersetzung mit Fichte *auch* Kontexte und Argumentationen berücksichtigt werden können, mit denen Schlegel erst zwischen August und September 1796 bekannt geworden ist. Daß die Art und Weise seiner Kritikführung mit Grundüberzeugungen in Zusammenhang steht, die bis in seine Studienzeit nach Göttingen und Leipzig zurückreichen, kann und soll damit nicht ausgeschlossen werden; vgl. Frank 865, 924.

„die Behauptung: *dies System ist die Philosophie!* soll gar nicht etwan heißen: es kann außer ihm noch mehrere, eben so wahre und gegründete, Systeme geben; sondern es soll nothwendig die *einzig wahre Philosophie* seyn: und jeder also, der ein philosophisches Lehrgebäude aufstellt, muß es auch mit der Anforderung thun, daß es *Wissenschaft* seyn solle. [...] Wird daher das eine System *gesetzt*, so sind zugleich auch alle übrigen ihm *entgegengesetzt*.“ (ebd. 136f.)

Und diese Entgegensetzung stiftet die Einheit. Im Unterschied zu Hülsen jedoch arbeitet Schlegel den Widerstreit der Systeme konkreter aus, indem er sich in Übereinstimmung mit den Preisschriften und Philosophiegeschichten seiner Zeit um eine Klassifikation möglicher Philosophien bemüht (vgl. Rescher Kap. 12). Erst die je einzelne Widerlegung eines Philosophietyps soll die Selbstbegründung seines Kritizismus gewähren, nicht der direkte Schluß von der Begriffsparadoxie des Widerstreits auf die reale Einstimmigkeit der an ihm beteiligten Parteien. Zugleich scheint sich Schlegel durch die Ausarbeitung einer „Abtheilung a priori“ (KFSA 18, 13, 95) ein Kategoriensystem der philosophischen Philosophiehistorie erarbeiten zu wollen, so daß der logische mit dem historischen Selbsterweis koinzidieren: „Wenn ich mich in diesen Blättern so oft auf die *Bestätigung der Erfahrung* berufe: so räsonnire ich dann nicht bloß *philosophisch*, sondern *logisch*. Die Logik und Historie sind abgeleitete Wissenschaften eines Stammes. Zwischen ihnen findet also *Bestätigung – Wechselersweis* Statt.“ (ebd. 505, 2)

In der Schlußpartie seiner *Rezension des Philosophischen Journals einer Gesellschaft deutscher Gelehrten* (KFSA 8, 12-32) faßt Schlegel sein philosophisches Selbstverständnis zusammen. Sie mündet zunächst überraschend in eine Selbstreflexion auf das Rezensieren, die in ihrer transzendentalphilosophischen Ironie an das standpunktbezogene Spiel mit den Selbstaufhebungen der Hülsenschen Preisschrift erinnert. Schlegel fragt sich: Wie kann es ein Wissenschaftsurteil geben, wenn es noch keine Wissenschaft gibt? Aus der Aporie, keinen „festen Punkt“ (ebd. 30) zur Beurteilung einer philosophischen Abhandlung zu besitzen, könne man sich auf sechsfache Weise befreien: *Erstens* indem man die Gültigkeit des eigenen Systems lediglich als Postulat aufstellt.<sup>55</sup> Der Wahrheitswert der zu be-

<sup>55</sup> Möglicherweise hatte Schlegel dabei Niethammers grundsatzskeptischen Einleitungsaufsatz des *Philosophischen Journal* im Auge, dessen Schlußperiode lautet: „Ob sich dieser Mangel an apodiktischer Gewißheit dadurch ersetzen lasse, daß man aus einem solchen Satze das System des gesammten Wissens ableitet, den man einstweilen *als Satz postulirt* und durch den Erfolg selbst – indem man zeigt, daß das aus ihm abgeleitete System Ein Ganzes ausmache, in welchem als dem Mittel-

urteilenden Thesen bleibt dann unentschieden; der historische Wert, der dadurch anderen Systemen zugesprochen wird, steht aber von vornherein fest (ebd. 31). *Zweitens* könne man alle widerstreitenden Parteien in „reiner Polemik“ annihilieren. Dadurch wird aber nur dann etwas gewonnen, wenn der Wahrheitswert wirklich gleich null ist, d. h. das kritisierte System widersprüchlich oder absurd sei (ebd.). *Drittens* ist natürlich ein Urteil nach subjektiven Meinungen und Gründen möglich. In diesem Fall reicht aber eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Parteien aus, um den Meinungsstreit in unendlich vielen Richtungen leerlaufen zu lassen. Es gibt auf diesem Standpunkt „so viele Philosophien als es Philosophen gibt“ (ebd.). *Viertens* aber könne man ein philosophisches *Kunsturteil* über die Form geben und sich des *Wissenschaftsurteils* enthalten. Man betrachtet also statt der Rechtfertigung und Wahrheit den philosophischen Geist und die logische Kunstfertigkeit eines Systems, seine Virtuosität. Ein solches Kunsturteil, meint Schlegel, werde man zwar gerne sehen, aber aus Mangel an Kennern der philosophischen Kunst könne dies (noch) keine allgemeine Anwendung finden (ebd.). *Fünftens* könnte ein „naturforschender Beobachter der philosophischen Vernunft“ (ebd.) gleichsam als Botaniker die Philosophien klassifizieren und ihre Krisen und Tendenzen bestimmen. Doch setzt der genuin philosophiehistorische Standpunkt voraus, daß dieser Botaniker selbst Philosoph im Sinne der Prinzipienphilosophie ist. In diesem Falle aber werde er nur eine systematisch verengte Sicht auf das Ganze geben können. Deswegen müsse man *sechstens* „mehr als Philosoph“ (ebd. 32) sein.

Dieser letzte Standpunkt läßt sich nur erahnen, aber man geht wohl nicht fehl, wenn man ihn als Synthese der fünf vorangegangenen zu formulieren versucht. Dies würde auch erklären, warum er nicht in derselben Weise angeführt werden kann wie die übrigen, sondern ausgespart bleiben muß. Die von Schlegel selbst behauptete Philosophiehistorie, welche von ihm nur skizziert wird, würde dann ihre eigene Gültigkeit nur *einstweilen auf ewig* postulieren (1). Sie verhielte sich polemisch, insofern sie auch eine Grenzziehung zwischen kritischen und dogmatischen Positionen annimmt (2), wäre aber nicht bloß subjektiv oder willkürlich, da sie sich historisch und philolo-

---

punkt alle Radien des Cirkels zusammenlaufen – als Grundsatz erweist; d. h. ob die bloße *Form der Philosophie* als Wissenschaft die gesuchte apodiktische Gewißheit unsers Wissens begründen könne: darüber werden wir uns bei einer andern Gelegenheit umständlicher erklären.“ Fr. I. Niethammer: *Von den Ansprüchen des gemeinen Menschenverstandes an die Philosophie*, in: *PhJ* 1. Bd., 1. H. (1795), 45. Niethammers andeutende Überlegungen können als weitere Quelle für Schlegels *einstweilen auf ewig* gültige Erweisstruktur betrachtet werden.

gisch zu begründen versucht (3). Sie will auch (aber eben nicht nur) die rhetorisch-philosophische Kunstleistung und Virtuosität kritisieren (4). Und schließlich verfolgt sie die Vernunft in ihrem geschichtlichen Verlauf, aber nicht von einem vorgefaßten System, sondern vom Faktum des Widerstreits aus, der auch die Philosophien umfaßt, die von der eigenen differieren (5). Wenn man diese Lesart akzeptiert, kann man sagen, daß Schlegels Rezension, sein philosophiegeschichtlicher Überblick über die Tendenzen der kritischen Gegenwartsphilosophie in einer philosophiehistorischen Selbstreflexion kulminiert, die sich selbst noch einmal durch einen Abriß einseitiger Perspektiven, durch eine *Standpunktenlehre* der Philosophiehistorie begründen will. Die eigene Vermittlung von Geschichte, Philosophie und Historie wird damit zwar nur angedeutet, sie wurde aber auch durch den Text selbst bereits vollzogen.

Wenn diese Rekonstruktion überzeugend ist, dann sind es vor allem zwei Punkte gewesen, die Friedrich Schlegel besonders an Hülsen interessieren mußten und die ihn vermutlich schon frühzeitig zur Ausarbeitung seines Gesichtspunkts der Wissenschaftslehre behilflich waren: beide versuchen das Prinzip der Fichteschen Wissenschaftslehre über eine Reflexion des Widerstreits herzuleiten. Ausgehend von der gemeinschaftlichen Bemühung um Wahrheit, die Hülsen in Form des dialektischen Fragens, die Schlegel in Form der enthusiastischen Symphilosophie formuliert, soll der Ansatz für eine Analyse gewonnen werden, die zum letzten Prinzip der Wissenschaftslehre führt. Und zweitens soll diese Analyse nicht nur den individuellen, es soll auch den menschheitlichen Weg zur Selbsterkenntnis verständlich werden lassen, in dem sich die je einzelne Bewußtwerdung zu verorten hat und mit der sie gerade wegen des unvermeidlichen Pluralismus in Einklang stehen muß.

Was zunächst als methodologische Korrektur von Fichtes Wissenschaftslehre erscheinen kann, gewinnt durch den auch grundsatzkritisch erzwungenen Perspektivenwechsel und den daraus folgenden Anspruch einer integrativen Philosophiehistorie Problemstellungen, die Fichte einseitig erscheinen ließen, über ihn hinausführten und z. B. zur Ausarbeitung einer *Philosophie der Philologie* motivieren konnten.



## Andreas Berger (Tübingen)

### **Systemwandel zu einer »neuen Elementarphilosophie«? Zur möglichen Rolle von Carl Christian Erhard Schmid in der Entwicklung von Reinholds Elementarphilosophie nach 1791.**

I. Einleitung: Zur Deutung von Schmidts Erwähnung als Kritiker in Reinholds Brief an Johann Benjamin Erhard vom 18. Juni 1792

Im unlängst durch Dieter Henrich herausgegebenen Editionsband mit Briefen und Schriften von Immanuel Carl Diez<sup>1</sup> ist als Begleittext unter Verantwortung von Henrichs Mitarbeiter Marcelo Stamm erstmals in voller Länge ein Brief Carl Leonhard Reinholds an seinen Freund und Kritiker Johann Benjamin Erhard vom 18. Juni 1792<sup>2</sup> abgedruckt, dessen Schlüsselrolle für das Verständnis der Fortentwicklung der nachkantischen Philosophie durch Henrich selbst in der Vergangenheit immer wieder betont worden ist, ohne daß er seinen Wortlaut auch nur in Auszügen bekannt gemacht hätte.

Daß einem solchen Dokument eine derart herausragende Rolle überhaupt zugemessen werden kann, ergibt sich aus der gerade durch Henrich erst herausgearbeiteten Einsicht in die wichtige Bindegliedfunktion, die Reinholds schon von ihrer Grundanlage her zum Scheitern verurteilte Elementarphilosophie zwischen der sich gerade erst etablierenden kritischen Philosophie und dem Frühidealismus einnimmt. Denn ihre wenigen zeitweisen Anhänger waren junge Kantianer, die in Reinholds Projekt einer Begründung der kritischen Philosophie kurzfristig die konsequente Fortsetzung und sinnvolle ‚Überbietung‘ von Kants

---

<sup>1</sup> Immanuel Carl Diez: „Briefwechsel und Kantische Schriften. Wissensbegründung in der Glaubenskrisen Tübingen – Jena (1790-1792).“ Hrsg. von Dieter Henrich, Stuttgart: Klett-Cotta, 1997. Zitate aus diesem Band erfolgen künftig unter der Sigle DBS. Meine Rezension dieses Bandes findet sich im vorliegenden Jahrbuchband auf S. 286-294

<sup>2</sup> DBS, S. 911-914. der Brief wurde parallel dazu auch von Manfred Frank unter meiner Beteiligung transkribiert; eine zentrale Passage daraus ist zitiert in: Manfred Frank: „»Unendliche Annäherung« Die Anfänge der philosophischen Frühromantik.“ Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1997, S. 397f.

Programm gesehen hatten. Gerade sie sind es aber auch gewesen, die zunächst in ihrer Auseinandersetzung mit der Position Reinholds und später dann, nach Reinholds sukzessivem Resignieren, in Abgrenzung von der fast nahtlos an deren Stelle getretenen Wissenschaftslehre Fichtes eine philosophiegeschichtlich nachhaltig wirksame Skepsis gegen jegliche Begründung der Philosophie aus einem obersten Grundsatz entwickelt hatten. Mit den (zu Teilen noch immer in Ausarbeitung befindlichen) Untersuchungen seines Programms einer „Konstellationsforschung“ zur Erforschung der Genese des Frühidealismus hat Dieter Henrich nun unter anderem auch versucht, ein genaueres Bild dieser Vorgänge um die Entwicklung von Reinholds Elementarphilosophie und deren Kritik zu zeichnen. Besonderes Gewicht in dieser Rekonstruktion kommt dem besagten Brief zu, um den herum sich gewissermaßen die zentralen Thesen Henrichs gruppieren.

Ihm sei, so eine Kernthese Henrichs, zu entnehmen, daß Reinhold zu diesem Zeitpunkt durch den Vortrag weiterer Einwände in eine „Systemkrise“ geraten, das heißt zu einer einschneidenden „Reorganisation“ seiner schon seit ihrer Vorstellung im Jahre 1789<sup>3</sup> von allen Seiten fast ausnahmslos heftig kritisierten Elementarphilosophie genötigt worden sei. Auch Grundzüge dieser „Reorganisation“, die in den in der unmittelbaren Folgezeit von Reinhold bearbeiteten Publikationen zwar nicht ausgeführt worden, jedoch zumindest für Eingeweihte ablesbar gewesen seien, lägen in diesem Brief bereits skizzenhaft vor. Gerade die Art und Weise der Skepsis gegenüber einer Deduktion der ersten Prinzipien der Philosophie aus einem oberstem Grundsatz, die sich in dieser Kritik niedergeschlagen habe, habe dann erst über die „Reorganisation“ von Reinholds Elementarphilosophie einschneidende Folgen haben können „für die methodologischen Reflexionen seiner [Reinholds] Schüler und damit auch für den frühen Widerstand, den Fichte in Jena erfuhr“ (DBS S. XXIX), sowie auf diesem Wege auch Einfluß genommen auf Hölderlin, über die Vermittlung seines Freundes Niethammer.

In enger Verbindung mit dieser These und der um ihretwillen vorgenommenen Rekonstruktion einer aus besagter „Systemkrise“ hervorgegangenen „reorganisierten Elementarphilosophie“ steht eine weitere Kernthese Henrichs zu diesem Dokument, betreffend den darin erwähnten Immanuel Carl Diez, der in Henrichs Konstellationsporträt selbst wiederum eine Schlüsselrolle innehält. Gestützt auf den unmittelbaren Wortlaut einer der Korrekturskizze direkt vorangehenden Pas-

<sup>3</sup> mit der Publikation von Reinholds „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens.“, Prag und Jena: bey C. Widmann und J. M. Mauke, 1789

sage sowie auf seine Rekonstruktion von Diez' in den vorangegangenen Jahren 1790 und 1791 entwickelter reinholdkritischer Position fixiert Henrich nämlich für diesen eine solitär herausgehobene Stellung unter allen Kritikern von Reinholds Elementarphilosophie: Vor allem Diez habe Reinholds „Systemkrise“ „bewirkt“ (DBS S. C), indem er Reinhold „dazu [brachte], seine Elementarphilosophie vollständig umzugestalten“. (DBS S. XXIX) Nicht zuletzt, weil sich dabei neben Einwänden mutmaßlich auch Korrekturvorschläge von Diez in Reinholds „Reorgansiation der Elementarphilosophie“ niedergeschlagen hätten, kommt Diez nach Henrichs Darstellung implizit auch eine besondere Bedeutung für die gesamte oben skizzierte Weiterentwicklung der nachkantischen Philosophie zu. Denn diese sei ja in besonderem Maße abhängig von Reinholds tatsächlicher Umorientierung, da sie nicht allein aus dem Umstand zu erklären sei, daß Reinholds Programm schon zuvor heftiger Kritik ausgesetzt gewesen war.

Henrichs Erklärungsversuch der Vorgänge um Reinholds Elementarphilosophie besitzt somit einen sehr stark gemachten zentralen Angelpunkt, nämlich die feste Anbindung der Genese der später dann gegen Fichte gewendeten Grundsatzkritik an das mehr oder minder gut dokumentierte Schicksal von Reinholds Theorie. Schon hier wäre zu fragen, ob damit nicht schon den späteren Trägern dieser Grundsatzkritik zuwenig geistige Autonomie von Reinhold zuge-dacht wird, zumal auch von einigen von ihnen Zeugnisse vorliegen, die ihre Zuwendung zu Reinholds Position durchaus nicht als bar jeder kritischen Distanzierungsfähigkeit erscheinen lassen; so etwa Friedrich Carl Forbergs in Reinholds eigenem Eingeständnis im ersten Band der „Beyträge“ als berechtigt eingeräumte Kritik an der Ableitung der Mannigfaltigkeit des Stoffes. Schwerer wiegt jedoch, daß diese Generalthese zur Auswirkung des Schicksals der Reinholdschen Elementarphilosophie sich durch die relative Einfachheit ihres Erklärungsansatzes um so stärker von ihren Prämissen abhängig macht, also sowohl von der konkreten Manifestiertheit von „Systemkrise“ bzw. reorganisierter Elementarphilosophie als auch von der Nachweisbarkeit von deren weitestgehender Abhängigkeit von Immanuel Carl Diez. In einer gewissen Fixierung der Konstellationsforschung auf Diez wird im übrigen wohl vermutlich die eigentliche Ursache für die massive Zuspitzung von Henrichs beiden anderen Kernthesen zur „Jenaer Konstellation“ zu suchen sein; eine Fixierung, die allerdings weniger auf nachweisbare Jenaer Umstände zurückgehen dürfte, sondern vielmehr in Erklärungsbedürfnissen bei der Rekonstruktion der „Tübinger Konstellation“ in den Jahren bis 1792, sowie bei der auf diese zurückverweisenden Entwicklung des



„verspätet“ die „Konstellation“ wechselnden Hölderlin maßgeblich begründet zu sein scheint.

Im Zentrum einer Auseinandersetzung mit den Thesen Henrichs muß nun die Deutung des als Schlüsseldokument präsentierten Briefes Reinholds vom 18. Juni 1792 stehen, da nur hierauf die Thesen zur „Systemkrise“ und zum Einfluß von Diez auf Reinhold fußen können. Es verhält sich nun jedoch nicht so, daß mit diesem Brief nur Diez als alleiniger Kritiker Reinholds in den Fokus der Untersuchung tritt, denn zum einen ist dieses Schreiben mit Erhard an einen weiteren, zwar mit Reinhold eng befreundeten, jedoch nicht minder heftigen Kritiker adressiert, zum anderen wird in der zentralen, auch Diez betreffenden Passage mit Carl Christian Erhard Schmid noch ein weiterer Kritiker als für Reinholds neugewonnene Einsichten mitverantwortlich genannt. Erhard hat inzwischen offensichtlich auch in den Überlegungen der Konstellationsforschung einen Platz erhalten, indem seiner Rolle bei der Entstehung der „Systemkrise“ inzwischen gleichfalls eingehendere Untersuchungen gewidmet worden sind. Schmid ist eine solche nähere Betrachtung durch die Konstellationsforschung noch nicht zuteil geworden; er scheint in deren Bild der Vorgänge offenbar nach wie vor eine Nebenrolle zu spielen. Wollte man diesen drei Kritikern auf der Basis der Darstellung durch Dieter Henrich und seinen Mitarbeiter Marcelo Stamm, der die Ausarbeitung dieses Aspekts der „Jenaer Konstellation“ übernommen hat, Rollen zuweisen, könnte dies nun in etwa so aussehen:

Erhard, Schüler und enger Freund Reinholds, ist mit diesem Brief als Opponent angesprochen, der im leider verlorenen, dem Brief Reinholds vorangegangenen Schreiben eine auf einer längeren Reise neugewonnene kritische Einsicht vorgetragen hatte. Seine Einwendungen betrafen die grundlegende Frage des Verfahrensweges beim Versuch einer ersten Wissensbegründung. Erhard machte offenbar in „Aufschlüsse[n] über *Logische* und *metaphysische Analysis*“ (vgl. DBS S. 911) hier die „analytische Methode“ als einzige kantverträgliche Möglichkeit geltend, ein zu Prinzipien erst aufsteigendes, sie aufsuchendes Verfahren, mit entsprechenden Konsequenzen für deren Geltung. Dieses Verfahren würde Reinholds „synthetischem“, deduktivem Ausgehen von einem dem Anspruch nach unmittelbar vernunft-evidenten obersten Grundsatz diamental entgegenstehen.

Seinen Einwendungen habe Reinhold nun zu begegnen versucht, indem er Diez' annähernd gleichzeitig erfolgte „Zweifeln“ anerkannt und dessen mutmaßliche Vorschläge zu einem Globalumbau der Elementarphilosophie beherzigt habe. Dabei spielten zwar auch „einige[] Äußerungen in der Schmidtschen Recension meiner Abhandlung über das

Fundament“ eine Rolle, was jedoch bislang von Henrich nicht näher aufgeschlüsselt worden ist. Er folgt damit allerdings einer Tendenz des Wortlauts von Reinholds Mitteilung, da dieser den Einfluß Schmidts sofort wieder einschränkt: „*einigen* sage ich[,] denn die meisten sind wahrlich nicht lehrreich“ (vgl. DBS S. 912, hier nach meiner Transkription). Von Diez’ „Zweifeln“ ist nun zwar im Brief nur ein einziger tradiert, nämlich die Vorhaltung einer Erschleichung von Bewußtsein der Spontaneität und von Selbstbewußtsein in der immanenten Herleitungsstruktur von Reinholds Satz des Bewußtseins. Henrich und Stamm glauben jedoch, auf der Basis von Diez’ aus seiner Tübinger Zeit datierenden Briefen und Schriften weitere rekonstruieren und sogar mögliche Alternativvorschläge von Diez nachweisen zu können. Diez’ Kritik sei immanent gewesen, „eine Kritik nicht einzelner Argumente, sondern der gesamten Strategie der Elementarphilosophie Reinholds, also des Werkes in seinem Gesamtaufbau“<sup>4</sup>, und als solche unter den zahlreichen Kritiken einzigartig. Reinholds in zwei verschiedenen Absätzen skizzierte Revision sei unter Zuhilfenahme von späteren, letztlich allerdings nur fragmentarischen Ausarbeitungen als in ihren Konsequenzen ebenfalls weitgehend auf Diez zurückführbar zu erkennen. Es handelt sich hierbei zunächst um die Legitimation der offengelegten Erschleichung durch Einführung von sogenannten Lemmata, was mit einer methodologischen Zweiteilung des Begründungsprogrammes, der Herabsetzung des gesamten Begründungsanspruches und einer partiellen Verfahrensumkehr einhergehen muß; damit verbunden ist unter anderem auch eine Erweiterung des Fundamentbegriffes auf eine Pluralität von Bewußtseinstatsachen, die sich jedoch unter den Satz des Bewußtseins als ersten und allgemeinsten ordnen.

Wo nun die Rückführung des einzigen tatsächlich im Brief wiedergegebenen, wirklich originellen Argumentes von Diez auf dessen Tübinger Überlegungen aus den Vorjahren ebenso schlüssig ist, wie der bislang nur teilweise ausgeführte Verweis auf eine direkt darauf zurückzuführende zentrale Korrektur in Reinholds Programm, sind doch die Behauptungen zu Diez’ damit angeblich unmittelbar und alleine ausgeübtem Einfluß auf Reinholds Denken zunächst noch nicht belegt. Zweifel an dieser Lesart sind in der Vergangenheit – noch ohne öffentliche Zugangsmöglichkeit zum Integraltext des Briefes – auch bereits geäußert worden, so von Manfred Frank in seiner Arbeit über die Grundlagen der philosophischen Frühromantik<sup>5</sup>, die gleich-

<sup>4</sup> vgl. Dieter Henrich: „Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795).“, Stuttgart: Klett-Cotta, 1991, S. 242f.

<sup>5</sup> vgl. Frank (vgl. Anm. 2), v.a. S. 403-406

falls als einen Untersuchungsgegenstand den von Henrich erschlossenen Problemkreis der Reinhold'schen Elementarphilosophie und ihrer Kritiker behandelt. Diese Einwände betreffen insbesondere die völlige Ausblendung von Schmid trotz der ausschließlich von seiner Seite manifest vorliegenden Argumentation, sowie die tatsächliche Bedeutung der Modifikationen in der Gesamtentwicklung von Reinholds Elementarphilosophie. Sie stützen sich auf die Auswertung eines weiteren Quellenkontextes um die Elementarphilosophie Reinholds und ihre Kritik, wie sie bislang auch von Seiten der Münchner Forscher zwar angekündigt ist, jedoch gleichfalls noch aussteht. Denn selbst der im nun vorgelegten Editionsband publizierte Brief Reinholds an Erhard vom 18. Juni 1792, der die angekündigte Untersuchung über die „Systemkrise. Die Elementarphilosophie in der Debatte. 1790-1792“<sup>6</sup> dort gleichsam vertreten soll, präsentiert sich in der vorliegenden Form und der Kommentierung in sehr starker Zentrierung auf Diez, wenn auch unter zumindest partieller Einbeziehung von Erhard, jedoch ohne daß weitere Quellen herangezogen werden.

Die in der Einleitung zu diesem erstmaligen Abdruck des Integraltextes vorgenommene Deutung der gesamten Vorgänge stützt sich damit fast ausschließlich auf die neu edierten Zeugnisse von Diez, sowie auf die späteren Publikationen Reinholds. (Noch) nicht explizit ausgewertet sind dagegen neben Dokumenten zu früheren Kritikern Reinholds sowohl der weitere unmittelbare Kontext der angeblichen „Systemkrise“ etwa in Reinholds Briefwechsel, wie der interne Gesamtkontext des Briefes selbst. Teilweise scheint diesen vorwiegend auf manifeste Zeugnisse zurückführbaren historischen Kontexten jedoch in der angekündigten Aufbereitung der sogenannten „Systemkrise“ offenbar auch nur ein vergleichsweise geringer Stellenwert beigemessen zu werden. Die Münchener Konstellationsforscher gehen hier nämlich – zumindest was den „Problemraum“ von Reinholds „Systemkrise“ anlangt – unter großem legitimatorischen Aufwand einen methodischen Weg, der bereits von Beginn an vor allem Diez in eine Sonderstellung hebt, eine Perspektive, die mutmaßlich auch für die Gesamtrekonstruktion der „Elementarphilosophie in der Debatte“ leitend sein dürfte<sup>7</sup>: Zum Kern der Deutung gemacht werden unter permanenter Betonung der angeblichen Notwendigkeit einer allein immanenten Herangehensweise nämlich die lediglich rekonstruierbare „reorganisierte Elementarphilosophie“, sowie (auf dieser fußend)

<sup>6</sup> Diese Abhandlung ist in den DBS angekündigt mit den Erscheinungsdaten: Stuttgart, Klett-Cotta, 1998

<sup>7</sup> vgl. hierzu Stamm in DBS, v.a. S. 900-903

„mögliche Einwände“ in einer dezidiert ahistorisch zu denkenden, nur „theoretischen Problemkonstellation“<sup>8</sup>. Auf dieser zwangsläufig schon extrem deutungsgeladenen Basis wird dann zwar zumindest allen im Brief vom 18. Juni 1792 vertretenen Kritikern eine „Sonderstellung“ eingeräumt, ein Desiderat einer vertiefenden historisch-kontextuellen Aufarbeitung jedoch in erster Linie nur für Erhard und vor allem Diez konstatiert.<sup>9</sup>

Zwar liegt nun bislang von Seiten der Münchner Konstellationsforscher weder eine erschöpfende Ausarbeitung dieses Deutungskernes noch die vollständige Rekonstruktion der Debatte um Reinholds Elementarphilosophie vor, so daß ein Urteil über die vorgelegten Thesen zur Deutung der Vorgänge nur eingeschränkt möglich ist. Das in der Einleitung des Briefes in der Edition der Papiere von Diez nochmals angekündigte Vorgehen bei der Rekonstruktion von Reinholds sogenannter „Systemkrise“ birgt jedoch in jedem Fall (ebenso wie die gesamte Methode der Konstellationsforschung) das Risiko einer durch Deutungsfixierung begründeten, zu engen Fokussierung in der Quellauswertung. Und eine Reihe von Umständen im engeren und weiteren Kontext des Reinhold-Briefes vom 18. Juni 1792 deutet nun in der Tat darauf hin, daß (nicht nur, was die Rolle von Carl Christian Erhard Schmid anlangt) hier eine Reihe von Quellen bislang zu Unrecht unberücksichtigt geblieben ist. Denn unter den drei durch die Erwähnung in diesem zentralen Brief herausgehobenen Kritikern Erhard, Diez und Schmid besitzt letztgenannter für sich gleichfalls eine gewisse Sonderstellung, wie sie bislang nur auf der anderen Seite Erhard als „Opponenten“ und Diez als scharfsinnigem, neuaufgetretenem Kritiker mit pointierten Argumenten zugemessen worden ist.

## II. Biographische Aspekte einer Sonderstellung Schmidts als Kritiker von Reinholds Elementarphilosophie

Schmidts Sonderstellung unter den drei in Reinholds Brief an Erhard gewissermaßen ‚versammelten‘ Kritiker ist in erster Linie in zwei Umständen begründet: Zum einen war Schmid zwar wie Erhard (und mit Einschränkungen auch Diez) mit Reinhold befreundet, er ist jedoch im Unterschied zu den beiden anderen Kritikern auch Kollege

<sup>8</sup> Stamm in DBS, S. 900. Ein Ansatz für die Gesamtreakonstruktion von Reinholds „reorganisierter Elementarphilosophie“ findet sich auch in Stamms Aufsatz: „Das Programm des methodologischen Monismus. Subjekttheoretische und methodologische Aspekte der Elementarphilosophie K. L. Reinholds.“ In: Neue Hefte für Philosophie, 35. Jg. (1995), S. 18-31

<sup>9</sup> vgl. Stamm in DBS, S. 901

Reinholds gewesen. Zum anderen hat Schmid dann in der Folge als Wissenschaftler auch öffentlich zu Reinholds Position Stellung bezogen, sowohl in seinen eigenen Publikationen wie dann in der Rezension von Reinholds Fundamentschrift. Letzteres ist ja auch der Grund dafür, daß uns allein Schmidts Kritik explizit überliefert ist, ein weiterer Unterschied zu Diez und Erhard. Somit kann zwar in seinem Fall eine vergleichsweise konventionelle Untersuchung der vorliegenden kritischen Argumentation und ihrer Rezeption durch Reinhold zur Klärung von Schmidts Bedeutung im Umfeld von Reinholds „Systemkrise“ wesentlich beitragen. Die besondere Situation der Überlieferung dieses Umdenkens Reinholds samt des meteorhaft auftauchenden (und wieder verschwindenden) Kritikers Diez muß es aber gleichwohl mit sich bringen, daß Reinholds Umgang auch mit der Kritik Schmidts nur vor dem Hintergrund der von der zu Diez bzw. Erhard grundlegend verschiedenen persönlichen Beziehung Reinholds zu Schmid vollständig verständlich werden kann.

Auch wenn Schmidts Sonderstellung sehr viel deutlicher erkennbar wird, wenn man den weiteren Kontext des Briefes vom 18. Juni 1792 in Gestalt von Reinholds Briefwechsel und weitere Zeugnissen zur Beziehung von Reinhold und Schmid im weiteren Umfeld dieses Sommers hinzuzieht, deutet sie sich doch auch in diesem Brief bereits klar an. Dies geschieht hierbei nicht erst dort, wo unabhängig vom Kontext der Kritik an der Elementarphilosophie über Schmid als Rezensenten anderer Schriften gespottet und vom Erscheinen der Zweitaufgabe des „Versuches einer Moralphilosophie“ berichtet wird, sondern indirekt bereits dort, wo es um die für Reinholds Umdenken entscheidenden Einwände geht: Schon der Umstand nämlich, daß die Kritik Schmidts in Form eine Rezension in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung (also öffentlich) erfolgt ist, stellt einen nicht unwesentlichen Unterschied zur Lage bei den beiden anderen Kritikern Diez und Erhard dar, auch wenn Reinhold Schmidts Einwände offenbar nur für teilweise aner kennenswert halten will. Diez und Erhard hatten beide ihre Einwände nur persönlich – brieflich bzw. in Reinholds Kollegveranstaltungen – vorgebracht.

Letzteres scheint überdies zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes jeweils erst vor kurzem geschehen zu sein: Erhards Brief, auf den Reinhold mit seinem Schreiben antwortet, ist auf Anfang Juni oder Ende Mai zu datieren. Für die Datierung von Diez' Einwänden existieren sogar keine weiteren direkten Belege, sie können jedoch – folgt man Reinholds Angaben über deren „gelegenheit“ – frühestens ab dem 7. Mai erfolgt sein, da Reinhold erst an diesem Tag mit seinem Kolleg über Logik und Metaphysik, an dem Diez teilnahm, begonnen hatte.

Schmids Rezension datiert – im Unterschied zu den beiden also wohl erst neu hinzugekommenen Einwänden – bereits von Anfang April (dem 9. und 10. April 1792)<sup>10</sup>. Seine Kritik scheint insofern eine recht nachhaltige Wirkung auf Reinhold gehabt zu haben, gleich wie dieser tatsächlich zu ihr gestanden haben mag bzw. zu ihr zu stehen vorgab. Die „Empirische Psychologie“ war sogar bereits über ein Jahr zuvor erschienen, und Reinhold hatte sich nachweislich schon sehr früh, weit vor seiner Rezension des Werkes, mit dieser beschäftigt.<sup>11</sup>

Die mehrfachen Erwähnungen Schmids im Brief vom 18. Juni verweisen nun jedoch auch über den engen Kontext der Elementarphilosophie und der Kritik an ihr hinaus. Sie gewähren neben einem Einblick in die persönliche Beziehung Reinholds zu Schmid, die im folgenden noch näher zu betrachten sein wird, auch weitere Anhaltspunkte für die Annahme einer von der der beiden anderen Kritiker grundsätzlich verschiedenen Stellung Schmids gegenüber Reinhold: Schmid tritt hier als (regelmäßiger) Rezensent der A.L.Z. sowie als Verfasser seines „Versuches einer Moralphilosophie“ auf, mithin als der professionelle Philosoph, der er im Unterschied zum ehemaligen Repetenten der Theologie, nun aber erst angehenden Medizinstudenten Diez, beziehungsweise zum gerade promovierenden Arzt Erhard war. Bis zum vorangegangenen Jahr 1791 hatte er zwar nur eine Adjunktenstelle an der philosophischen Fakultät in Jena innegehabt, war inzwischen aber auf eine ordentlichen Professur in Gießen gelangt.<sup>12</sup> Anders als Erhard und Diez hatte er also tatsächlich auch beruflich die Laufbahn eines akademischen Philosophen eingeschlagen, wenn-

<sup>10</sup> in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 92 und 93 vom 9. und 10. April 1792, Sp. 49-60. Der Häufigkeit halber werden Zitate aus der Rezension künftig direkt im Text nachgewiesen unter der Sigle Rez. FS.

<sup>11</sup> vgl. Reinholds Brief an Baggesen von Juni 1791, in: „Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. [Hrsg. von Baggesens Söhnen Karl Reinhold (!) und Friedrich Christian August] In zwei Theilen. Erster Theil.“ Leipzig: F. A. Brockhaus, 1831, Brief Nr. 12, S. 56

<sup>12</sup> Interessanterweise sind allerdings die Ähnlichkeiten zwischen den drei Kritikern gerade, was die sich in ihren Studienverläufen niederschlagenden Interessenlagen anlangt, frappierend groß: Schmid war wie Diez auch Theologe (sogar praktizierend, zunächst während seiner Jenaer Zeit als Substitut [= Vikar] seines Vaters, eines Pfarrers, ab seiner abrupten Rückkehr aus Gießen dann als Diakon der Jenaer Stadtpfarrkirche) und ging 1798 sogar auf einen theologischen Lehrstuhl in Jena über. Und wie die beiden anderen Kritiker hegte auch er großes Interesse für die Medizin, deren Studium ihm zu Beginn seiner Studienlaufbahn auf Druck des Vaters zwar verwehrt geblieben war, die aber in seinen späteren Arbeiten über Psychologie und Physiologie doch wieder Einzug in sein Schaffen hielt (Sehr viel später, im Jahr 1809, erhielt er von der Universität Jena sogar noch einen medizinischen Ehrendoktor).

gleich dies sicher auch glücklichen individuellen biographischen Umständen, die Erhard und Diez nicht zuteil geworden sind, mit zuzuschreiben ist. Jedoch muß dabei durchaus auch bedacht werden, daß für Diez und Erhard das Studium der (kantischen) Philosophie sehr viel stärker als bei Schmid eng verbunden war mit ihrem sehr viel radikaleren aufklärerisch-revolutionären Grundinteresse. Schmid hatte auch durch seine gleich noch näher zu betrachtenden früheren, zunächst auch vergleichsweise nüchternen Arbeiten über Kant in der Philosophie zudem bereits ein gewisses Renommée, während Erhard gewissermaßen nur als Amateur und Diez noch gar nicht zu philosophischen Fragen publiziert hatte.

Der einige Jahre ältere, 1761 geborene Schmid war also im Unterschied zu den Jahrgangsgenossen Diez und Erhard (1766) direkter Kollege des – auch mit ihm befreundeten – Reinhold. Er hatte mit seiner Berufung auf eine ordentliche Professur in Gießen im Jahr 1791 sogar einen (vor allem finanziell relevanten) Karrieresprung gemacht, der dem auf einer schlechtbezahlten außerordentlichen Stelle sitzenden Reinhold noch nicht gelungen war. Erst 1793<sup>13</sup> wurde auch Reinhold auf eine ordentliche Professur nach Kiel berufen.<sup>14</sup>

Anders als Diez war Schmid auch nicht über Reinhold zum Studium und zu einem eigenen Verständnis der Kantischen Philosophie gekommen, ebenso war er kein direkter Reinhold-Schüler wie Erhard. Wie dieser hatte er sich schon sehr früh mit der Kritik der reinen Vernunft selbständig auseinandergesetzt. Jedoch ist dies bereits sehr viel früher als beim fünf Jahre jüngeren Erhard geschehen: Nach seinem theologischen Examen im Jahre 1780 und einer knapp zweijährigen Hofmeister- und Hauslehrerzeit<sup>15</sup>, durch die er sich eine Fortsetzung

<sup>13</sup> Schmid war inzwischen nach heftigen Auseinandersetzungen in Gießen um die von ihm verantwortete Publikation der als 'ketzerisch' inkriminierten Schriften „De Tribus Mundi Impostoribus Breve Compendium. De Moyse, Christe et Mahumete“ und „Meditationes philosophicae de Deo, mundo, homine.“ nach Jena zurückgekehrt, zunächst auf die Diakonsstelle an der Stadtpfarrkirche (!), dann jedoch auf eine ordentliche Professur für Philosophie. Näheres hierzu vgl. Frank (vgl. Anm. 2), S. 533–537

<sup>14</sup> In Anstrengungen hierzu bestand, im übrigen, das im Brief vom 18. Juni 1792 erwähnte „Projekt“ Baggesens, dessen Gelingen zu diesem Zeitpunkt allerdings tatsächlich noch völlig ungewiß war.

<sup>15</sup> unter anderem 1781 beim damals gerade neunjährigen Friedrich von Hardenberg, dem er auch später eng verbunden blieb: Während Novalis' Jenaer Studienzeit, in der dieser vor allem auch zum Kreis der Reinhold-Hörer gehört und unter anderem den Baron von Herbert, Erhard, Niethammer und Friedrich Carl Forberg kennengelernt hatte, hatte Schmid – wie wir inzwischen wissen – sogar eine Art Mentorenfunktion für den jungen Hardenberg übernommen. Dies im übrigen nicht nur anläßlich der vom Vater erbetenen Zurechtweisung des über die Stränge schlagenden

seiner Studien zu finanzieren hoffte, war Schmid nach dem Studium der Kritik der reinen Vernunft tatsächlich an die Universität zurückgekehrt. Bereits 1785 trat er mit Prädikatsmagisterexamen (1784) als Adjunkt seine Lehrtätigkeit an der Universität an, innerhalb derer er insbesondere auch (als einer der ersten in Deutschland) über die kritische Philosophie gelesen hat. Erhard hatte dagegen erst im Verlauf seines Medizinstudiums durch die Förderung seines späteren Schwiegervaters im Jahr 1790 die Möglichkeiten erhalten, seinen seit seiner Kant-Rezeption ab 1786 erwachsenen philosophischen Interessen in Gestalt eines Aufenthaltes in Jena zu folgen, wo mittlerweile Reinhold als zu diesem Zeitpunkt wohl prominentester zeitgenössischer Kant-Exeget wirkte.

Schmid war sogar schon 1786 mit einer aus seiner Lehrtätigkeit entstandenen Kommentarbeit zur Kritik der reinen Vernunft an die Öffentlichkeit getreten, zunächst unter dem Titel „Kritik der reinen Vernunft, im Grundrisse zu Vorlesungen; nebst einem Wörterbuche zum leichtern Gebrauch der Kantischen Schriften“<sup>16</sup>. Das Kant-Wörterbuch wurde in der Folge erweitert und – unter Aufteilung des Titels – mit der zweiten Auflage des Textes 1788 aus diesem unmittelbar als Grundlage für Vorlesungen gedachten Kompendium ausgegliedert und gesondert publiziert. Schon die für damalige Verhältnisse recht kurze Zeitspanne zwischen Erst- und Zweitauflage zeigt die tatsächlich bestehende große Nachfrage nach derartigen Kantkommentaren, von denen in der Folge eine wahre Flut publiziert wurde. Jedoch wurden gerade diese beiden Arbeiten von Schmid, die später mehrfach wiederaufgelegt wurden, damals ebenso wie Reinholds „Briefe über die Kantische Philosophie“ vielfach für das Kant-Studium benutzt. Gleiches gilt auch für den 1790 in erster Auflage erschienenen „Versuch einer Moralphilosophie“<sup>17</sup>, mit dem Schmid versuchte, eine eigenständige Moralphilosophie – jedoch relativ

---

Studenten im Juli 1791, die Schmid der Wirkung halber über den von Novalis verehrten Schiller arrangierte, sondern auch schon zuvor, wie ein inzwischen von Hermann F. Weiss aufgefundenen Brief Friedrich Creuzers vom Januar 1791 belegt. Dort spricht Creuzer anlässlich des Berichts über eine Klubgesellschaft von „Schmied [...] erg.: und] Baron v. Hardenberg einem jungen talentvollen Mann, der Schmieden so vel quasi zur Aufsicht anvertraut worden“ (nach Hermann F. Weiss: „Eine Reise nach Thüringen im Jahre 1791. Zu einer unbeachteten Begegnung Karl Wilhelm Justis und Joseph Friedrich Engelschalls mit Schiller und Novalis.“ In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd/Jg. 101/1996, S. 49, dort auch Näheres zur Datierung).

<sup>16</sup> Jena: im Verlag der Crökerschen Handlung, 1786

<sup>17</sup> Jena: im Verlag der Crökerschen Handlung, 1790



streng an kantischen Grundlagen orientiert – aufzustellen. Zugleich war Schmid auch ein häufiger Rezensent für die ALZ.

Zur Ostermesse 1791 erschien dann Schmidts „Empirische Psychologie“, auf die im folgenden noch näher eingegangen werden muß. Denn mit dieser Schrift, mit der er als Propädeutik für die eigentliche empirische Psychologie zunächst eine durch die Aufstellung von Prinzipien der systematischen Ordnung der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen dienende „rationale Psychologie“ in ihrer nach dem Geist der kantischen Philosophie einzig möglichen, nichtmetaphysischen Form reetablieren wollte, referiert Schmid erstmals ausführlich auf die Elementarphilosophie Reinholds. Wesentliche Grundzüge von Schmidts ein Jahr später erfolgter Rezension von Reinholds mit der „Empirischen Psychologie“ zeitgleich erschienener Fundamentschrift<sup>18</sup> korrespondieren dann auch auf das engste mit Schmidts dort implizit vertetener Position gegenüber der Elementarphilosophie. Fast zeitgleich mit Schmidts Rezension erschien im übrigen dann auch Reinholds seinerseitige Rezension der Arbeit seines Freundes und Kollegen Schmid, die somit in die Beurteilung von Reinholds Bewertung der Rezension seines Kollegen (nicht nur) im Brief vom 18. Juni 1792 in jedem Fall miteinbezogen werden muß.

Dies gilt auch für die zur Ostermesse erschienene überarbeitete und erweiterte Zweitaufgabe von Schmidts „Versuch einer Moralphilosophie“ mit ihrem in der Folgezeit in der gesamten Kantschule (insbesondere ab 1793) heftig umstrittenen Freiheitsbegriff.<sup>19</sup> Denn auch Reinhold hatte sich ab Herbst 1791 im Zuge einer Akzentverschiebung innerhalb seines Gesamtsystems hin zur praktischen Dimension sehr stark mit der Ausarbeitung eines eigenen Freiheits- bzw. Willensbegriffes befaßt, der sich sowohl von demjenigen Kants als auch dem Schmidts grundlegend unterschied. Von diesem Freiheitsbegriff berichtet Reinhold auch Erhard im Brief vom 18. Juni 1792. Dort nennt Reinhold auch den zunächst angestrebten Publikationsort für seine Gedanken zur Freiheit des Willens, nämlich den zu diesem Zeitpunkt im Abschluß begriffenen, zur Michaelismesse im Herbst

<sup>18</sup> „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens von C. L. Reinhold, nebst einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens.“ Jena: bey Johann Michael Mauke, 1791. Zitate hieraus werden künftig direkt im Text unter der Sigle FS nachgewiesen.

<sup>19</sup> Diese Kontroverse hat im übrigen im Vorfeld der späteren „Annihilation“ Schmidts durch Fichte auf indirektem Wege (über Schmidts Rezension der seinem Freiheitsbegriff gegenüber kritischen Arbeit Christoph Andreas Leonhard Creuzers, „Skeptische Betrachtungen über die Freiheit des Willens“) eine erste Gegnerschaft dieser beiden Denker mit ausgelöst.

1792 tatsächlich auch erscheinenden zweiten Band der „Briefe über die kantische Philosophie“.

Schon allein diese starke Gewichtung von Reinholds neuentwickeltem Freiheitsbegriff im Brief, der in der Folge Gegenstand einer regen Kontroverse mit Schmid geworden ist<sup>20</sup>, sollte bei der Bewertung des tatsächlichen Gewichts von Reinholds (von Henrich und Stamm in Folge ihrer Thesen so genannter) „Systemkrise“ im Bereich der theoretischen Dimension seiner Theorie zumindest mitberücksichtigt werden. Die dafür notwendige Untersuchung wird gleichwohl in meiner Arbeit, die das Gewicht auf Schmid's möglichen Beitrag zu Reinholds Umdenken in seiner eigentlichen Elementarphilosophie legen soll, nicht zu leisten sein, sondern kann allenfalls in einigen Aspekten angedeutet werden. Sehr viel wesentlicher für das hier zu Leistende ist der Umstand, daß sich in drei brieflichen Äußerungen Reinholds über Schmid bzw. über seinen Freiheits- und Willensbegriff, sowie über Reinholds Rezension von Schmid's „Empirischer Psychologie“ diese Kontroverse bereits ankündigt, unter anderem ja gerade auch an der oben erwähnten Stelle im Brief vom 18. Juni 1792 („Schmid hat die Freyheit des Willens in der neuen Ausgabe seiner Moral auf eine sinnreiche aber ärgerliche Weise verhunzt.“ vgl. DBS, S. 913f.), was bislang weitgehend unbeachtet geblieben ist. Zumindest als Hintergrund muß jedoch die hier offenbar werdende, über die Kritik an Reinholds Elementarphilosophie hinausgehende Dimension des Verhältnisses zwischen Reinhold und Schmid berücksichtigt werden, um so mehr, als direkt vor dieser Stelle Schmid als

<sup>20</sup> Die Kontroverse fand unter anderem ihren Niederschlag in einer teilweise öffentlichen, jedoch nach wie vor freundschaftlichen Debatte zwischen Schmid und Reinhold im Jahr 1793. Hieraus ist unter anderem Reinholds öffentliche Erwiderung auf Einwände Schmid's gegen seinen Freiheitsbegriff, „Ueber den Unterschied zwischen dem unwillkührlichen aber durch Denkkraft modificirten Begehren und dem eigentlichen Wollen; oder zwischen dem sogenannten nicht sittlichen und dem Sittlichen Wollen“ hervorgegangen, den er zuerst im von Schmid zusammen mit Friedrich Wilhelm Daniel Snell herausgegebenen Gießener „Philosophischen Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl“ (Bey Georg Friedrich Heyer, 1793) publizierte. Später dann hat er ihn unter leicht verändertem Titel als Teil seines vierten Beitrages („Ueber das vollständige Fundament der Moral“, S. 207-294) seiner „Beyträge zur Berichtigung bisheriger Missverständnisse der Philosophie [...] Zweyter Band die Fundamente des philosophischen Wissens, der Metaphysik, Moral, moralischen Religion und Geschmackslehre betreffend.“ (Jena: bey Johann Michael Mauke, 1794) eingearbeitet, einen Text, der zumindest ansatzweise so etwas wie eine „Theorie des Begehungsvermögens“ andeutet. Auch Leonhard Creuzers bereits erwähnter Aufsatz „Skeptische Betrachtungen über die Freiheit des Willens“ diskutiert Reinholds wie Schmid's Freiheitsbegriff, ebenso verschiedene Debattenbeiträge anderer.

Rezensent (zwar eines anderen Textes als der Fundamentschrift, aber immerhin) verspottet wird. Hier könnten Zusammenhänge existieren, die auf Reinholds Bewertung der Schmidtschen Kritik an der Elementarphilosophie ebenfalls eingewirkt haben, mithin auch deren bisherige Beurteilung relativieren könnten.

Mit dem hier soeben Zusammengetragenen liegt nun – zuzüglich der bereits erwähnten zwei weiteren brieflichen Äußerungen Reinholds unmittelbar zur Schmidtschen Rezension – gerade für deren direkte ‚wissenschaftliche‘ Beziehung im Vorfeld der Ereignisse des Frühsommers 1792 eine Vielzahl von unmittelbar wechselseitig aufeinander bezugnehmenden Texten vor. Ebenso existieren von Seiten Reinholds Äußerungen, die die gerade erst im Entstehen befindliche, in der Folgezeit jedoch in der Beziehung der beiden Freunde und Kollegen akut ausgebrochene Kontroverse ankündigen. Diese komplexe Situation stellt wieder einen wesentlichen Unterschied zur Lage im Falle von Diez dar, in dem eine solche Bezugnahme durch dessen von Henrich nunmehr edierten Briefe und Schriften nur einseitig herzustellen ist. Und dies unterscheidet Schmid als Kritiker auch von Erhard, von dessen persönlich vorgetragener Reinhold-Kritik kaum etwas überliefert ist<sup>21</sup>, und der seine entscheidende kritische Einsicht in das von ihm herausgehobene Verfahrensproblem mutmaßlich erst in der Schlußphase seiner sich fast ein Jahr erstreckenden großen Bildungsreise, nach seinem Besuch bei Kant in Königsberg, gewonnen haben dürfte. Davon hat er aber in jedem Fall vor dem verschollenen Brief von Ende Mai/Anfang Juni 1792 nichts mitgeteilt.

Man könnte einen Aspekt von Schmidts Sonderrolle (den der mit der direkten ‚wissenschaftlichen‘ untrennbar verknüpft hinzukommenden ‚persönlichen‘ Beziehung zwischen Schmid und Reinhold) auch mit einer Differenzierung der unterschiedlichen Freundschafts- bzw. Wertschätzungsverhältnisse umreißen: Denn Reinhold war mit allen drei im Brief vom 18. Juni 1792 versammelten Kritikern nachweislich mehr oder minder eng befreundet, was diese deutlich von der langen Reihe anderer Reinhold-Kritiker unterscheidet, unter denen sich ja auch Kantianer und unter diesen auch Reinholds Anliegen

<sup>21</sup> zumal Erhard in einem Brief aus Leipzig (der ersten Station seiner Reise) vom 4. Mai 1791 eine Äußerung von Heydenreich zur mit seiner späteren mutmaßlichen Argumentation eng verwandten Gattung – Art – Problematik im Zitat wiedergibt und mit Verweis auf seine Rehberg-Antikritik – hier noch ganz Reinhold-Anhänger – abwehrt. Vgl. in den „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von Karl August Varnhagen von Ense.“, Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1830 den Brief Nr. 141, S. 301f.

oder zumindest ihm persönlich gegenüber durchaus wohlgesonnene Persönlichkeiten befunden hatten, deren Einwände im Detail zum Teil nicht minder treffend gewesen waren, als die der ‚Hauptkritiker‘ des besagten Briefes.<sup>22</sup> Am wenigsten kann man von tatsächlicher Freundschaft wohl im Fall von Diez sprechen, der sich ja nur für kurze Zeit mit Reinhold in engerem Kontakt befunden hatte, was durch die inzwischen vorliegenden Briefe von Diez aus seiner Jenaer Zeit dokumentiert wird und damit auch das singuläre Auftreten von Diez in Reinholds Korrespondenz erklären hilft.

In jedem Fall aber schätzte Reinhold alle drei Kritiker des Briefes vom 18. Juni 1792 – Erhard, Schmid, und auch Diez – sehr, wie diverse briefliche Erwähnungen belegen. Jedoch geschah dies offenbar in unterschiedlicher Weise, was als Faktor bei der Beurteilung ihrer jeweiligen Rolle berücksichtigt werden sollte. Die Differenziertheit der Reinholdschen Wertschätzung kann besonders eindrucksvoll anhand eines Blicks auf einige hierfür charakteristische Briefstellen deutlich gemacht werden, indem man der in der für Reinholds empfindsames Denken repräsentativen Charakterisierung von Diez vorgenommenen empfindsamen Unterscheidung in „Kopf“ und gutes „Herz“ folgt. Diese Charakterisierung von Diez im Brief vom 18. Juni 1792 (die, wie gesagt, Reinholds einzige Äußerung zu Diez’ Person geblieben ist) lautet:

„Es ist unter andern ein Mag.[ister] Diez aus Tübingen hier[,] der von der Theologie, von der er im Tübinger Stift bereits als Repetent angestellt war[,] soeben zur Medicin übergeht, und ein ganz ausserordentlicher Kopf, mit dem besten Herzen ist.“<sup>23</sup>

Reinhold hebt hier beide in seine schwärmerische Wertschätzung eingegangenen Elemente, Kopf und Herz, in fast empfehlender Weise besonders hervor. In der Folge kündigt er Erhard auch tatsächlich Diez’ (womöglich niemals erfolgten Besuch) in Nürnberg – gewisser-

<sup>22</sup> Insbesondere ist hier an Karl Heinrich Heydenreich zu denken, der zwar letztlich am Sinn von Reinholds Gesamtvorhaben zweifelt. Seine treffenden Einwände jedoch (die mit der späteren Argumentation Rehbergs und vor allem auch der Schmidts in der „Empirischen Psychologie“ und in der Rezension der Fundamentschrift, sowie teilweise sogar mit den mutmaßlichen Argumenten Diez’ eng verwandt sind) trägt auch er – schon 1790, als einer der ersten Kritiker von Reinholds „Theorie des Vorstellungsvermögens“ – immanent vor. Zunächst zeigt er sich dabei als Reinhold persönlich sehr wohlgesonnen, in der durch Reinholds barsche Erwiderung herausgeforderten seinerseitigen Replik reagiert er allerdings verständlicherweise bereits leicht ungehalten, tituliert Reinhold aber immer noch als „vielgeliebten Freund“. Vgl. hierzu Frank (vgl. Anm. 2), S. 354-358

<sup>23</sup> Zitate aus dem Brief vom 18. Juni sind hier nach meiner eigenen Transkription wiedergegeben, vgl. hierzu auch Frank (vgl. Anm. 2), S. 397f. sowie DBS, S. 911-914

maßen als Empfehlung – an, was durchaus nicht allein auf die Sache (Theologie, Elementarphilosophie und Medizin) bezogen gelesen werden muß. Reinhold scheint hier eine sehr viel weiterreichende Übereinstimmung von Diez mit seinem Freund, Schüler und Kritiker Erhard gesehen zu haben.<sup>24</sup>

Von allen drei Kritikern am nächsten gestanden hat Reinhold nun tatsächlich mit Sicherheit Erhard, mit dem er auch weit über seine Jenaer Jahre hinaus in regem brieflichem Kontakt stand, auch nachdem sich zuerst der stets dem kantischen Buchstaben enger verpflichtete Erhard und später dann auch Reinhold selbst von der Elementarphilosophie abgewandt hatten. Zur außerordentlichen Hochschätzung, die Reinhold für Erhard hegte, liegen (neben eines Teils der Korrespondenz der beiden selbst) eine ganze Reihe von weiteren Zeugnissen vor, darunter sogar ein regelrechter Briefwechsel mit Baggesen, in dessen Verlauf Reinhold seinen Freund und Schüler in seiner schwärmerisch-empfindsamen Art in den höchsten Tönen preist. Der Kürze halber sei hier aus diesen Briefen nur die Bezeichnung Erhards als „menschliches Naturwunder“, das eben die beiden

<sup>24</sup> Anzumerken ist hier im übrigen, daß auch Diez mit dem Werk Schmidts bereits aus seiner Tübinger Zeit gut vertraut gewesen ist (insbesondere mit dessen „Versuch einer Moralphilosophie“ in der ersten Auflage) und er diesen außerordentlich geschätzt hat. Das geht aus einer Reihe seiner Briefe an Niethammer aus Tübingen sowie auch Süßkinds Briefen an ihn aus der Zeit zwischen 1790 und 1792 hervor, die in Henrichs Edition der Briefe und Schriften von Diez nun zugänglich sind (z.B. DBS A 7, A 9: „den großen Mann“, D 1: „Gustel! dem Moral-Schmid!“). Auch hat er Schmid, an dessen Schicksal er sichtlich interessiert war, bereits bei dessen kurzer Visite in Jena Ende April 1792 an einem Klubabend persönlich kennengelernt (und wohl auch nach dessen Rückkehr aus Gießen 1793 mit ihm verkehrt, worüber aber keine Quellen vorliegen). Diese Beziehung ist im Kommentarteil und den Begleittexten des Henrichschen Diez-Bandes dokumentiert, ebenso wie die Analogie zwischen den offenbarungskritischen Argumentationen von Diez (noch aus der Tübinger Zeit) und Schmid (in seiner „Philosophischen Dogmatik“ von 1796) hervorgehoben und eine Möglichkeit für deren Zustandekommen (Schmid wird 1791 von Diez als möglicher Adressat seines Textes genannt, eine Absicht, die er später eingelöst haben könnte) zumindest angedeutet wird. (DBS Brief A 7, S. 57f., sowie S. LXXIX und 987). Leider haben sich Henrich und seine Mitarbeiter aber auch hier jede Gelegenheit entgehen lassen, diese Beziehung auch auf die Frage der Kritik an Reinholds Elementarphilosophie in Anwendung zu bringen: Diez' Kenntnis der Schmidtschen Rezension der Fundamentschrift aus der ALZ von 9./10. April 1792 ist beispielsweise gerade aufgrund der Kenntnis von Diez' Wertschätzung für Schmid keinesfalls auszuschließen, im Gegenteil, und die persönliche Begegnung Ende April ist sogar durch Diez' eigene Hand verbürgt. Zwar ist ersteres ebenso wie ein Austausch mit Schmid über diese Frage oder ein Referieren auf die Schmid-Rezension gegenüber Reinhold von Diez' Seite aus natürlich nicht zu belegen. Auf deren Möglichkeit (vielmehr sogar Wahrscheinlichkeit) sollte jedoch künftig in jedem Fall hingewiesen werden!

Momente „Kopf“ und „Herz“ in bester Art in sich vereine, zitiert, ansonsten aber auf diese Briefe selbst<sup>25</sup> verwiesen, die auch ein besonders eindrucksvolles Zeugnis von Reinholds eigenem Charakter bieten.

In einem seiner Briefe an Baggesen befindet sich auch eine knappe Charakterisierung von Schmid, von dessen Abschied aus Jena (aufgrund der Berufung nach Gießen) dort berichtet wird. Reinhold schreibt:

„Heute ist Schmid, der Verfasser des besten Versuches einer Moralphilosophie, der bis jetzt existirt, von hier als Professor ord. der Philosophie nach Gießen abgereist; für Jena ein unersetzlicher Verlust und für oben genannten Klubb, der aus ihm, Hufeland, Paulus, Professor der orient. Sprachen, dem Botaniker Batsch, dem Chemiker Göttling, Schiller und mir bestand.“<sup>26</sup>

Hier bricht Reinhold dann ab, um sich einer schwärmerischen Würdigung von Baggesens Freund Hornemann zuzuwenden, in der er ausdrücklich seiner Achtung vor dessen „Kopf und Herz“ Ausdruck verleiht. Zwar dürfte nun Reinhold dem mit ihm kollegial befreundeten Verfasser einer von ihm hochgeschätzten Moralphilosophie auch „vom Herzen her“ nicht vollkommen abgeneigt gewesen sein. Es fällt aber auf, daß er (nicht nur an dieser Stelle) ausdrücklich nur dessen „Kopf“ hervorhebt. So spricht er ja unter anderem auch im Brief vom 18. Juni 1792 wiederum von Schmid's „sinnreich[er]“ (wiewohl ihn empörender) „Verhunz[ung]“ des Begriffes der Freiheit des Willens. Reinholds klare Trennung von „Herz“ und „Kopf“ in der in seinen Briefen häufigen Charakterisierung von Personen seines Umganges legt nahe, im vorliegenden Fall zu mutmaßen, daß seine Wertschätzung für Schmid (im Unterschied zu Diez und Erhard) in erster Linie in der Achtung vor dessen geistigen Leistungen bestanden haben mag. Beider persönliche Freundschaft dürfte eben jenen in erster Linie kollegialen Charakter besessen haben, den das gemeinsame, jedoch auch von einer Reihe von Rivalitäten und Kontroversen begleitete Engage-

<sup>25</sup> in: Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Briefe Nr. 17-19 vom 15. 8., 24. 8. (Antwort Baggesens) und 16. 9. 1791, S. 80-95 (bes. S. 80-83 und 92f.; als „menschliches Naturwunder“ wird Erhard auf S. 92 bezeichnet)

<sup>26</sup> in: Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 19 vom 16. September 1791, S. 94; von diesem „Klubb“ berichtet im übrigen auch Diez (er hatte in seiner ersten Woche in Jena an drei solchen Veranstaltungen, unter anderem an einem Klubabend anlässlich eines Besuches Schmid's in Jena um den 20. April 1792 teilgenommen). Es handelt sich im übrigen um denselben Klub, von dem auch Friedrich Creuzer in dem Brief berichtet hat, der Schmid's Mentorenfunktion für den jungen Novalis belegt, vgl. Anm. 15

ment für die Verbreitung und selbstdenkende Weiterführung des Gedankens der kritischen Philosophie mit sich gebracht zu haben scheint. Diese – im Unterschied zu Reinholds Verhältnis etwa zu Erhard, aber auch zu Diez, kühlere – kollegiale Freundschaft hat im übrigen offensichtlich auch über die Kontroversen um Elementarphilosophie, vor allem aber um den Freiheits- und Willensbegriff hinaus in Maßen Bestand gehabt: Selbst in seiner Einrede gegen Schmidts Äußerungen zu seinem Willensbegriff<sup>27</sup> aus dem Jahr 1793 geht Reinhold noch auf Argumente eines „Theuerste[n] Freund[es]“ ein.<sup>28</sup> Gleichwohl kann man durch eine Untersuchung der besagten Rivalitäten und Kontroversen anhand der vorliegenden Quellen Anhaltspunkte dafür finden, daß sich dieses freundschaftliche Verhältnis durch die Publikation der Zweitaufgabe des Schmidtschen „Versuches einer Moralphilosophie“ und vor allem der Rezension just im Vorfeld von Reinholds Umdenken im Frühsommer 1792 getrübt haben dürfte. Damit könnte Reinhold manifeste Gründe über die reine argumentative Sachlage hinaus dafür gehabt haben, die Kritik seines Kollegen in seinem Brief mit anderen Maßstäben zu bewerten als die von Erhard und Diez, was für die Darstellung von Reinholds Umdenken und die Untersuchung seiner späteren Position in jedem Fall zu berücksichtigen wäre. Dies gilt insbesondere auch, zumal hierbei als Nebeneffekt deutlich wird, daß die Grundlagen der später mit Schmid geführte Kontroverse um die Freiheit des Willens zu diesem Zeitpunkt in Reinholds Interesse die Kritik an seiner eigentlichen Elementarphilosophie zu überlagern begonnen hatte.

Zu untermauern sind die zuletzt eher psychologischen Betrachtungen und Thesen zum Verhältnis Reinholds und Schmidts durch eine nähere Untersuchung der hierfür vorliegenden, oben aufgeführten Quellen, das heißt zunächst ihrer publizierten Arbeiten ab Ostern

<sup>27</sup> Es handelt sich um den bereits erwähnten, später im zweiten Band von Reinholds „Beyträgen“ in sein „Ueber das vollständige Fundament der Moral“ eingearbeiteten Text „Ueber den Unterschied zwischen dem unwillkürlichen aber durch Denkkraft modificirten Begehren und dem eigentlichen Wollen; oder zwischen dem sogenannten nicht sittlichen und dem Sittlichen Wollen“ aus dem Schmidtschen „Philosophischen Journal“ (vgl. Anm. 20), Bd. I, Heft 3, S. 352-387

<sup>28</sup> Mit einem anderen Kontrahenten (übrigens in beiden auch bei Reinhold relevanten Fragen) hatte Schmid, wenn man es so nennen will, dann weniger Glück: Der offensichtlich weniger empfindsame Fichte „annihilierte“ ihn 1796 in berühmtgewordener Weise im Anschluß an eine persönliche, teils ja extrem polemisch ausgetragene Kontroverse um eine Philosophie aus oberstem Grundsatz zur Begründung der kritischen Philosophie; dem vorausgegangen war ein Streit um die Frage der Freiheit des Willens im Anschluß an Schmidts Gebhard- und Creuzer-Rezension zu dieser Frage, die ja auch Gegenstand der Kontroverse mit Reinhold gewesen war.

1791, sowie der auf Reinholds Seite hierfür relevanten brieflichen Äußerungen in den vorhandenen Korrespondenzen mit Baggesen und Erhard. Der notwendige Umfang dieser Hintergrunduntersuchung würde den Rahmen dieser Arbeit zwangsläufig sprengen, es kann an dieser Stelle daher nur versucht werden, in der Folge zumindest die grundlegenden Ansatzpunkte eines solchen Unternehmens zu skizzieren. Hier soll statt dessen vielmehr die Schmidtsche Kritik an Reinholds Elementarphilosophie und ihre mögliche Wirkung auf Reinhold ganz im Zentrum stehen. Ein Blick auf die betreffenden Texte, also Schmidts Rezension von Reinholds Fundamentschrift sowie seine „Empirische Psychologie“ bildet hierfür die Basis. Ausgehend von Reinholds vorliegenden Äußerungen zu dieser Kritik (den drei Briefpassagen sowie seine Rezension der „Empirischen Psychologie“) wird dann versucht werden, Grundzüge von Reinholds Rezeption der Schmidtschen Kritik vor dem Hintergrund ihrer sich in jener Periode verändernden Beziehung zu rekonstruieren. Auf der Basis der hieraus erzielten Ergebnisse soll dann ein Ausblick gewagt werden auf mögliche Auswirkungen auf das Bild von Reinholds im Frühsommer neu-gewonnener Einsicht und deren Auslösern.

### III. Schmidts Rezension von Reinholds Fundamentschrift (vom 9./10. April 1792) und die implizite Reinhold-Kritik in der „Empirischen Psychologie“ von 1791

Reinholds mit seinem „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ (TVV) von 1789 begründete Elementarphilosophie, die die selbst noch sehr junge, bei weitem noch nicht auf breiter Basis durchgesetzte kritische Philosophie allererst begründen sollte, hat in den ersten Jahren nach ihrem Auftreten eine außerordentlich gewichtige Stellung in der Debatte um die kantische Philosophie besessen, und zwar nicht nur, jedoch vor allem auch in Jena. Die Ursachen hierfür lagen zunächst weniger unmittelbar in den Leistungen von Reinholds eigener Theorie, sondern insbesondere auch darin, daß Reinhold durch seine vielbeachteten „Briefe über die kantische Philosophie“ außerordentlich viel zu deren Popularisierung, mithin zu ihrer überhaupt erst einsetzenden breiten Rezeption beigetragen hatte. Nicht zuletzt deshalb galt er weithin als einer der bedeutendsten Vertreter auch der kantischen Philosophie selbst, sowohl in Jena, wie in dieser Periode wohl auch überhaupt außerhalb von Königsberg. Zu diesem Zeitpunkt überstieg Reinholds eigener Ruf unter der Jenaer Studentenschaft auch in jedem Fall den von Schmid.



Schmid, der – wie gezeigt – unabhängig und sogar früher als Reinhold zum Studium und der Auslegung Kants gekommen war, hat gleichwohl den zunächst von nicht wenigen Reinhold-Lesern und -Hörern als vermeintlich konsequente Fortsetzung des kantischen Programms eingeschlagenen Weg in die Elementarphilosophie nicht ausdrücklich mitbegangen. Er ist kein ausgewiesener Reinholdianer geworden (wie eigentlich keiner seiner Kollegen in ganz Deutschland). Er hat sich jedoch andererseits zunächst auch nicht dezidiert gegen die Position seines Freundes und Jenaer Kollegen Reinhold gestellt (wie, neben den Nichtkantianern, unter den Anhängern der kritischen Philosophie etwa Karl Heinrich Heydenreich). Statt dessen scheint er im Anschluß an seine eigenen Kommentaranbeiten zur Kritik der reinen Vernunft eigene Wege einer Kant-Fortsetzung, und zwar in von seinem Freund und Kollegen Reinhold zunächst (noch) nicht bearbeiteten Feldern der (kantischen) Philosophie gesucht zu haben: Er trat in der fraglichen Periode neben seinem Kant-Wörterbuch vor allem mit seinem auf Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ sowie die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ aufbauenden vielbeachteten „Versuch einer Moralphilosophie“ von 1790 hervor, dann aber 1791 auch mit der gleich noch näher zu betrachtenden „Empirischen Psychologie“.

Schmids Rezension von Reinholds „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens“ von 1791 in der A.L.Z vom 9. und 10. April 1792 stellt seine erste publizierte, explizite Äußerung zu einer Schrift von Reinhold zu seiner Elementarphilosophie dar. Jedoch hatte Schmid schon mit seiner zeitgleich zu eben dieser Fundamentschrift Reinholds erschienenen „Empirischen Psychologie“<sup>29</sup> auf Reinholds Theorie aufbauend bezuggenommen, auch wenn der eigentliche Ausgangspunkt seines mit diesem Buch begonnenen Projekts zunächst wie im Fall des „Versuches einer Moralphilosophie“ in einiger Entfernung von Reinholds Programmatik gelegen hatte: Schmid, der ja zu Beginn seines Studiums medizinische Neigungen besessen hatte, diese jedoch gegen den Wunsch seines Vaters nicht durchsetzen konnte, wollte mit dem Gesamtvorhaben seiner „Empirischen Psychologie“ gerade auch praxisrelevante Grundlagenarbeit leisten, hatte also mithin ein anthropologisches, eher medizinisch-naturwissenschaftlich orientiertes Werk im Auge. Dieses (Groß-) Projekt mußte aber, um im kantischen Sinne (natur-)wissenschaftlich

<sup>29</sup> „Empirische Psychologie von M. Carl Christian Erhard Schmid.“, Jena: im Verlag der Crökerschen Handlung, 1791. Zitate hieraus werden künftig direkt im Text unter der Sigle EP nachgewiesen

heißen zu können, auf der Basis der kritischen Philosophie systematisch aufgebaut und auch ‚fundiert‘ werden, weshalb der vorliegende Band in Wirklichkeit eher die prinzipiellen Grundzüge einer „Philosophische[n] Anthropologie“<sup>30</sup> in Gestalt eines Ersatzes für die von Kant verworfene metaphysisch-dogmatische „rationale Psychologie“<sup>31</sup> der Schulphilosophie darstellt. Die tatsächlich vorliegende Publikation war dabei ursprünglich nur als erster, systematisch-propädeutischer Band eines breiter angelegten Werkes gedacht. Schmid hat jedoch statt einer direkten Fortführung den Großteil der nach seinen eigenen Angaben bereits in großer Fülle vorliegenden empirischen Beispiele – also den konkret medizinisch-naturwissenschaftlichen Anteil des Ganzen – nicht in einem solchen, im vorliegenden ersten schon angekündigten zweiten Band publiziert, sondern zum überwiegenden Teil in sein ab 1796 in drei Bänden erschienenenes „Psychologisches Magazin“<sup>32</sup> eingebracht.

Da der wesentliche erste Kern der tatsächlich vorliegenden „Empirischen Psychologie“ aber nun eben in der systematischen Ordnung der im menschlichen Gemüt vorhandenen Vermögen und wirksamen Kräfte (denn um dessen durch jene möglichen bzw. sich durch diese realisierenden Erscheinungen allein kann es der konkreten empirischen Psychologie gehen<sup>33</sup>) besteht, und das heißt in der von der Empirie aufsteigenden Aufstellung ihrer Prinzipien, war Schmid jedoch zwangsläufig zu einer Auseinandersetzung mit Reinholds Elementarphilosophie gezwungen. Denn in seinem Bestreben nach einer

<sup>30</sup> Schmid hatte die Vorlesung zu seinem Projekt tatsächlich unter diesem Namen abgehalten. Zu den Hörern seiner „Philosophischen Anthropologie“ gehörte unter anderem auch Schmidts Schützling Novalis, der später in den Fragmenten seines „Allgemeinen Brouillons“ ausdrücklich Schmidts „Empirische Psychologie“ als Quell- und Studientext zu seinen Gedanken nennt.

<sup>31</sup> Diesen von Kant durch die Ablehnung der schulphilosophisch-metaphysischen rationalen Psychologie im Paralogismen-Kapitel der KrV diskreditierten Terminus versucht Schmid im § VI der Einleitung der Empirischen Psychologie zu reetablieren, indem er seine Übertragung auf die von ihm ins Auge gefaßte systematisch-propädeutische Grundlage der empirischen Psychologie im nach Kant einzig möglichen, nichtmetaphysischen Sinne vorschlägt, das heißt als nicht über das in der inneren Erfahrung gegebene Datum des empirischen Selbstbewußtseins, das „Ich denke“ als letztem Grund hinauszielend (vgl. EP Einl., § VI, S. 22). Sein Gesamtprogramm ließe sich insofern also auch als Erarbeitung von Prinzipien der empirischen Psychologie auf der systematischen Grundlage einer neugefaßten 'kritizistischen rationalen Psychologie' fassen.

<sup>32</sup> in drei Bänden, Jena: im Verlag der Crökerschen Handlung, 1796 u.ö.

<sup>33</sup> vgl. §§ II und IV des „Erste[n] Theil[s] der empirischen Psychologie. Die menschliche Seele, ihre verschiedenen Vermögen und Kräfte, ihr Verhältnis zu einander, und die Gesetze, wornach sie überhaupt sich äussern“, S. 154f. und 156f.

„kritizistischen rationalen Psychologie“ in Abgrenzung von der rationalen Psychologie zum Beispiel Wolffs will sich Schmid streng an Kants Vorgabe halten, indem er Seelenwirkungen und Seelenzustände nur an ein logisch transzendentes Subjekt der Seele anknüpft, nämlich das im empirischen Selbstbewußtsein in der inneren Erfahrung gegebene „Ich denke“, und nicht an eine substantielle Seele (EP I, Teil, § I, S. 154). Oder mit Kants Worten: Er knüpft an die „einfache und für sich selbst an Inhalt gänzlich leere Vorstellung: Ich; von der man nicht einmal sagen kann, daß sie ein Begriff sei, sondern ein bloßes Bewußtsein, das alle Begriffe begleitet“ (KrV B 404). Als Vorstellung ist dieses „Ich“ dann in der Tat dem zugänglichen Gemüt zugeordnet. Es bleibt jedoch bei Schmid – gut kantisch – explizit auch im Gemüt das erste und „unbestimmte Faktum“, an das auch die erst später weiter herausdifferenzierte Mannigfaltigkeit der Vermögen und Kräfte als Vernunftseinheit angeknüpft wird (EP I, § VII, S. 158).

Reinhold hatte nun aber in Überbietung dieses von Schmid übernommene kantische Fundament durch die auf einen Grundsatz zurückgehende Elementarphilosophie allererst begründen wollen, indem er aufgrund des Vorstellungscharakters auch dieses „unbestimmte[n] Faktum[s]“ der einfachen Vorstellung Ich in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens dem in seinem obersten Grundsatz an Subjektstelle stehenden Begriff der Vorstellung überhaupt untergeordnet hat. Schmid mußte sich daher zwangsläufig in seiner Vorgehensweise mit Reinholds Theorie konfrontiert sehen und in Folge ihr gegenüber auch explizit Stellung beziehen. Und tatsächlich kann dann bereits hier der Beginn der Auseinandersetzung mit Reinholds Elementarphilosophie angesiedelt werden: Ohne diesen ausdrücklich zu nennen, nimmt Schmid zwar im § XIX (EP I, S. 172) des „Ersten Theils der empirischen Psychologie“ eine Reinholds Theorie tatsächlich entsprechende Unterordnung aller Gemütsvermögen (und implizit entsprechend auch der Gemütskräfte) unter das Vorstellungsvermögen (bzw. die vorstellende Kraft) vor. Jedoch setzt er sich hierbei aber sofort auch deutlich von Reinhold ab. Dies geschieht, indem er fast noch im selben Atemzug eine unauffällige, aber äußerst schwerwiegende Modifikation auf der Basis einer zuvor (in den §§ IX-XII, EP I, S. 160-164) aufgestellten Typologie der Vermögen und Kräfte vornimmt. Es handelt sich hierbei um die Differenzierung zwischen einem direkt aus dem Vorstellungsvermögen fließenden Vermögen auf der einen und den ontologisch gleichursprünglichen Gefühl- bzw. Begehrungsvermögen auf der anderen Seite (in § XX, EP I, S. 172f., dort dann: Vorstellungsvermögen im engeren und im weiteren Sinn).

Hier liegen nun bereits die Grundzüge von Schmidts ein knappes Jahr später in der Rezension von Reinholds Fundamentschrift geäußerten grundsätzlichen Verfahrenseinwänden gegen Reinholds Theorie. Da die Betonung in diesem Aufsatz auf der Reinhold-Kritik und der Reaktion Reinholds auf diese Kritik liegen muß, soll in der Folge Schmidts Rezension von Reinholds Fundamentschrift in den Vordergrund der Untersuchung rücken. Dabei wird jedoch an den entsprechenden Stellen auf Schmidts weitgehend analoge, jedoch anders akzentuierte Korrektur der Reinholdischen Elementarphilosophie für seine eigenen Zwecke in der „Empirischen Psychologie“ zurückgegriffen werden.

Schmidts Rezension von Reinholds Fundamentschrift ist vom Ton her außerordentlich wohlwollend gegenüber dem befreundeten Professorenkollegen gehalten. Schmid würdigt über die ersten zwei Spalten ausführlich Reinholds Verdienste bei der Popularisierung und Auslegung Kants und stellt ihn dabei sogar fast ebenbürtig neben diesen, betont jedoch ausdrücklich, daß Reinhold mit der Elementarphilosophie eindeutig über Kant hinausginge (Rez. FS, Sp. 49). Auch erkennt er Reinholds Hauptanliegen an, dessen nochmalige Vorstellung und Rechtfertigung einen wesentlichen Teil der unmittelbar rezensierten Schrift<sup>34</sup> ausmacht: Ein Fundament, dessen Unabdingbarkeit Reinhold mit der Fundamentschrift noch einmal vertiefend begründen will, sei in der Tat dasjenige, „was der Philosophie Noth ist.“ (Rez. FS, Sp. 51, in einem Reinhold-Zitat aus dem ersten Band der „Beyträge“). Die Suche danach sei absolut legitim und begrüßenswert. Reinholds Vorgehen in der Sache und die damit verbundenen Ansprüche kritisiert Schmid jedoch nicht minder entschieden.

Seine Argumentation ist dabei zweiteilig angelegt: Zunächst formuliert er in einem „allgemeinen Raisonement“ über Reinholds Programm, das mit etwa sechs Spalten im Zentrum des ersten Teils der

<sup>34</sup> Schmid greift im übrigen aber immer wieder, im zweiten Teil seiner Rezension sogar ausdrücklich fast ausschließlich auf die vorausgegangenen Schriften Reinholds zurück, vor allem auf den ersten Band der „Beyträge“, wo Reinhold seine „Fundamentallehre“ ausführlich entwickelt. In gewisser Weise nutzt er damit die Rezension von Reinholds nochmaliger grundlegender Legitimierung seines Unternehmens zu dessen eigentlicher Beurteilung, zu einer grundlegenden Kritik der Elementarphilosophie als Ganzer. Schmidts zu seiner Jenaer Zeit unterbliebene explizite Stellungnahme zum Reinholdischen Projekt wird aus der inzwischen auch räumlichen Distanz also gewissermaßen nachgereicht, und dies auf der Basis einer Schrift, die nur zu einem geringen Teil die Elementarphilosophie selbst systematisch vorträgt, sondern neben einer ausgedehnten Rechtfertigung insbesondere gegen rationalistische und empiristische Positionen allenfalls Detailkorrekturen zur Elementarphilosophie nachliefert.

Rezension (erschienen am 9. April 1792) steht, grundsätzliche Bedenken gegen Reinholds Vorgehensweise in Gestalt einer umfassenden immanenten Verfahrenskritik: Er versucht hier zu zeigen, daß das von Reinhold angestrebte Realfundament des philosophischen Wissens (von Schmid bezeichnet als die „*nothwendigen und allgemeinen* Thatsachen des menschlichen Gemüthes“ im Bewußtsein<sup>35</sup>, Rez. FS, Sp. 51) schon aus rein methodologischen Erwägungen heraus nicht in einem einzigen obersten Grundsatz zu fassen sei. Deshalb habe sich Reinholds System einer Elementarphilosophie, das unter Ausnutzung einer nicht erkannten grundlegenden methodischen Zweideutigkeit zur Aufstellung des Satzes des Bewußtseins als solchem Fundamentalsatz gekommen sei, tatsächlich aufgrund dieses Verfahrensfehlers in massive Widersprüche verwickeln müssen. Es bedürfe daher nun einer tiefgreifenden Korrektur, die Schmid in Ansätzen sogleich auch skizziert (mündend in die Rede von einer „Neuen Elementarphilosophie“ gegen Ende der Gesamtrezension, Rez. FS, Sp. 60).

Im Anschluß an seine grundsätzlichen Überlegungen macht Schmid sich im zweiten Teil der Rezension (vom 10. April 1792) auf der Basis seiner zuvor ausgeführten *allgemeinen* Verfahrenseinwände an eine konkrete immanente Detailkritik von Reinholds eigentlicher Elementarphilosophie, hier nun vor allem auf die Texte des ersten Bandes von Reinholds „Beyträgen“ zurückgreifend. Dieser sich nur über drei Spalten erstreckenden und damit vergleichsweise unausführlichen Aufzählung der vielfältigen *konkreten* Erschleichungen und Widersprüchlichkeiten im Detail in Reinholds eigentlicher Elementarphilosophie scheint er dabei geringeres Gewicht zugemessen zu haben, wohl, weil sie ihm weitestgehend aus der im ersten Teil der Rezension konstatierten grundlegenden Zweideutigkeit von Reinholds Verfahren herzurühren schienen. Damit wären sie durch die allgemeinen Einwände ja gewissermaßen bereits abgedeckt gewesen. Auch sind diese Erschleichungsnachweise weitestgehend nicht originell, da sie vielfache Entsprechungen in Einwendungen früherer Kritiker besitzen.<sup>36</sup> Neu ist jedoch ihre kompakte Bündelung unter einer

<sup>35</sup> Reinhold hätte möglicherweise bereits hier widersprochen, da er von einer einzigen ursprünglichen Tatsache des Bewußtseins (derjenigen, die der Satz *des* Bewußtseins ausdrückt) ausgeht. Sie enthielte alle weiteren Tatsachen im Bewußtsein *in* sich (bzw. unter sich, wie er im Rahmen der von Schmid konstatierten Zweideutigkeit gelegentlich zugibt).

<sup>36</sup> Zu einem Teil korrespondieren Schmid's Einwände auch mit den von Diez in den Jahren 1790 und 1791 nachweislich ausgearbeiteten Argumenten, von denen wir durch die von Henrich jüngst edierten Schriften von Diez wissen. So erhebt Schmid etwa den (jedoch zuvor bereits von Friedrich Carl Forberg erhobenen und später,

globalen immanenten Verfahrenskritik. Diese Detailsinwände sind gleichwohl nicht minder treffend, wurden jedoch, wie noch zu zeigen sein wird, auch von Reinhold zugunsten der grundsätzlichen, rein immanenten Verfahrenskritik des ersten Teils vollständig übergangen.

Schmid hält Reinhold etwa vor, Ding an sich und Noumenon (als dessen bewußtseinszugewandte Dimension) zu verwechseln und auf diese Weise das Dasein eines Stoffes für die Vorstellung fälschlich schon aus dem Begriff der Vorstellung überhaupt abzuleiten (Rez. FS, Sp. 58), während dieser doch tatsächlich von einem bewußtseinsunabhängigen Ding stammen müsse. Diesen (allerdings in dieser Form nicht ganz berechtigten) Einwand hatte etwa auch Johann Christoph Schwab in seiner Rezension der *Beyträge* I erhoben<sup>37</sup>, ebenso August Wilhelm Rehberg<sup>38</sup>. Auch erschleiche sich Reinhold trotz auf Forbergs persönlich vorgetragene Kritik zurückgehende Korrekturen in den *Beyträgen* I nach wie vor in einer unzulässigen Ableitung die innere Mannigfaltigkeit des Stoffes (Rez. FS, Sp. 59), eine Vorhaltung, die Reinhold ebenfalls bereits von Rehberg gemacht worden war und – wie wir durch dessen Briefe wissen – Diez zu einem kritischen Aufsatz angeregt hatte<sup>39</sup>. Des weiteren setze Reinhold für die Erklärung der Existenz eines solchen Stoffes den „reinen Grundsatz der Causalität“ (Rez. FS, Sp. 58) voraus, ohne diesen jedoch aus seinem Satz des Bewußtseins tatsächlich abzuleiten, was wohl unmöglich wäre. Überhaupt, so Schmid, sei bereits Reinholds Schlußverfahren bei der Begründung seines Satzes des Bewußtseins aus dessen vorgeblich rein inneren Bedingung unzulässig (Rez. FS Sp. 58f.). Reinholds Grundsatz soll zwar durch durch unmittelbare Vernunftvidenz einleuchten; die Begründung des in ihm leitenden Begriffes der Vorstellung überhaupt aus deren inneren Bedingungen kann dabei auch nur durch Vernunftschlüsse im kantischen Sinne erfolgen. Reinholds Behauptungen, es bei der Begründung des Satzes des Bewußtseins nur mit dessen inneren Bedingungen zu tun zu haben, mithin mit von ihm selbst logisch abhängigen Prämissen, laufe jedoch diesem prä-tendierten Schlußverfahren zuwider: Für einen Vernunftschluß bedür-

---

nach darauf zurückgehenden unzureichenden Korrekturen Reinholds, von August Wilhelm Rehberg wiederaufgenommenen) Einwand gegen Reinholds Ableitung der Mannigfaltigkeit des Stoffes, die auch Diez nachweislich als unhaltbar erkannt hatte, vgl. in den DBS zum Beispiel die Briefe A 6, S. 44f., und A 7, S. 56

<sup>37</sup> in: *Philosophisches Magazin*, Hrsg. von Johann August Eberhard, 4. Bd., 3. Stück (1791), S. 344f.

<sup>38</sup> in der ALZ Nr. 27 vom 28. Januar 1791, Sp. 209f.; Rehbergs Rezension erschien an diesem Tag in zwei Nummern (Nr. 26 und 27), sie umfaßt die Sp. 202-214.

<sup>39</sup> vgl. z. B. DBS, Brief A 8, S. 63, Z. 20ff., sowie die vorangegangenen Briefe, in denen Rehbergs Rezension breit abgehandelt wird.

fe es hier zum Satz des Bewußtseins hinzu einer zusätzlichen, von diesem unabhängigen Prämisse, also „äußerer Bedingungen“ desselben. Diese – nämlich Subjekt und Objekt – erschleiche sich Reinhold aber, indem er bei der Begründung seines Satzes des Bewußtseins (der eigentlichen Elementarphilosophie) in Wirklichkeit ein anderes, mit seinem Anspruch inkompatibles Schlußverfahren anwende. Dieser vergleichsweise knappe, jedoch methodologisch grundlegende Einwand korrespondiert, wie noch zu sehen sein wird, auf das engste mit Schmidts in seinem „allgemeinen Raisonement“ geäußelter immanenter globaler Verfahrenskritik: Denn soll die Elementarphilosophie tatsächlich eine Theorie des Vorstellungsvermögens bleiben, muß sie hiermit von eben jener Pluralität von Fundamentalsätzen ausgehen, die Schmid dort aus anderen Erwägungen heraus fordert, also zusätzliche, vom Satz des Bewußtseins unabhängige Prämissen zulassen. Gleichzeitig ist dieser methodologische Einwand auch eng verwandt mit dem wohl von Diez erhobenen Zweifel, den Reinhold im Brief an Erhard vom 18. Juni 1792 schildert. Dieser richtet sich ja gerade gegen eine (erschlichene, da unbelegte) Begründung von Form und Stoff allein aus dem Vorstellungsbegriff, ohne Hinzunahme der hierfür in Wirklichkeit notwendig vorauszusetzenden äußeren Bedingungen des Bewußtseins der Spontaneität und des Selbstbewußtseins selbst.

Von Schmidts Seite aus liegen damit in manifester Form zwei verschiedene Aspekte einer immanenten Kritik vor, die von Henrich und Stamm in ihrer Rekonstruktion auf der Basis des Briefes vom 18. Juni 1792 exklusiv für Diez vorbehalten worden ist. Schmid liefert eine Reihe von Einwänden gegen einzelne Argumente in der Ausarbeitung der Elementarphilosophie, unter denen zwar nicht der durch den Brief Reinholds vom 18. Juni 1792 einzig eindeutig nachzuweisende kritische Einwurf von Diez ist. Gleichwohl handelt es sich auch bei den hier unter der allgemein gehaltenen, grundsätzlichen Verfahrenskritik gebündelten Detaileinwänden im zweiten Teil der Rezension um kaum weniger schwerwiegende Vorhaltungen, zumal der letztgenannte mit dem Argument von Diez eng korrespondiert. Er würde eine materiale Begründung aus einem einzigen Grundsatz sogar vollständig ausschließen und verweist insofern ebenfalls auf Reinholds neugewonnene Einsicht in die Notwendigkeit einer Reorganisation. Die den Detaileinwänden übergeordnete globale Verfahrenskritik Schmidts in seinem „allgemeinen Raisonement“ stellt hierbei dann aber vor allem gerade auch eine solche immanente „Kritik nicht einzelner Argumente, sondern der gesamten Strategie der Elementarphilosophie Reinholds, also des Werkes in

seinem Gesamtaufbau“<sup>40</sup> dar, wie sie von Henrich ausschließlich für Diez reklamiert worden ist, ohne daß sie unmittelbar aus den vorliegenden Texten zu belegen wäre. Schmid tastet hierbei allerdings – wie im übrigen auch Erhard – Reinholds eigentliches Verfahrensprogramm stärker an, als es Diez getan zu haben scheint, was die Immanenz der Argumentation aber nicht beeinträchtigt, sondern durch die Beibehaltung eines gewissen Primats der Vorstellung sogar eher stärkt.

Für Diez hingegen ist der tatsächliche Vortrag einer globalen Verfahrenskritik im Unterschied zu Schmid nur in Rekonstruktion zu erschließen, allein auf den Umstand gestützt, daß Reinhold aufgrund von Diez’ tatsächlich nachweisbarem Einwand Konsequenzen für die Umarbeitung seines Gesamtverfahrens gezogen zu haben scheint. Diese im Brief Reinholds vom 18. Juni 1792 skizzierten Konsequenzen verweisen jedoch bei näherer Betrachtung lediglich partiell unmittelbar auf dieses eine Argument zurück; ein anderer Teil ist lediglich über das außerordentlich bemühte Konstrukt einer ahistorischen „theoretischen Problemkonstellation“ überhaupt mit Diez in Verbindung zu bringen; und diese soll dabei nur auf der Basis einer „Reinhold-immanenten Analyse, die das Programm, das Reinhold in seinem Brief als das der reorganisierten Elementarphilosophie skizziert, in ihrer Grundgestalt [entwickelt,]“<sup>41</sup> fußen. Diese für Henrichs Thesen zu Diez damit also entscheidende, vorgeblich rein immanente Lesart von Reinholds „Reorganisation“, wie sie von Marcelo Stamm in der Edition von Diez’ Schriften zumindest angedeutet wird, ist bislang aber nur sehr unvollkommen belegt worden. Sie läßt in der vorliegenden Form sogar eine gewisse implantierte Diez-Zentrierung vermuten, indem gerade Reinholds im Brief nach einem Absatz ganz allgemein geäußerte Verfahrenskonsequenzen unter ausschließlicher Fixierung auf das separat davon zuvor ausgeführte Argument von Diez gelesen wird. Von Schmid liegt nun aber eben im Unterschied dazu eine manifeste methodische Grundlagenkritik samt einschneidender Korrekturvorschläge in ähnlicher Tendenz tatsächlich vor, und eine nähere vergleichende Betrachtung könnte zeigen, daß diese sehr wohl mit dem expliziten Wortlaut des Briefes gerade zu diesem Aspekt der von Reinhold im Brief skizzierten Konsequenzen in Einklang zu bringen ist. Ein Ansatz zu einer solchen vergleichenden Lesart soll im folgenden Abschnitt dieses Aufsatzes zur Rezeption der Schmidischen Kritik durch Reinhold und ihren besonderen Umständen erfolgen. Ba-

<sup>40</sup> Henrich, *Konstellationen*. (vgl. Anm. 4), S. 242

<sup>41</sup> Stamm in DBS, S. 900



sis hierfür ist aber die nun zunächst vorzunehmende genaue Rekonstruktion von Schmid's immanenter Verfahrenskritik.

Den Kern des ersten Teils von Schmid's Kritik, seines „allgemeinen Raisonnements“ über solche grundsätzliche Verfahrensfragen (und eben Verfahrenseinwände), besteht in der Aufdeckung einer für Reinholds Argumentation fatalen Zweideutigkeit im Programm seiner Elementarphilosophie. Dies betrifft unmittelbar den Charakter des Reinholdschen Satzes des Bewußtseins als Fundamentalsatz, genauer, die durch ihn ausgeübte Bestimmung seiner Folgesätze. Ausgangspunkt ist dabei die (noch ganz kantische) Feststellung auch Reinholds, daß das alleinige ontologische, d.h. das Realfundament allen philosophischen Wissens, ausschließlich im Bewußtsein zu suchen ist, in Gestalt der „*nothwendigen und allgemeinen Thatfachen* des menschlichen Gemüthes“ (Rez. FS, Sp. 51). Reinholds Anspruch gemäß wäre der Satz des Bewußtseins Ausdruck von eben diesem Bewußtseins als einer einzigen kompakten Tatsache. Schmid will nun zeigen, daß Reinholds oberster Grundsatz eben das, was er als vorgeblich vollständiger Ausdruck dieses Realfundaments allen philosophischen Wissens beansprucht, alleine gar nicht zu leisten vermag. Reinhold habe diese Behauptung überhaupt nur durch eine Zweideutigkeit in den Aussagen über den Charakter seines Ableitungsverfahrens (bzw. über die durch seinen Grundsatz ausgeübte Bestimmung von dessen Folgesätzen) aufrechterhalten können, weshalb er sich zwangsläufig in die bereits von früheren Kritikern beanstandeten permanenten Widersprüche, ein Auseinanderklaffen von Anspruch und tatsächlicher Durchführung bzw. Durchführbarkeit hineinmanövrieren mußte.

Um diese sich durch Reinholds gesamte Argumentation basal ziehende Zweideutigkeit im Umgang mit der Bezeichnung des Satzes des Bewußtseins als „Grundsatz“ zu demonstrieren, stellt Schmid in der Folge (Rez. FS, Sp. 52-55) eine Typologie der Grundsätze auf. Diese ist, wie gleich noch zu zeigen sein wird, aufs engste sowohl mit einer schon in der „Empirischen Psychologie“ vorgenommenen Differenzierung als auch mit Einwänden einiger früherer Reinhold-Kritiker verbunden: Schmid unterscheidet drei Formen von Grundsätzen. Zunächst führt er „*logische oder formale Grundsätze*“ auf, die als rein formallogische Regeln durch Exklusion allein die logische Wohlgeformtheit ihrer Folgesätze, jedoch nichts Inhaltliches bestimmen, weshalb sie für die Argumentation in bezug auf den Satz des Bewußtseins nicht von Belang sind. Dann folgt aber die Unterscheidung von „*materiale[n]*“ und „*normale[n] Grundsätze[n]*“ (Rez. FS, Sp. 52), welche von Reinhold vernachlässigt worden sei, und zwar so-

wohl in der Grundanlage des Verfahrens, als auch – in der Folge erkennbar an den zweideutigen Äußerungen Reinholds hierzu – in der Darstellung des Programms: Aus der Fundamentschrift werde nicht verständlich, „auf welche von beiden übrigen Arten von Grundsätzen das Unternehmen eigentlich abzweckt“ (Rez. FS, Sp. 52).

Materiale Grundsätze sind nach Schmid solche, „die den Grund der objectiven Wahrheit eines andern Satzes in sich enthalten und als erste Prämissen einer Schlussreihe vorkommen“ (Rez. FS, Sp. 52). Ein materialer Grundsatz *enthält* einen seiner Folgesätze materialiter, also analytisch *in sich*. Als ein allgemeiner Satz muß er damit das Besondere seiner Folgesätze bereits in sich tragen, diese können deshalb auch allein aus ihm selbst abgeleitet werden. Genau dies behauptet Reinhold – wie gleich im Rahmen von Schmid's weiterer Argumentation noch zu zeigen ist – implizit und zum Teil auch explizit von seinem Satz des Bewußtseins, indem er für ihn in Anspruch nimmt, Ausdruck der einen Tatsache des Bewußtseins zu sein. Denn letzteres würde bedeuten, daß aus ihm alle weiteren Sätze, die die besonderen weiteren Tatsachen im Bewußtsein zum Gegenstand haben, materialiter abgeleitet werden könnten.

„Normale Grundsätze“ sind nach Schmid dagegen solche, „die das Verhältniss eines Satzes zu andern Sätzen in einer Wissenschaft bestimmen, und den Plan zu einem, die Sphäre seiner Gegenstände erschöpfenden, System vorzeichnen.“ (Rez. FS, Sp. 52). Ein normaler Grundsatz ist kein Satz, der alles Besondere seiner Folgesätze „*in Einem* Satz zusammenfasste, sondern ein allgemeiner Satz, *unter welchem* alles enthalten wäre.“ (Rez. FS, Sp. 54), was das ihn konstituierende allgemeine Merkmal besitzt. Er bestimmt nicht den Inhalt (und auch nicht die logische Form) seiner Folgesätze, sondern ihre Form im Sinne einer sinnvollen Zusammenstimmung in einem System, das dabei kein Deduktionssystem sein kann. Reinholds Satz des Bewußtseins könne nun – wie Schmid in der Folge noch näher ausführen wird – von seiner Beschaffenheit her nur als ein solcher „normaler Grundsatz“ gelten, was für seine tatsächliche Stellung im System nachhaltige Auswirkungen haben würde.

Deutlicher machen läßt sich diese Unterscheidung und ihre fundamentale Bedeutung für Schmid's Position gegenüber Reinhold, indem man einen Blick zurück auf die „Empirische Psychologie“ wirft. Schon im Einleitungsparagraphen VI, in dem Schmid den Terminus „rationale Psychologie“ für das von ihm aufgestellte System von Prinzipien der empirischen Psychologie zu reetablieren versucht, bekennt er sich in Abgrenzung gegen die schulphilosophische rationale Psychologie (als „materiale Wissenschaft, [...] die eigene Kenntnisse

in sich begreifen, und selbst dem Inhalte nach von Erfahrung unabhängig seyn soll“) zu einer nur „formale[n] Bestimmung“ seiner Prinzipien (EP Einl., § VI, S. 23).<sup>42</sup> Schon dies verweist auf die grundlegende methodologische Verwandtschaft von Reinholds Position mit der dogmatischen Schulphilosophie, indem Reinhold seinen Ansprüchen nach einen „materialen Grundsatz“ an die Spitze eines Ableitungsprogrammes stellen will, während Schmid sich unter Ausgang von der Empirie zu einer Gewinnung von Prinzipien mit der Fähigkeit nur zu „formale[r] Bestimmung“, also in Gestalt von „normalen Grundsätzen“ im Sinne der Rezension, bekennt. Schmid nimmt aber dann im ersten Teil seiner „Empirischen Psychologie“ auch noch einmal eine explizite, zu der der zwei relevanten Arten von Grundsätzen analoge Unterscheidung von verschiedenerlei Grundvermögen und -kräften vor. Diese untermauert ihrerseits dann seine im selben Teil wenig später stillschweigend vorgenommene Absetzung von Reinholds Einteilung der Gemütskräfte – und damit auch von Reinholds Elementarphilosophie. Diese Differenzierung ist über die bloße Illustration der ein Jahr später dann in der Rezension vorgenommenen Unterscheidung von Grundsatztypen hinaus für uns insbesondere auch deshalb von Belang, weil sich in Reinholds seinerseitiger Rezension der „Empirischen Psychologie“ genau an dieser Stelle bereits dessen nachhaltiges Mißverstehen der Schmidtschen Position artikulieren wird.

Schmidts terminologische Unterscheidung ist die zwischen Grundkraft bzw. Grundvermögen (EP I, §§ IX-XI, S. 160-162, sowie XIV, S. 166-169) und Generalkraft bzw. Generalvermögen/generellem Vermögen (EP I, § XII, S. 163). Grundkraft bzw. Grundvermögen, die den „materialen Grundsätzen“ in der Rezension entsprechen, nennt Schmid:

„Ein inneres Princip der Möglichkeit oder Wirklichkeit gewisser Erscheinungen, die im Grunde identisch sind und nur durch zufällige, in etwas ausser der Substanz gegründete Nebenbestimmungen sich als ver-

<sup>42</sup> Hierbei formuliert er im übrigen ähnlich wie bei seiner ersten Bestimmung der „normalen Grundsätze“ in der Rezension (Rez. FS, Sp. 56): „Giebt man ihr [der rationalen Psychologie] aber lediglich eine formale Bestimmung, und gebraucht man sie in keiner anderen Absicht, als um die durch Erfahrung erworbene, oder doch zu erwerbende, Kenntniss von der menschlichen Seele nach diesen Grundbedingungen alles Denkens zu gestalten und anzuordnen und ihr eine ächtwissenschaftliche Form zu verschaffen, so behält sie ihren Werth, nur nicht als Innhaberin eigener Kenntnisse, sondern als Vorzeichnerin eines idealischen Entwurfs, wornach Erfahrungsseelenlehre den Gesetzen des vernünftigen Denkens gemäß bearbeitet, und die ihr eigenen Begriffe und Sätze zweckmässig gestellt und einer grössern Vollkommenheit genähert werden können.“ (EP Einl., § VI, S. 23)

schieden zeigen und eben darum *verschiedenen Vermögen und Kräften* zugeschrieben werden.“ (EP I, § IX, S. 160).

„Grundkraft“ bzw. „Grundvermögen“ bezeichnen also nach Schmid Bestimmung jeweils ein reales, substantielles Einheitsprinzip, das die ihm nachgeordneten Vermögen bzw. Kräfte materialiter bestimmt, sie *in* sich enthält, also ihren Realgrund. Die jeweils *in* diesen Einheitsprinzipien gefaßten Vermögen und Kräfte können keine substantielle Besonderheit gegen jene besitzen, da sie in jeder substantiellen Hinsicht mit der entsprechenden Grundkraft bzw. dem entsprechenden Grundvermögen identisch sein müssen. Insofern kann aus einer Grundkraft bzw. einem Grundvermögen heraus tatsächlich eine vollständige Ableitung einer in ihr enthaltenen Kraft bzw. eines in ihr enthaltenen Vermögens vorgenommen werden. Bei dem von Schmid eingeschlagenen, von den Erscheinungen der (inneren) Erfahrung aufsteigenden Gang der Aufstellung vom Prinzipien bedeutet dies freilich, daß eine solche Ableitung nur das wieder ergeben kann, was zuvor quasi in die Grundkraft (bzw. das Grundvermögen) hineingesteckt worden ist. Sie werden ja nur dadurch herausgebildet, daß wesensmäßig identische, lediglich in ihrer Erscheinungsweise verschiedene (und deshalb überhaupt differenziert als Prinzipien für Unterarten aufgestellte) Vermögen und Kräfte zu einer diese vollständig in sich enthaltenden Grundkraft (bzw. einem Grundvermögen) als einem eine geschlossene Art bezeichnenden Realprinzip reduziert werden. (EP I, § XI, S. 162).<sup>43</sup>

Zur Generalkraft (bzw. einem „generellen Vermögen“), die den „normalen Grundsätzen“ entspricht, heißt es dagegen:

„Das Mannigfaltige der geistigen Vermögen und Kräfte lässt sich in einen allgemeinen generischen [= Gattungs-] Begriff zusammenfassen, der eine *Generalkraft* bezeichnet, welche die übrigen *unter* sich begreift, wie das logische Geschlecht die Arten, aber diese Arten nach demjenigen, was sie unterscheidet, auf keine Weise begreiflich macht.“ (EP I, § XII, S. 173).

<sup>43</sup> Auch hier kündigt sich schon die Absetzung von Reinhold an: Schmid differenziert nochmals zwischen Grundkraft im „*comparativen Sinne*“ und „*radicale[r]* oder *absolute[r]* Grundkraft“ (EP I, § IX, S. 160) und erteilt der Annahme der Nachweisbarkeit einer radikalen Grundkraft eine deutliche Absage (EP I, § X, S. 161). Die Frage einer obersten Gattung (EP I, § XII, S. 163) hingegen wird hier nicht grundsätzlich geklärt, sie würde ja aber auch nicht über die ihr zugrundeliegenden Arten hinausgehen. In dieser Frage ergab sich dann aber später angesichts von Fichtes Wissenschaftslehre unter Schülern von Reinhold und Schmid ein Nachdenken über Möglichkeit einer obersten Gattung, so etwa in den „Fichte-Studien“ von Novalis, im übrigen bei gleichfalls changierendem Gattungsbegriff!

„Generalkraft“ bzw. „generelles Vermögen“ bezeichnet also im Unterschied zu den „Grundkräften“ bzw. Grundvermögen bloß hypothetisch gelten könnende Allgemeinbegriffe oder Gattungsbegriffe, die die ihnen nachgeordneten Vermögen und Kräfte lediglich unter sich begreifen. Sie sind bloße Ordnungsprinzipien für die *unter* ihnen geordneten Vermögen und Kräfte. Sie beinhalten deren gemeinsame, allgemeine, nicht jedoch ihre besonderen Merkmale (hinsichtlich derer sie sich von ihnen unterscheiden) und bestimmen sie lediglich ihrer Zusammenstimmung in einem System nach. „Generalkraft“ bzw. „generelles Vermögen“ bezeichnet selbst noch keine Einheit, sondern stellt dem Wesen nach nur die formale Einheit und die Begrenzung eines Systems her, das allein auf dem jeweils erst konstituierenden, bestimmten allgemeinen Merkmal gegründet ist. Das auf eines dieser Ordnungsprinzipien ausgerichtete System muß daher zwangsläufig auf dem analytischen Weg, also aufsteigend, aufgestellt worden sein, da es die vorliegenden Arten im Hinblick auf ihre gemeinsamen Merkmale *unter sich zusammenfaßt*.

Die Analogie zur „Generalkraft“ in der „Empirischen Psychologie“ zeigt nun deutlich, daß die „normalen Grundsätze“ (in Sp. 53 der Rezension wird an einem Beispiel, das freilich den aufsteigenden Gang zeigt, auch ausdrücklich von einem „Generalsatz“ gesprochen) bloße Gattungsbegriffe ausdrücken, also gewissermaßen ‚Gattungsgrundsätze‘ darstellen. Angesichts der Verwendung dieses Begriffes wird die Verbindung, die Schmidts Position zu denen einer Reihe vorhergegangener Kritiker (insbesondere den Rezensionen von Heydenreich und August Wilhelm Rehberg) besitzt, auch terminologisch offenbar: Beide hatten Reinhold vorgeworfen, sein oberster Grundsatz könne doch nur ein Gattungsbegriff sein, aus dem allein heraus eben nicht alle anderen Sätze einer Theorie des Vorstellungsvermögens abgeleitet werden könnten.<sup>44</sup> Schmid hat diese beiden Positionen auch mit Sicherheit gekannt, jedoch weist das erste Auftreten der Unterscheidung samt ihrer Wendung gegen Reinhold schon in seiner eigenen Arbeit von 1791 darauf hin, daß er diese Position im Anschluß an Kant wohl verhältnismäßig selbständig entwickelt haben dürfte, zumal er dort als Quelle nicht die z.B. schon vorliegende Argumentation Heydenreichs, sondern den vorkantischen Kritiker Wolffs und der dogmatischen Schulphilosophie, Christian August Crusius<sup>45</sup>, angibt.

<sup>44</sup> vgl. hierzu Frank (vgl. Anm. 2), S. 336-348 und 354f.

<sup>45</sup> „Entwurf der nothwendigen Vernunft-Wahrheiten wiefern sie den zufälligen entgegen gesetzt werden.“ Leipzig 1745; nach Schmidts Angaben in seinen §§ X und XII in der EP stützt er sich hierbei vor allem auf die §§ 70ff. (wohl bis § 74), dabei vermutlich v.a. auf die Seiten S.127-129.

Angelegt auf Reinholds verschiedentlich ausgeführte Darlegungen seiner Position kann Schmid in der Rezension nun anhand seiner Grundsatztypen-Differenzierung die unaufhebbaren Widersprüche der Elementarphilosophie, das Auseinanderklaffen von erhobenen Ansprüchen und tatsächlich haltbarer Argumentation, vorführen. Sein Ziel ist dabei aber nicht die vollständige Widerlegung von Reinholds Programm, das er in manchen Teilen – etwa der auch bei ihm vergleichsweise starken Stellung der Vorstellung – durchaus noch mitzutragen bereit ist. Auch führt er den mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Diez zurückzuführenden, von Reinhold im Brief vom 18. Juni 1792 umrissenen Einwand selbst nicht auf. Er hat wohl auch die hieraus letztlich zu ziehende Konsequenz nicht in voller Klarheit gesehen, nämlich die Ablösung der Vorstellung als Basis für oberste Prinzipien der Philosophie durch das Selbstbewußtsein. Schmid will vielmehr Reinholds Begründungsprogramm auf eine auf der Basis der kritischen Philosophie nach seiner Einschätzung einzig mögliche „neue Elementarphilosophie“ (Rez. FS, Sp. 60) zurückführen. ‚Korrekturen‘ in dieser Richtung hatte er zu einem Teil stillschweigend in seiner „Empirischen Philosophie“ schon durchgeführt, zu deren Fundierung er dort ja auch die zur Unterscheidung von materialen und normalen Grundsätzen analoge Differenzierung zwischen Grundkräften und Generalkräften eingeführt hatte.

Schmid will also aufzeigen, daß sich gerade in Reinholds zweideutiger Verwendung des Grundsatzbegriffes das Grundproblem von dessen Ableitungsprogramm bereits offenbart: Reinhold könne nämlich den von ihm in seiner ganzen Verfahrensweise erhobenen Anspruch, alles weitere aus dem im Satz des Bewußtseins an erster Stelle stehenden Begriffe der bloßen Vorstellung überhaupt ableiten zu können, gar nicht einlösen. Und genau deshalb setze er mitunter in der Detailargumentation diesen Anspruch unvermittelt und stillschweigend durch ein Changieren im Grundsatzbegriff herunter. Schmid kann als Beleg für die Beobachtung dieses Changierens tatsächlich auch aus einer großen Zahl von expliziten widersprüchlichen Äußerungen Reinholds auswählen, von denen er einige (vor allem aus dem ersten Band der „Beyträge“) in Sp. 55 der Rezension zitiert. Das damit offensichtliche „auffallende Missverhältnis“ erkläre sich nun wie folgt:

„Seiner Beschaffenheit nach wäre dieser Grundsatz bloss *normal*, und bestimme zwar die systematische Anordnung, aber nicht den Inhalt der Sätze; nach der Bestimmung hingegen, die ihm angewiesen ist, die Wissenschaft nemlich selbst, d.h. ihren Inhalt, auf allgemeingeltende Gründe zurückzuführen und den philosophischen Missverständnissen und

Streitigkeiten ein Ende zu machen, dürfte es kein anderer, als *ein einziger materialer Fundamentalsatz* seyn.“ (Rez. FS, Sp. 56).

Denn es müßten „alle anderen Grundsätze nicht nur diesem einen systematisch untergeordnet seyn, sondern auch aus ihm hergeleitet werden“ können (Rez. FS, Sp. 56), wie Reinhold es mit seinem Gesamtprogramm auch beansprucht.

Schmid war daher nun gehalten, nachzuweisen, daß Reinholds Satz des Bewußtseins als „materialer Grundsatz“ tatsächlich unbrauchbar ist, er „Seiner Beschaffenheit nach“ nicht als materiales, sondern höchstens als „normales“ Fundament des gesamten philosophischen Wissens taugen kann. Schmid hat dies an gleich zwei Stellen in seiner Rezension (Rez. FS, Sp. 52f. und Sp. 56) ausführlich getan, beide Male in ähnlicher Weise, jedoch mit einem – wiederum für die Rekonstruktion von Reinholds Verständnis der Rezension – wesentlichen Unterschied:

Zwar ist in beiden Passagen deutlich spürbar, daß Schmid ‚aufsteigend‘ („analytisch“ im Sinne Erhards<sup>46</sup>) gedacht hat, anders als Reinhold mit seinem Deduktionsprogramm: Schmid hat offensichtlich Reinholds Vorgehen aus der Perspektive beurteilt, die er diesem gegenüber vorgehensbedingt in der „Empirischen Psychologie“ zwangsläufig einnehmen mußte. Dort nimmt das Problem der Gewinnung von Prinzipien durch Schmidts streng kritizistischen Begründungsanspruch insgesamt verhältnismäßig breiten Raum ein. Insbesondere diese Frage hatte ja im übrigen beispielsweise auch zur oben behandelten Differenzierung von Grundkraft und Generalkraft geführt. Diese Vorgehensweise unterscheidet Schmid grundlegend von Reinhold, der von einem unmittelbar aus sich heraus evidenten obersten Prinzip ausgehen wollte und daher die Frage nach dessen Gewinnung aus der Darstellung ausklammern zu können glaubte.

Jedoch greift Schmid im ersten Fall in concreto sehr stark auf seine in der „Empirischen Psychologie“ bereits vorgenommenen Modifikationen an Reinholds Einteilung der Gemütskräfte zurück, während er im zweiten Fall die auch zuvor schon eindeutig sehr viel breitere Basis für seine Zweifel nochmals sehr viel deutlicher benennt. Dort wird er sie auch bereits gegen jede Deduktion aus oberstem Grundsatz – und nicht mehr nur gegen nur Reinholds Versuch –

<sup>46</sup> Die offenkundige Parallele zwischen Schmidts Vorgehensweise und Erhards im verschollenen Brief an Reinhold von Ende Mai/Anfang Juni angestellter Überlegung wäre noch näher zu untersuchen. Ihre Ausführung müßte Teil einer sehr viel weitergehenden, zumindest Diez, Schmid und Erhard einschließenden Aufarbeitung der Vorgänge um Reinholds Umdenken sein.

richten. Reinhold scheint nun – wohl noch unter dem Einfluß seiner eigenen Rezension der „Empirischen Psychologie“ – fast ausschließlich die im Umfeld der erstgenannten Passage tatsächlich explizit genannte, breiter ausgeführte Ausnahme von Gefühl- und Begehrungsvermögen aus dem „Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung“ wahrgenommen zu haben, wie noch zu zeigen sein wird. Damit hat er aber nur einen Teil von Schmid's Einwendungen sowohl an dieser Stelle, die über diesen Punkt hinausführt, wie auch insgesamt berücksichtigt. Das Gewicht der zweiten Passage (Rez. FS, Sp. 56) scheint ihm dabei sogar völlig entgangen zu sein. An ihr lassen sich aber sehr gut Schmid's Vorstellungen von einer „Neuen Elementarphilosophie“ – und das heißt mehr oder minder: einer rekantianisierten – nachvollziehen; zudem läßt sich mit Hilfe einer Passage aus der Fundamentschrift zeigen, daß Reinhold mit ganz ähnlichen Einwänden in gewisser Weise schon umgegangen war, jedoch hierbei in Verkennung der Pointe der damit verbundenen Verfahrenskritik exakt in die von Schmid klar aufgezeigte Zweideutigkeit seiner Aussagen über den Bestimmungscharakter des Satzes des Bewußtseins verfallen war.

An der ersten der genannten Stellen hatte Schmid gleich im Anschluß an seine Typologie der Grundsätze festgestellt:

„Zum *materialen Fundament* der reinen Philosophie gehört [...] *jede* ursprüngliche und nothwendige Thatsache des menschlichen Gemüthes; also nicht nur diejenigen Facta, die sich auf das Generische der Vorstellung und des Vorstellungsvermögens überhaupt beziehen, sondern auch alle die, welche auf die *besondern Zweige dieses Vermögens* gehen, so fern sie nur immer und allgemein darinn angetroffen werden, und nicht *in jenem allgemeinen Gesetze* enthalten sind, folglich auch nicht *aus* ihm entwickelt werden können. Diese *besondern Facta* bleiben immer ursprüngliche und von jenem Fundamentalsatz unabhängige Thatsachen, wenn sie auch gleich *unter* jenem Grundsatz stehen, ihm unterworfen und mit ihm unzertrennlich verbunden seyn sollten.“ (Rez. FS, Sp. 52)

Schmid scheint Reinhold hier zunächst also zwar sogar zuzugeben, daß dieser mit dem im Satz des Bewußtseins überhaupt gefaßten Vorstellungsvermögen wirklich zu derjenigen allgemeinen Tatsache im Bewußtsein vorgestoßen sei, *unter* welche sich auch die übrigen Bewußtseinstatsachen ordnen lassen; gleichwohl seien sie aber nicht alle *in* diesem einen Faktum enthalten, wie von Reinhold behauptet. Das heißt, Reinhold habe mit seinem Satz des Bewußtseins und dem diesen beherrschenden Begriff der Vorstellung überhaupt die nachgeordneten „ursprüngliche[n] und nothwendige[n] Thatsache[n] des menschlichen Gemüthes“ zwar zu einem kleinen Teil – wo es ausschließlich um die allgemeine Möglichkeit von Vorstellungen über-



haupt geht – tatsächlich auf ein diese in sich enthaltendes, somit echtes materiales Prinzip *reduziert*. Dann aber habe er in Verkennung der verschiedenen Grundsatztypen den Begründungsanspruch seines Satzes des Bewußtseins fälschlich hypostasiert, indem er ihn auch auf die Bestimmung der verschiedenen besonderen Vorstellungsarten übertragen habe, weshalb er sich in heillosen Widersprüchen habe verstricken müssen. Denn tatsächlich könne er zu einem anderen, sehr viel größeren Teil die besagten anderen „ursprüngliche[n] und nothwendige[n] Thatsache[n] des menschlichen Gemüthes“ (also etwa die besonderen Vorstellungsarten der Erkenntnisvermögen) entgegen seinem Anspruch einer Materialableitung tatsächlich nur in Hinblick auf ihr gemeinsames, allgemeines Merkmal – nämlich ihre Vorstellungshaftigkeit, oder zumindest ihre Verbundenheit mit der Vorstellung – *unter* einem „normalen“ Prinzip *zusammenfassen*, indem er dieses als einen über die besonderen Arten gestellten allgemeinen Gattungsbegriff aufstellt.

Dieser radikalen Korrektur des Anspruches von Reinholds Programm bei einer gleichzeitigen minimalen Konzession an die Allgemeinheit des Vorstellungsbegriffes entspricht der Tendenz nach auch Schmidts Vorgehen in der „Empirischen Psychologie“: Dort hatte er das Gemüt als „diejenigen Bestimmungen (Accidenzen oder Wirkungen) der Seele“ definiert, „welche entweder selbst in Vorstellungen bestehen oder doch mit ihnen in einem wahrnehmbaren Zusammenhange stehen“ (EP I, § II, S. 154). Und weiter: „Alle erkennbare Vermögen des menschlichen Gemüthes haben die gemeinschaftliche Bestimmung des Vorstellungsvermögens, d. h. alles, was durch das Gemüth möglich ist, ist entweder selbst Vorstellung oder nur durch Vorstellungen möglich“ (EP I, § XIX, S. 172).

Als „*Vorstellungsvermögen im engerer Bedeutung*“ – und das heißt: im Sinn des von Reinhold erhobenen Begründungsanspruches – ist dieses dabei jedoch nur *für einen eingeschränkten Teil* des Gemüts ein (damit „*comparatives*“ und eben nicht „*radicales oder absolut*“) tatsächliches Grundvermögen: Für den, der Vorstellungen überhaupt erst ermögliche (EP I, §§ XIX und XX, S. 172f.), nicht aber für die besonderen Vermögen zu mit Vorstellungen verbundenen und durch Vorstellungen erst möglichen Bestimmungen des Gemüts, namentlich Gefühl- und Begehrungsvermögen<sup>47</sup>. Schmid billigt daher

<sup>47</sup> Gefühl- und Begehrungsvermögen sind jeweils Gegenstand des dritten und vierten Teils der „Empirischen Psychologie“; im zweiten beschäftigt sich Schmid immanent mit der „Theorie über das Vorstellungsvermögen und die vorstellende Kraft überhaupt“, wo er sich zum Teil an Reinhold anschließt (was ja durch seine zuvor vorgenommene Modifikation hinsichtlich von deren Begründungsanspruch gerin-

lediglich einem dann auch diese umfassenden „*Vorstellungsvermögen in weiterer Bedeutung*“ zu, „ein Grundvermögen des Gemüthes zu sein“ (EP I, § XX, S. 173), jedoch ausdrücklich mit der entscheidenden Einschränkung, daß „Grundvermögen“ hier nur ein „generelles Vermögen“, einen Gattungsbegriff im Sinne seiner hierfür zuvor gegebenen Definition (EP I, § XII, S. 163) meint.

Allerdings hatte Schmid hier in der „*Empirischen Psychologie*“ – Reinhold wohl nur scheinbar noch stärker folgend als später in der Rezension – in bezug auf den Vorstellungsbegriff eine wesentliche Differenzierung nicht bzw. noch nicht explizit angestellt: Es fehlt eine ausdrückliche Unterscheidung zwischen Vorstellungen überhaupt und besonderen Vorstellungen bzw. besonderen Vorstellungsarten, weshalb beispielsweise die Erkenntnisvermögen mißverständlicherweise dem „*Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung*“ zugeschlagen werden könnten (denn auch sie ermöglichen ja Vorstellungen, jedoch besondere, wären aber ihrerseits als systematische Einheit auch nur im Gefolge der Vorstellungen überhaupt zu denken). Explizit ausgeschlossen aus dem Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung werden allein Gefühl- und Begehrungsvermögen, was jedoch auch aus dem spezifischen Erkenntnisinteresse der „*Empirischen Psychologie*“ heraus erklärbar ist.

In der Rezension geschieht diese Differenzierung nun in jedem Fall, wenngleich zunächst unauffällig, denn hier spricht Schmid an der oben zitierten Stelle (Rez. FS, Sp. 52) ausdrücklich vom „*Generische[n] der Vorstellung und des Vorstellungsvermögens überhaupt*“ im Unterschied zu „*besondern Zweigen[n] dieses Vermögens*“ (Hervorhebungen von mir, AB), beides „ursprüngliche und nothwendige Thatsache[n] des menschlichen Gemüthes“. Dennoch führt

---

gere Probleme als bei Reinhold beinhaltet), zum Teil aber auch in Folge seiner Korrektur und in weiteren Details Modifikationen vornimmt. In den besagten Theorien „*Ueber das Gefühlvermögen und Gefühlkraft überhaupt*“ und „*Ueber das Vermögen und die Kraft zu begehren überhaupt*“ versucht Schmid im Anschluß an Kant entsprechende Prinzipien zu entwickeln, die, wie sich ja im ersten Teil bereits angekündigt hatte, zwar nur durch Vorstellung überhaupt möglich, da mit Vorstellungen verbunden, jedoch ursprünglich auch außerhalb des Vorstellungsvermögens überhaupt begründet liegen. Reinhold wird – wie im folgenden Teil noch gezeigt werden wird – hiergegen in seiner Rezension der „*Empirischen Psychologie*“ natürlich schwere Einwände erheben, wobei er aber in beiden Fällen den Pfad der Kantischen Philosophie eindeutig verläßt (Gefühl etwa versucht er stets in Anschauung bzw. Empfindung aufzulösen, indem er vorstellungs- bzw. gegenstandslose Gefühle als dunkel und undeutlich auf Vorstellungen bezogen behauptet; beim Begehrungsvermögen argumentiert er mit seinem ausdrücklich unkantischen Begriff der Freiheit des Willens).

Schmid diesen massiven Einwand zunächst nicht weiter aus, sondern führt seine Argumentation mit denjenigen beiden Ausnahmen aus dem Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung fort, die er schon in der „Empirischen Psychologie“ genannt hatte. Damit will er aber ausdrücklich („ferner“) nur noch weitere, andere zum Vorstellungsvermögen überhaupt gleichursprüngliche, von diesem unabhängige Tatsachen des Bewußtseins, die in eigenen „materiale[n] Fundamentalsätze[n]“ zu fassen seien, aufzeigen:

„Sind ferner Gefühl und Begehren solche Bestimmungen des Gemüthes, die ihres Zusammenhanges mit der Vorstellung ungeachtet, sich doch nicht aus der Vorstellung vollständig ableiten lassen; sind demnach Gefühl- und Begehungsvermögen eigne aus dem Wesen des Vorstellungsvermögens nicht vollkommen begreifliche, wiewohl mit denselben gesetzmässig verbundene, Gemüthsvermögen, denen das Bewusstseyn gewisse ihnen eigne, theils zufällige, theils aber auch nothwendige, allgemeine und unveränderliche Thatsachen verdankt; so müssen auch diese letztern ursprünglichen Fact[a] als materiale Fundamentalsätze der reinen und namentlich auch der praktischen Philosophie aufgestellt [werden.]“ (Rez. FS, Sp. 52).

Schon damit aber wäre der Reinholdsche Satz des Bewußtseins zwei gleichursprünglichen Fundamentalsätzen gegenübergestellt, und dies noch ganz ohne Berücksichtigung der Erkenntnisvermögen als besonderer Arten des Vorstellungsvermögens, die indirekt in der besagten zweiten, analog argumentierenden Passage in Sp. 56 mit einer Rolle spielen werden. Sein Begründungsanspruch könnte nicht aufrechterhalten werden, wie Schmid gegen Ende der Rezension noch einmal – auf eine Behauptung in den „Beyträgen“ referierend – besonders betont:

Wenn es [...] wahr ist, dass wir die Seele nicht nur als vorstellendes, sondern auch als *das fühlende und begehrende Subject* kennen, so ist die Behauptung (S. 204. [des ersten Bandes der Beyträge]) unrichtig, *dass das Vorstellungsvermögen das einzige Prädicat sey*, welches nur die Natur unsrer Seele ausdrückt; – eine Behauptung, mit welcher der ganze *allentscheidende* Einfluss von dem Satze des Bewusstseyns auf die ganze Philosophie steht – oder fällt.“ (Rez. FS, Sp. 59)

Als „normaler Grundsatz“ könne er gleichwohl seine Funktion als Ordnungsstifter im System, so, wie sie Schmid für die „neue Elementarphilosophie“ vorschwebt, behalten.

Im Anschluß an die Einwendung von Gefühl und Begehren als nicht aus dem Begriff der Vorstellung überhaupt fließenden Bestimmungen des Gemüts argumentiert Schmid bis zum Ende des ersten Teils der Rezension dann auch – abgesehen von der bereits angespro-

chenen ausführlichen Auswertung von Reinholds widersprüchlichen Äußerungen über den Charakter seines Fundamentalsatzes – weniger konkret gegen die (in seinen Augen wohl bereits widerlegte) Reinholdsche Version einer Grundsatzphilosophie. Er wendet sich vielmehr gegen jede Philosophie aus oberstem Grundsatz und plädiert stattdessen für eine – stark auf „Kant's unsterbliches Verdienst“, das von diesem gegebene „sichere Fundament“ (Rez. FS, Sp. 54), zurückgesetzte – „Neue Elementarphilosophie“, wie er sie selbst in Ansätzen skizziert. Dieses starke Zurückfahren der Elementarphilosophie auf die Basis der kritischen Philosophie sowie auf eigene, in der „Empirischen Psychologie“ bereits angesetzte Korrekturen derselben könnte erklären helfen, warum Schmid die Ausnahme von Gefühl- und Begehrungsvermögen aus dem „Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung“ gegenüber derjenigen der weiteren „*besondern Zweige dieses Vermögens*“ (Rez. FS, Sp. 52) (also insbesondere der Erkenntnisvermögen) so stark macht, und seine allgemein grundsatzkritische Argumentation zunächst vor allem auf sie aufbaut:

Hier nämlich besitzt Schmid eine eigene, wirklich originelle substantielle Position gegen Reinhold, die nicht unmittelbar auf Kant zurückzuführen ist, sondern seinem eigenen philosophischen Programm einer Kant-Fortführung nahesteht. Denn diese Position berührt insbesondere das Feld der praktischen Philosophie, dem das besondere Interesse von Schmid gegolten hat. Die „Empirische Psychologie“ war hierbei ja nicht zuletzt auch als Grundlage für das Programm Schmidts in praktischen Fragen gedacht gewesen und in enger Verbindung mit seinem „Versuch einer Moralphilosophie“ von 1790 entstanden. Im Vorfeld der Rezension hatte Schmid sich nun gerade mit der Vorbereitung der zweiten Auflage dieses „Versuchs“, die Ostern 1792 erschienen ist, beschäftigt. Darin hatte sich seine Selbständigkeit von Kant gegenüber der Erstauflage von 1790 sogar noch verstärkt, insbesondere in Hinblick auf seinen auch von der fast gleichzeitig neuentwickelten Position Reinholds verschiedenen Freiheitsbegriff. Dieser war alsbald auch heftiger Kritik ausgesetzt, und zwar nicht nur von Reinhold, sondern auch von Seiten einer Vielzahl anderer Kantianer. Schmid war also im Zeitraum unmittelbar vor seiner Rezension der Reinholdschen Fundamentschrift gerade auch mit Begründungsproblemen in der praktischen Philosophie sehr intensiv befaßt. Und in diesem Bereich hatte er sich eben mit der Ausnahme von Gefühl- und Begehrungsvermögens aus dem „Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung“ schon in der „Empirischen Psychologie“ von der bis dato erkennbaren Gesamtposition Reinholds abgesetzt.

Die praktische Philosophie ist es nun aber gerade auch in besonderem Maße gewesen, für die Reinhold mit seiner Elementarphilosophie ein unhintergebares Fundament liefern wollte, in Gestalt einer Begründung seiner noch nicht ausgearbeiteten „Theorie des Begehungsvermögens“ durch die „Theorie des Vorstellungsvermögens“. Diese zweite Dimension seines Programms ist Reinhold außerordentlich wichtig gewesen, auch wenn er durch die Unhaltbarkeit des theoretisch-spekulativen Teils seines Programms über dessen (durch die notwendige Reaktion auf die verschiedenen Kritiker auch permanente Re-) Formulierung hinaus gar nicht mehr zur Ausarbeitung der eigentlichen Theorie des Begehungsvermögens gelangt ist. Gleichwohl hatte er in beinahe jeder seiner Schriften zur Elementarphilosophie einen gewissen Teil (meist einleitend) auch der Schilderung der praktischen Konsequenzen seines Vorhabens gewidmet, die eindrucksvoll belegen, daß Reinholds Programm eigentlich zweigleisig zu denken ist, mit einer annähernd ebenso gewichtigen praktischen Komponente, die nur durch die Fragmentarizität des Ganzen hinter die theoretisch-spekulative Komponente der Theorie des Vorstellungsvermögens zurücktritt. Oft handelt es sich bei diesen Ankündigungen um sehr weitreichende Versprechungen über die möglichen Leistungen einer Letztbegründung gerade auch im Bereich der praktischen Philosophie, die nicht zuletzt auch für Reinholds zeitweilige Popularität unter den jungen, aufklärerisch bis häufig auch revolutionär gestimmten Anhängern der Kantischen Philosophie mit verantwortlich waren.<sup>48</sup>

Spätestens ab Herbst 1791 hatte sich auch Reinhold zunehmend, wenig später sogar fast ausschließlich mit Fragen der praktischen Philosophie beschäftigt, und zwar im Zuge seiner Auseinandersetzung mit der „Kritik der praktischen Vernunft“ und der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, die sich in bewährter Manier zunächst in Aufsätzen für Wielands „Teutschen Merkur“, dann auf diese aufbauend im Herbst 1792 erschienenen zweiten Band der „Briefe über die kantische Philosophie“ niederschlug. Im Zuge dieser Beschäftigung

<sup>48</sup> Beispielhaft zu nennen wäre hier etwa der zweite Aufsatz im ersten Band der „Beyträge zur Berichtigung bisheriger Missverständnisse der Philosophen [...] Erster Band das Fundament der Elementarphilosophie betreffend“, Jena: bey Johann Michael Mauke, 1791 (künftig: *Beyträge I*). Er ist überschrieben „Ueber das Bedürfniss, die Möglichkeit und die Eigenschaften eines allgemeingeltenden ersten Grundsatzes der Philosophie.“ (S. 93-164). Am Beginn dieser Abhandlung hebt Reinhold etwa den Wert seines Programms insbesondere für die Begründung „nothwendige[r] und allgemeine[r] Pflichten und Rechte der Menschheit“ hervor. (S. 95)

mit Kants praktischer Philosophie hatte Reinhold ab Winter 1791/92 seinen eigenen Begriff von der Freiheit des Willens aufgestellt, ab etwa Ende März (Brief an Baggesen vom 26. März 1792) dann in der Form, die er auch Erhard im Brief vom 18. Juni 1792 übermittelte. In der Frage dieses Freiheitsbegriffes setzt sich Reinhold nun dezidiert von Kant ab, weit stärker als Schmid, der unter Anerkennung zumindest einiger wesentlicher Vorgaben von Kants Arbeiten versucht hatte, das dort in dieser Hinsicht bestehende Desiderat (nämlich die Unklärbarkeit unmoralischer Handlungen aus dem reinen, freien Willen, also in Folge aus der Kausalität aus Freiheit) aufzulösen: Der Reinholdsche Willensbegriff – der hier samt seiner Konsequenzen nur in sehr groben Zügen wiedergegeben werden kann – bezeichnet dagegen in starker Absetzung vom Kantischen (und auch vom Schmidchen) abgelöst von der Vernunft ein eigenständiges Vermögen, entweder den moralischen Vernunftgesetzen oder aber auch diesen entgegen den „Forderungen des eigennützigen Triebes“ in Gestalt eines Begehrens zu folgen und damit unmoralisch zu handeln. Da der Mensch hiernach zwischen kontradiktorisch entgegengesetzten Möglichkeiten willkürlich wählen kann, ergibt sich hieraus ein von Kants Position zwangsläufig vollkommen verschiedener Freiheitsbegriff, eine echte, absolute Willkürfreiheit, die in keiner Weise mehr – wie bei Kant – Postulat der praktischen Vernunft sein kann und soll. Dieser gravierenden ‚moralischen Schwächung‘ des Willensbegriffes hätte in Reinholds ausgeführter Theorie dann aber wohl eine noch über Kant hinausgehende ‚Stärkung‘ des Sittengesetzes entsprochen, die aus dessen allererster Begründung in einer Theorie der Vernunft hervorgegangen wäre; denn letztere wollte Reinhold ja offensichtlich aus seiner Theorie des Vorstellungsvermögens unmittelbar (und eben „material“ ableiten), ebenso wie die mit dem „eigennützigen Trieb“ verbundenen Gefühle Lust und Unlust als angeblich dunkle Vorstellungen.

Ob Schmid von der Weiterentwicklung der praktischen Dimension der Reinholdschen Theorie in Gestalt der Ausbildung von dessen Begriff von der Freiheit des Willens bereits Kenntnis haben konnte, als er seine Rezension von Reinholds Fundamentschrift verfaßt hat, ist nicht bekannt. Grundzüge von Reinholds Vorhaben dürfte er gleichwohl bereits der einzigen ausgeführten Fassung von Reinholds Gesamtprogramm, der die Elementarphilosophie begründenden „Theorie des Vorstellungsvermögens“ von 1789 entnommen haben. Im Unterschied dazu wußte aber Reinhold relativ bald von Schmid in der Zweitaufgabe des „Versuches einer Moralphilosophie“ im Vergleich zur Erstausgabe forciert eigenständigem Freiheitsbegriff. Denn

die überarbeitete Neuauflage (die in der ALZ erst 1795 – von Erhard – rezensiert worden ist) hatte ihm mit Sicherheit noch vor deren Erscheinungstermin bereits Ende März vorgelegen. In jedem Fall hat Reinhold in seiner Rezension der „Empirischen Psychologie“ – wie noch zu zeigen sein wird – gegen deren vierten Teil, „Ueber das Vermögen und die Kraft zu begehren überhaupt.“, auch schon unter Rückgriff auf seinen neuentwickelten Begriff der Freiheit des Willens argumentiert. Von seiner Seite aus war damit die sich in der Folgezeit, vor allem dann im folgenden Jahr 1793 voll entfaltende Kontroverse mit Schmid um den Freiheitsbegriff zumindest in einer Art Vorfeldscharmützel eröffnet. Es wäre nun durchaus auch zu erwägen, ob Schmid nicht seinerseits in Reinholds Theorie die zu dieser Kontroverse führenden Grundanlagen bereits zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner Rezension zumindest erahnt und daher aus verstärktem eigenen Interesse mit besonderem Nachdruck auf die Eigenständigkeit von Gefühl und Begehren gegenüber dem Vorstellungsvermögen überhaupt gepocht hatte: Die nach Auffassung der Henrich-Schule dann insbesondere durch die Einwirkung von Diez zur „Systemkrise“ Reinholds führende Diskussion um die eigentliche Elementarphilosophie würde sich auf diese Weise als schon überlagert von einer ganz anderen Debatte im Anschluß an die Kantische Philosophie erweisen, die von Reinhold bevorzugt gerade mit Schmid geführt worden ist. Indizien für diese Überlagerung finden sich dann tatsächlich auch in Reinholds Briefwechsel aus dieser Zeit, und zwar bereits ab Herbst 1791. Ihre Untersuchung wird im Rahmen dieser Arbeit bei weitem nicht zu leisten sein; erste Ansätze für die in diesem Bereich erst noch zu leistende Aufarbeitung der Rolle dieses Komplexes in der weiteren Entwicklung von Reinholds Elementarphilosophie können im Zusammenhang mit Reinholds Rezeption der Schmidischen Kritik jedoch zumindest angedeutet werden.

Schmid hatte sich bei seiner Argumentation in der Rezension bereits in der eben besprochenen zentralen verfahrenskritischen Passage nicht ausschließlich auf die auch für das Feld der praktischen Philosophie in besonderem Maße relevanten Problembereiche Gefühl- und Begehrungsvermögen gestützt. Er hat im Gegenteil auch schon dort ausdrücklich wertfrei von allen „*besondern Zweigen dieses Vermögens* [des Vorstellungsvermögens überhaupt]“ (Rez. FS, Sp. 52) gesprochen, die nicht im Vorstellungsvermögen überhaupt enthalten und folglich auch nicht aus dem Satz des Bewußtseins ableitbar wären seien. Hierunter fallen insbesondere auch die Erkenntnisvermögen, die jedoch an dieser Stelle nicht explizit erwähnt werden. Auch in der zweiten, breit angelegten verfahrenskritischen Passage treten die Er-

kenntnisvermögen nur indirekt, in Gestalt generell formulierter Zweifel an der Durchführbarkeit einer jeglichen Philosophie aus oberstem Grundsatz auf. Die Verbindung zu ihnen als weiteren Fällen von nicht aus dem Vorstellungsvermögen überhaupt ableitbaren besonderen Vorstellungsarten ist dort gleichwohl gegeben; Reinhold hat sie in seiner Reaktion auf Schmidts Rezension – wie noch zu zeigen sein wird – jedoch übersehen, da er offenbar zu diesem Zeitpunkt die eigentliche Verfahrenskritik in Gestalt der Offenlegung der Zweideutigkeit des verwandten Grundsatzbegriffes (noch) ebensowenig verstanden hatte wie Erhards Einwendungen, die mit ihrem Vorzug der zu den Grundsätzen erst aufsteigenden, „analytischen Methode“ letzten Endes in eine ähnliche Richtung zielten wie Schmidts Argumente für eine „neue“, und das heißt rekantianisierte Elementarphilosophie.

Schmid verweist in dieser zweiten grundlegend verfahrenskritischen Passage der Rezension (in Spalte 56) im Rahmen seiner nunmehr noch allgemeineren „Raisonnements“ über jede Möglichkeit einer Ableitung aus oberstem Grundsatz als Methode zur Begründung der Philosophie auf eine Passage der Fundamentschrift, in der Reinhold ganz in der von Schmid zuvor nachgewiesenen permanenten Zweideutigkeit das allgemeine „Kriterium des Fundamentes der Elementarphilosophie in Rücksicht auf seine Form“ (FS, S. 111) lediglich im Sinne eines „normalen Grundsatzes“ in der Terminologie Schmidts angibt. Dies könne aber mit einer Vielzahl anderer Behauptungen Reinholds, die die an einen Fundamentalsatz gestellten Bedingungen beschreiben, in keiner Weise in Einklang gebracht werden; denn ein Fundamentalsatz nach den in Reinholds Programm erhobenen Begründungsansprüchen müsse eben ein materialer Grundsatz sein, aus dem heraus „auch alle übrige unerweisliche und factische Grundsätze erörtert und deducirt werden“ müßten (Rez. FS, Sp. 56). Reinhold hatte an besagter Stelle in der Fundamentschrift aber geschrieben: „Das Kriterium dieses Fundamentes in Rücksicht auf seine Form ist das *Strengsystematische* desselben, das durchgängige Bestimmteyn seiner Lehr- und Folgesätzen aus Grundsätzen, und die Unterordnung aller seiner Grundsätze unter einem Einzigen Ersten.“ Dies könne für einen Fundamentalsatz in Reinholds Absicht aber nicht genügen, denn wenn er das „*Fundament* in Rücksicht auf seine Materie“, also nach Reinhold die aus sich selbst heraus evidente, einzige und unteilbare „Thatsache des Bewusstseyns“ ausdrücken solle, müsse er darüber hinaus auch zu Materialableitungen geeignet sein.

Reinholds allgemeine Kriterienbestimmung in der Fundamentschrift ist Teil eines längeren Abschnittes mit verschiedenen weiteren „Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens“ (so der



Untertitel der Fundamentschrift). Diese erklären sich in erster Linie aus dem Legitimationscharakter der Fundamentschrift, mit der ja insgesamt wiederum auch auf die verschiedenen (und verschiedenartigen) Kritiken an der Elementarphilosophie reagiert werden sollte. Im fraglichen Bereich des Buches reagiert Reinhold implizit vor allem auf die Kritik von Kantianern wie etwa Heydenreich, indem er seine Position in konkreten Detailfragen wie dann auch im allgemeinen im Kontrast zur kritischen Philosophie nochmals darzulegen versucht; ähnliches geschieht im Verlauf der Fundamentschrift auch gegenüber rationalistischen und empiristischen Positionen. Dabei zeigt sich, wie nachhaltig insbesondere die Einwände der Kantianer in ihrer Wirkung auf Reinhold bereits gewesen waren, denn hier modifiziert Reinholds in Detailfragen deutlich seine Position. Und dies geschieht nicht zuletzt, indem er in solchen Detailfragen wiederum stillschweigend und unvermittelt den Bestimmungsanspruch seines Fundamentalsatzes herabsetzt, ein Vorgehen, das unter anderem in der von Schmid angeführten Bestimmung des „Kriteriums des Fundamentes“ mündet. Damit verschärft sich aber (durch die explizit aufrechterhaltenen Ansprüche der Position als Ganzer) genau die Zweideutigkeit, die Schmid in seiner Rezension dann auch als „auffallende[s] Missverhältnis“ beanstandet, mithin in der Folge seiner Differenzierung der Grundsatztypen als für den fundamentalen Grundwiderspruch von Reinholds Programm ursächlichen, grundlegenden Verfahrensmangel herausarbeitet.

Besonders deutlich wird das an einer Stelle, an der Reinhold versucht, der in der späteren Rezension von Schmid dann massiv ausgebauten Vorhaltung früherer Kritiker zu begegnen, daß allein aus seinem Begriff der Vorstellung überhaupt zum Beispiel die Erkenntnisvermögen gar nicht deduziert werden könnten, da dieser in Wirklichkeit ein Gattungsbegriff sei. So hatte ja beispielsweise bereits Heydenreich argumentiert<sup>49</sup>, und Reinholds Reaktion an dieser Stelle ist letztlich kaum weniger hilflos als in seinen beiden Entgegnungen auf diesen, dessen allerdings kaum ausgeführte Feststellung dieses Umstandes er schon seinerzeit offensichtlich nicht verstehen gekonnt hatte; ähnliches gilt für eine Reihe von Einwänden in der Rehbergischen Rezension. Schmidts zunächst ganz abstrakt bleibende Unterfütterung genau dieser Einwände mit der oben beschriebenen methodologischen Grundsatzargumentation läßt Reinholds Bemühungen an

<sup>49</sup> Beyträge I (vgl. Anm. 48) S. 425ff.; vgl. auch Erhards bereits erwähnten Bericht aus Leipzig (vgl. Anm. 21), in dem dieser eine nochmalige griffige Umformulierung von Heydenreichs Einwand mitteilt.

dieser Stelle nun fast schon tragisch erscheinen. Denn er verfällt mit souveränstem Gestus in eben jene Zweideutigkeit, die ihm Schmid erschöpfend nachgewiesen hat, indem er auf engstem Raum in genau diesem Sinne widersprüchliche Behauptungen über die durch seinen Grundsatz bzw. durch den Begriff der Vorstellung überhaupt ausgeübten Bestimmungen bündelt. Sie zeigen, daß er in der Tat die ihm beispielsweise in den Einwänden von Heydenreich und anderen implizit entgegengehaltene Differenzierung zwischen bloßen Gattungsbegriffen und realen, materialen Deduktionsgründen vollständig verkannt hatte, die Schmid dann in Gestalt von Grund- und Generalkräften (bzw. in der Rezension: materialen und normalen Grundsätzen) noch einmal ausdrücklich und ausführlich methodologisch dargelegt hat. Auch wenn die Passage relativ lang und aufgrund der reinholdtypischen Satzlänge mitunter schwer lesbar ist (möglicherweise auch ein Grund, warum Schmid nicht auf sie verwiesen haben könnte), sei sie hier zitiert, da die Berechtigung von Schmid's Vorwurf des „auffällige[n] Missverhältniss[es]“ (Rez. FS, Sp. 56) in Reinholds Darlegungen gerade hier direkt ins Auge springt:

„Die Definitionen der *sinnlichen Vorstellung*, wovon die Wissenschaft der Sinnlichkeit – *des Begriffes*, wovon die Wissenschaft des Verstandes und *der Idee*, wovon die Wissenschaft der Vernunft ausgehen muss, setzen die Definition der Vorstellung, als des gemeinschaftlichen Merkmales, welches in ihren Begriffen als das Gattungsmerkmal mit den Merkmalen der Art zusammengefaßt ist, und ohne dessen Bestimmtheit die Erklärungen dieser Begriffe unmöglich bestimmt seyn können, voraus. *In soferne* müssen sie aus der *Definition der Vorstellung* abgeleitet werden, und man müsste diese merkwürdige Rücksicht ganz aus dem Auge verloren haben, wenn man behaupten wollte, dass die Definition der Vorstellung und die Wissenschaft des *Vorstellungsvermögens überhaupt*, zu jenen besondern Wissenschaften entbehrlich wären, – weil die *Eigenthümlichkeiten* der Arten nicht aus dem Gemeinschaftlichen der Gattung abgeleitet werden können.

Die Definitionen der *sinnlichen Vorstellung*, *des Begriffes* und der *Idee* müssen zum Behufe der Wissenschaften der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft in Rücksicht auf das *Besondere*, was sie nicht aus der Definition der Vorstellung schöpfen können, durch besondere *Sätze des Bewusstseyns* bestimmt werden, welche besondere Arten des Bewusstseyns ausdrücken, und in *Rücksicht* auf das, was sie Gemeinschaftliches aussagen, unter dem *Satze des Bewusstseyns überhaupt* stehen, (der das, was in jedem Bewusstseyn vorkommt, ausdrückt) in Rücksicht auf ihr *Eigenthümliches* aber durch die *eigenthümliche That-sache*, welche sie bezeichnen, unmittelbar einleuchten. Durch diese besondern Sätze des Bewusstseyns werden die eigenthümlichen, *ursprünglichen*, einfachen, keiner weitem Zergliederung fähigen Merkma-

le der sinnlichen Vorstellung, des Begriffes und der Idee eben so erschöpfend angegeben, als die Merkmale der Vorstellung überhaupt durch den allgemeinen Satz des Bewusstseyns überhaupt“ (FS S. 105-107)

Schwächer vertreten ist an dieser Stelle der überzogene Anspruch der materialen Begründung; er tritt fast nur indirekt auf in Wendungen wie der von der Voraussetzung einer *Definition* der Vorstellung für andere Definitionen, welche aus jenen *abgeleitet* würden. Gerade die Rede von Voraussetzung und auch von Ableitung belegt jedoch, daß Reinhold implizit hier doch einen Anspruch für die Bestimmung durch die „Definition der Vorstellung“ im Sinne hat, der radikal den tatsächlichen Möglichkeiten zuwiderläuft, die er im selben Atemzug zugibt. Er wendet die allein mögliche normale Bestimmung durch den Grundsatz dann ja sogar selbst an, mit der Aufstellung der Artendefinitionen in besonderen „Sätzen des Bewusstseyns“, die *unter* dem einen stünden. Damit beschreibt er die Definition der Vorstellung als nur das *gemeinsame*, allgemeine Merkmal der *Arten* darstellend, und benennt sie folgerichtig als einen *Gattungsbegriff*. Und aus diesem, so gibt er zu, ist das *Eigenthümliche* dieser *Arten* eben nicht ableitbar. Warum er diesen Gattungsbegriff dann dennoch zur Bestimmung der untergeordneten Arten voraussetzen will, macht seinen Denkfehler nur noch deutlicher sichtbar: Was nach seinem Bewußtseinsbegriff in „jedem Bewusstseyn vorkömmt“ hat er nicht betrachtet als das, was jede besondere Bewußtseinsregung unter anderem *auch* schon ist (vorstellungsförmig und damit bewußt), bevor ich sie erkennend auf dieses allgemeine Merkmal hin unter einem Gattungsbegriff subsumiere; er hat es statt dessen stillschweigend hypostasiert zu dem, als das jede „vorkommende“ besonderen Bewußtseinsregung erst bestimmt werden müßte, damit sie tatsächlich auch im zwar vorausgesetzten, jedoch „bloßen“, ohne besondere Äußerung gar nicht „vorkommenden“ Bewußtsein überhaupt enthalten wäre. Reinholds „Bewusstseyn überhaupt“ ist damit jedoch in der zwangsläufigen Zweideutigkeit seiner Aussage eindeutig als echte Papierschimäre, in Gestalt eines kontradiktorisch ausgeschlossenen Hybrids aus Gattung und Meta-Art, zu entlarven.

Ob Schmid diese Passage mit den in Reinholds Schriften wohl am dichtesten gelagerten performativen Selbstwidersprüchen entgangen ist, oder ob er andere Gründe gehabt hat, sie zugunsten etwa der in diesem Sinne weitaus unattraktiveren allgemeinen Äußerung zum „Kriterium des Fundaments“ zu übergehen, wissen wir nicht. Die Konsequenz hat er gleichwohl eindeutig in voller Schärfe gesehen; und es mag sein, daß ihm ihre Formulierung auf das ganze Begrün-

dungsprogramm bezogen sehr viel wichtiger erschienen ist, als ein im Gefolge der früheren Kritiker nur mehr repetitiver Nachweis im konkreten Fallbeispiel der Erkenntnisvermögen. Denn mit dem Abschluß der immanenten Verfahrenskritik seines „allgemeine[n] Raisonnements“ nutzt er die Demontage von Reinholds ehrgeizigem Programm dazu, jedes derartige Bestreben fast als Versuch einer Quadratur des Zirkels in Frage zu stellen. Er faßt eine entsprechende zwangsläufige Konsequenz nämlich dadurch zusammen, daß er wie zu Beginn seiner Argumentation noch einmal den Anspruch betont, dem ein einziger, materialer Fundamentalsatz der Philosophie gerecht werden müßte. Und hierbei hebt er im Gegenzug wiederum die kantische Philosophie als kaum zu hintergehende Basis jedes weitergehenden Begründungsversuches, als wirklich „sicheres Fundament“, hervor. Einen einzigen materialen Fundamentalsatz der Philosophie könne es nämlich nur dann geben,

„wenn sich alle ursprünglich reinen Thatsachen des menschlichen Bewusstseyns, z.B. die verschiedenen Formen und Gesetze der Anschauung, die Kategorieen und Grundsätze des Verstandes, die Ideen und Maximen der theoretischen und praktischen Vernunft, ingleichen die Maximen der Urtheilskraft u.s.f., nicht nur, wie Kant durch die That bewiesen hat, nach allgemeinen Principien ordnen, sondern auch als eine einzige Thatsache [...] factisch erweisen, darauf zurückführen, und alle aus Einem erweisen und ableiten liessen – was sich doch schwerlich jemals leisten lassen dürfte.“ (Rez. FS, Sp. 56)

Schmids Vorschläge für eine (rekantianisierte) „neue Elementarphilosophie“, wie er sie am Ende des zweiten Teils seiner Rezension benennen wird, hat damit noch deutlicher an Konturen gewonnen: Ihm schwebt ganz offensichtlich ein eng an Kant angelehntes, vor allem aber auf den Begründungsanspruch der kritischen Philosophie eingeschränktes System der Gemütskräfte und -vermögen vor, wie er es in seiner Empirischen Psychologie zu einem Teil bereits skizziert hatte. Die Gemütskräfte und -vermögen werden dabei im von empirischen Gegebenheiten aufsteigenden Gang durch analytische Reduktion aufgefunden und als Prinzipien aufgestellt. Sie bilden (im Sinne von „comparativen Grundkräften“ und „Grundvermögen“ des § IX des ersten Teils der EP, S. 160) als „ursprünglich reine[] Thatsachen des menschlichen Bewusstseyns“ (Rez. FS, Sp. 56) in irreduzierbarer Pluralität das materiale Fundament, die *relativen* Realgründe der Bewußtseinsphilosophie als erster (oder auch Fundamental-) Philosophie, die damit aber nicht auf einen einzigen *absoluten* Realgrund zurückzuführen ist. Der Reinholdschen Theorie des Vorstellungsvermögen überhaupt – Reinholds eigentlicher Elementarphilosophie, die

eine solche materiale Begründung ihrem Anspruch nach liefern sollte – kommt darin nur mehr die Rolle eines Systematisierungsansatzes zu, im Sinne einer Herausarbeitung eines sinnvollen „generellen Vermögens“, des „Vorstellungsvermögens in weiterer Bedeutung“ der Empirischen Psychologie.

Die eigentliche ‚Überbietung‘ Kants in Reinholds Elementarphilosophie will Schmid damit also wieder rückgängig machen, indem er das von Reinhold postulierte Fundament in einer Doppelstrategie zwei schwerwiegenden Modifikationen unterzieht: Zum einen will er die eigentliche Basis des Fundaments erweitern, das heißt weitere „materiale Fundamentalsätze“ zulassen, die auf von der durch den Satz des Bewußtseins ausgedrückten allgemeinen Tatsache unabhängigen, anderen gleichursprünglichen Tatsachen des Bewußtseins beruhen. Sie stehen gleichberechtigt mit dem sie nur als Gattungsbegriff zusammenfassenden, nicht jedoch selbst material in sich enthaltenden Satz des Bewußtseins an der Spitze des Systems. Diese pluralen „Fakta des Bewußtseins“ sollen dabei als Prinzipien von der Analyse empirischer Gegebenheiten aus aufsteigend aufgestellt werden, nicht, wie in Reinholds ursprünglicher Theorie, im Ausgang von einem angeblich umfassenden, unmittelbar evidenten Grundsatz abgeleitet werden.

Zum anderen aber stellt er diesem „sichere[n] Fundament“ (Rez. FS, Sp. 54), das gleichwohl nicht durch ein einziges Prinzip letztbegründet ist, ein übergeordnetes ‚echtes‘, allumfassendes Realfundament gegenüber, das im Gegensatz dazu jedoch auf Dauer nicht auffindbar bzw. aufstellbar sei. Durch den Satz des Bewußtseins, für den Reinhold eben diesen Charakter in Anspruch genommen hatte, sei allenfalls formale, nicht jedoch materiale Einheit unter der Pluralität von Fundamentalsätzen herzustellen. Schon allein deshalb könne er kein solches absolutes Realfundament darstellen, jedoch nach Schmidts Meinung offensichtlich zumindest dazu dienen, die „ursprünglich reine Thatsachen des menschlichen Bewusstseyns [...]“ unter sich als allgemeinstem Prinzip „systematisch [zu] ordnen“ (Rez. FS, Sp.56). Die ‚Überbietung‘ Kants wäre hiermit letztlich darauf reduziert, ein allgemeineres formales Systematisierungsprinzip für die relativen, einzelnen Fundamente der damit jedoch nicht letztbegründeten und material vereinigten einzelnen Zweige der kritischen Philosophie aufgestellt zu haben. Diese tatsächlich einlösbare Funktion des von Reinhold aufgeworfenen Satzes als Systematisierungsprinzip erkennt Schmid dann auch abschließend an, indem er der „neue[n] Elementarphilosophie“ zugibt, „noch immer eine sehr schätzbare und dankenswerthe Erweiterung der Sphäre vernünftigen Nachforschens [zu sein], gesetzt auch, dass das Ganze der Philoso-

phie ihr allgemein seine völlige Brauchbarkeit und Sicherheit nicht erst zu verdanken hätte“ (Rez. FS, Sp. 60).

Wenngleich Reinhold im Rahmen seiner im Frühsommer 1792 ansetzenden Modifikationen der Elementarphilosophie teilweise einen auf das auf Diez zurückführbare Argument gestützten anderen Weg der Erneuerung seines Programms einschlägt, scheinen doch auch Schmidts Vorschläge in gewissem Maß Eingang in diesen Systemwandel gefunden zu haben. Zwar läßt sich durch die Herstellung des historischen Kontextes von Reinholds Umdenken mit Hilfe seiner Korrespondenz und weiterer Zeugnisse zeigen, daß dieser Schmidts Argumentation lange Zeit zu weiten Teilen mißverstanden hat. Teile der in Reinholds Brief vom 18. Juni 1792 skizzierten, in späteren Publikationen in gewissem Umfang auch noch ausgeführten Einsichten können aber ungeachtet dessen sogar in sehr enge Verbindung mit Schmidts im Unterschied zu Diez tatsächlich vorliegenden Vorschlägen gebracht werden. Zugleich kann anhand einer Rekonstruktion der Entwicklung des Verhältnisses Reinholds zu Schmid gezeigt werden, daß Reinhold Gründe gehabt haben kann, Schmidts Kritik vorderhand zurückzuweisen, stillschweigend jedoch den einzelnen von Schmid aufgeworfenen Korrekturvorschlägen doch Rechnung zu tragen. Dabei spielt insbesondere die bereits skizzierte Kontroverse im Bereich der praktischen Philosophie eine Rolle, die gleichzeitig Anlaß geben könnte, das Bild von der „Systemkrise“ in der bislang vorliegenden Form einer Revision zu unterziehen.

#### IV. Reinholds Rezeption der Schmidtschen Kritik nach dem Herbst 1791 im Spiegel seiner Briefe und seiner Rezension der „Empirischen Psychologie“

Das eben zuletzt genannte – gewissermaßen psychologische – Moment in der Untersuchung des Kontextes von Reinholds Rezeption der Kritik seines Freundes und Kollegen Schmid mag gewiß das am wenigsten schwerwiegende, zugleich auch das am wenigsten leicht zu rekonstruierende sein. Daß gleichwohl eine veränderte Haltung Reinholds gegenüber Schmid nach dessen Weggang aus Jena für die Akzeptanz von dessen Einwänden als Möglichkeit im Hintergrund mitgedacht werden sollte, kann ein Vergleich der vorhandenen brieflichen Äußerungen Reinholds über seinen Kollegen vor der Folie eines begleitenden kursorischen Blickes auf Reinholds eigene Lebenssituation zeigen:

So ist Baggesen etwa im Juni 1791 die Lektüre von „unsers“ Schmidts „Empirischer Psychologie“ noch ganz uneingeschränkt und

versehen mit weiteren lobenden Äußerungen über den Verfasser empfohlen worden<sup>50</sup>, jener Arbeit, die Reinhold ein knappes Jahr später als Rezensent zwar nicht ausgesprochen negativ, aber doch unter Einbringung erheblicher Vorbehalte besprechen wird, wie gleich noch zu zeigen sein wird. In ganz ähnlichem Tenor und unter nochmaligem besonderem Lob von Schmid's Moralphilosophie hatte er dann im September 1791 auch von Schmid's Weggang aus Jena „als Professor ord. der Philosophie nach Giessen“ berichtet<sup>51</sup>. Erst fast genau ein halbes Jahr später, Ende März 1792, wird er Schmid Baggesen gegenüber das nächste Mal erwähnen, hier nun im Zusammenhang der Neuauflage eben jenes „Versuches einer Moralphilosophie“, die in Reinholds Augen zwar nach wie vor „viel Vortreffliches“ enthält; jedoch wird er dann bei aller Bewunderung für Schmid's „Scharfsinn“ dessen in der Zweitaufgabe neu ausgearbeiteten Freiheitsbegriff (der gleichwohl schon in der Erstausgabe angelegt gewesen ist) heftig kritisieren. Ein analoges Urteil findet sich dann später auch im Brief an Erhard vom 18. Juni 1792, der Teil einer zu diesem Zeitpunkt durch Erhards Reise loser Korrespondenz ist. Dort ist die kritische Bemerkung zu Schmid's Freiheitstheorie zusätzlich jedoch noch verbunden mit einer spöttischen Äußerung über Schmid als Rezensenten, wenngleich konkret nicht von Reinholds eigener Theorie, sondern nur der möglicherweise vom Tübinger Theologen Flatt unter dem Pseudonym Isonomiophilus verfaßten Schrift und eventuell auch der Kant-Kritik von Johann Ludolf Holst.

Diese Erwähnungen Schmid's in Reinholds Korrespondenz geben bereits eine Reihe von Anhaltspunkten für die Rekonstruktion von dessen Motiven für eine veränderte Haltung gegenüber dem Kollegen, die sich durch weitere Briefe ergänzen lassen. Dabei ergeben sich vor allem zwei teilweise miteinander verbundene Momente, die diesen Stimmungsumschwung erklärbar werden lassen. Zum einen handelt es sich hierbei um die Feststellung einer Art allgemeiner Lebens- und zum Teil auch Schaffenskrise, die sich über einen gewissen Zeitraum hinweg in den Briefen recht deutlich manifestiert und deren dort offengelegte Ursachen eine Reihe von Berührungspunkten mit Momenten der Beziehung zu Schmid besitzen. Zum anderen handelt es sich um die spätestens mit der (nachweislich vor der Publikation stattgehabten) Rezeption der Zweitaufgabe von Schmid's „Ver-

<sup>50</sup> Reinhold empfiehlt die „Empirische Psychologie“ „unsers Schmidt's (des Verfassers von dem Wörterbuch und dem vortrefflichen Versuch einer Moralphilosophie)“. In: Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 12, S. 56

<sup>51</sup> Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 19, S. 94

such einer Moralphilosophie“ durch Reinhold anzusetzende Kontroverse um den Freiheitsbegriff. Diese war von der anderen Seite her durch Reinholds seit dem Herbst 1791 fast ausschließlich vorangetriebene, jedoch durch die winterliche Krise offenbar behinderte Arbeit an seiner eigenen Freiheits- und Willenstheorie und deren Ergebnisse in vollem Umfang zwar erst möglich geworden. Wie oben gezeigt worden ist, hatte sie sich jedoch in Schmidts ein Jahr zuvor erschienener „Empirischer Psychologie“ sowie dann in jenem Frühjahr 1792 in deren Rezension durch Reinhold bereits zunehmend angekündigt.

Was soeben als „Lebenskrise“ Reinholds, die sich in einer Folge seiner Briefe aus dem Spätherbst und Winter 1791/92 recht deutlich niederschlägt, bezeichnet worden ist, läßt sich begreifen als kurzzeitige Verdichtung von vielfältigen, an sich mehr oder minder dauerhaften Belastungen durch verschiedene aktuelle Umstände, insbesondere während der Monate Dezember und Januar; Reinholds Brief an Baggesen vom 22. Juni 1792, der noch in derselben Woche wie der Brief an Erhard verfaßt ist, zeugt jedoch davon, daß Reinhold sich erst in jenem Frühsommer endgültig von diesen gleich noch näher zu betrachtenden Beeinträchtigungen, die er dort zum Teil sogar ausdrücklich aufführt, entlastet fühlte, und zwar insbesondere durch die Lektüre von Fichtes noch unter Wahrung der Anonymität der Erstausgabe rezipiertem „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“.<sup>52</sup> Reinhold betrachtet diese Schrift hier auch offen als Werk Kants, mit dem er sich nun wieder in Einklang wähnt; diese Zuschreibung markiert dabei einen wesentlichen Unterschied zum Brief an den mit Kant persönlich vertrauten Erhard, in dem er den entsprechenden Ansatz wohl aus Vorsicht wieder gestrichen hat.

Die hier anklingende Frage der Übereinstimmung mit Kant (die Reinhold im Brief vom 22. Juni 1792 in den wirklich entscheidenden Bereichen für wiederhergestellt hält) stellt nun innerhalb der zeitweise krisenhaften Zuspitzung der Lebens- und Arbeitssituation Reinholds im vorausgegangenen Halbjahr auch einen wesentlichen Eckpunkt dar. Dabei steht nicht zufällig die Rückkehr Erhards von

<sup>52</sup> Diese Auflösung der Spätausläufer von Reinholds winterlicher Lebenskrise im Juni 1792 steht im übrigen in einem gewissen Widerspruch zur allein auf den Brief vom 18. Juni zurückgehenden Rekonstruktion einer „Systemkrise“, in die er angeblich just in dieser Zeit gestürzt worden sein soll, ein Umstand, der später noch zu berücksichtigen sein wird. Dabei ist jedoch die Quellenbasis für die allgemeine Lebenskrise Reinholds wesentlich breiter und eindeutiger als die für eine „Systemkrise“, es sei denn, diese hätte sich nicht oder nur positiv auf Reinholds Befindlichkeit ausgewirkt.



seinem Besuch bei Kant im Herbst 1791, als er im November vor der Weiterreise noch einmal einige Tage bei Reinhold in Jena verbracht hatte, am Beginn dieser Entwicklung. Denn Erhard hatte Reinhold aus Königsberg neben einem freundlichen, jedoch in der Sache distanzierenden Brief Kants<sup>53</sup> erwartetermaßen eher negative Nachrichten über die für Reinhold persönlich sehr wichtige Einstellung Kants zu seiner Elementarphilosophie mitgebracht, die Reinhold in der Folge sichtlich bedrückten<sup>54</sup>. Um Klagen über dieses Kernproblem herum gruppieren sich in Reinholds Briefen nach Erhards Besuch Äußerungen über weitere Belastungen, die das Bild einer Krise vor allem in den Monaten Dezember und Januar ergeben: So lamentiert Reinhold etwa mehrfach über seine finanziellen Probleme durch die schlechte Dotierung seiner außerordentlichen Professur<sup>55</sup> und beklagt dabei das Gefühl einer auch geistigen Isolation in Jena, „dem öden Wohnsitze der Pedanterie“<sup>56</sup>, während gleichzeitig das zwischen ihm und Baggesen diskutierte, in diesen Punkten Abhilfe schaffende „Project“ Baggesens, Reinhold auf eine ordentliche Professur nach Kiel zu holen, zu scheitern schien<sup>57</sup> (Tatsächlich kam dieser Plan, den Reinhold – zu früh resignierend – auch im Brief an Erhard vom 18. Juni 1792 erwähnt, dann ein Jahr später doch noch zur Durchführung). Auch das für Reinhold gleichfalls sehr wichtige Verhältnis zu Schiller, der unter wesentlicher Vermittlung von Baggesen gerade ein Stipendium des auch für das „Project“ zentralen holsteinisch-dänischen Erbprinzen Friedrich Christian erhalten hatte, war nach Reinholds Auffassung in der Folgezeit getrübt.<sup>58</sup> Und während Reinhold sich, was seine Theorie des Vorstellungsvermögens anlangt, von den ihm nahesten-

<sup>53</sup> vom 21 September 1791, AA Bd. XI, Brief Nr. 456, S. 275-277

<sup>54</sup> vgl. den Brief an Erhard vom 7. August 1791 in: Denkwürdigkeiten (vgl. Anm. 21), Brief Nr. 146, v.a. S. 314f., sowie die Briefe an Baggesen vom 17. Oktober und 9. Dezember 1791 sowie dem 2. Januar 1792, in: Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Briefe Nr. 22, 24 und 29, v.a. die Seiten 101f., 109f. und 136f.; vgl. hierzu auch Kommentar der AA zum verlorenen Brief Reinholds an Kant (Nr. 499a).

<sup>55</sup> vgl. dem Brief an Baggesen vom 2. Januar 1792, Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 29, v. a. S. 137, sowie später dann den vom 28. März 1792, ebd., Brief Nr. 35, S. 173, als sich die Hoffnungen auf das Project zerschlagen hatten, Reinhold jedoch auf dem Wege der Besserung war.

<sup>56</sup> Brief vom 9. Dezember 1791, Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 24, S. 110, sowie später den vom 23. Januar 1792, ebd., Brief Nr. 31, v.a. S. 148f.

<sup>57</sup> Baggesens Projekt war Gegenstand fast jedes Briefes in dieser Periode; Reinholds Mißtrauen in den Prinzen, das für sein sukzessives Resignieren vor allem verantwortlich ist, kommt vor allem im Brief vom 28. März 1792 zum Ausdruck, vgl. Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 35, S. 173

<sup>58</sup> Brief vom 23. Januar sowie dem 28. März 1792, Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Briefe Nr. 31 und 35, v.a. S. 148 und 172

henden oder für ihn in ihrem Urteil wichtigen Persönlichkeiten entfremdet und auch ansonsten verkannt fühlte, begann gleichzeitig die Arbeit an der in dieser Phase vorrangig bearbeiteten praktischen Dimension seiner Theorie soweit zu stocken, daß er den noch im Herbst angestrebten Termin für die Publikation des zweiten Bandes der „Briefe über die Kantische Philosophie“ bis zum Januar um mindestens ein halbes Jahr verschieben zu müssen glaubte.<sup>59</sup>

Der inzwischen in Gießen lehrende Schmid selbst ist nun in diesen Briefen aus der Phase der winterlichen Krise Reinholds nicht vertreten. Jedoch bieten fast sämtliche Momente dieser Krise implizite Berührungspunkte zu seiner Person, so daß er in gewisser Weise im Hintergrund nach wie vor präsent ist: So hatte er mit seinem Weggang von Jena einen Karrieresprung gehabt, mit dem er einerseits aus Reinholds Schatten getreten war, andererseits diesen quasi überholt hatte: Während er von seiner undotierten Jenaer Adjunktenstelle als Ordinarius nach Gießen berufen worden war (was Reinhold in der oben zitierten Mitteilung über Schmidts Weggang ausdrücklich betont!), blieb Reinhold eine entsprechende Berufung nach Kiel – und damit eine im Vergleich zu seiner schlechtdotierten Jenaer Professur auch finanzielle Besserstellung – vorläufig noch verwehrt. Auch verweist Reinholds Rede vom mit dem Weggang des Klubkameraden und geschätzten Kollegen Schmid verbundenen großen Verlust darauf, daß dieser nicht unwesentlich am Isolationsgefühl Reinholds mitgespielt haben könnte, indem er ihn gewissermaßen in der „öden Pedanterie“ Jenas zurückgelassen hatte. Schmid war zudem gleichfalls eng mit Schiller befreundet, und schließlich stand er als getreuer Kantianer in gewisser Weise auch zwischen Reinhold und Kant, dessen ausbleibende Anerkennung für Reinholds Krise entscheidende Bedeutung gehabt hatte. Ohne daß man nun Reinhold hier schon Konkurrenzgefühle unterstellen müßte, ist damit doch festzuhalten, daß sich gerade mit Schmidts Weggang aus Jena zunehmend Gründe für ein distanzierteres Verhältnis der beiden Kollegen zueinander ergeben haben könnten. Dies wäre insbesondere auch insofern von Belang, als Schmid – wie oben gezeigt – bereits mit der „Empirischen Psychologie“ auch in seinen Publikationen begonnen hatte, aus Reinholds Schatten zu treten, indem er allmählich auch öffentlich eine distanziertere Haltung zu dessen Position bezog.

Die sich mit der „Empirischen Psychologie“ bereits ankündigende, tatsächlich manifeste Kontroverse im Bereich der praktischen Philo-

<sup>59</sup> Briefe vom 17. Oktober 1791 sowie dem 23. Januar 1792, Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Briefe Nr. 20 und 31, S. 95 und 152

sophie hat sich nun aber erst im Verlauf des Frühjahres 1792 erstmals zugespitzt, als Reinholds Krise durch eine Entspannung in einigen der sie verursachenden Momente (der Kontakt zu Schiller hatte sich wieder intensiviert, und eine große Zahl von angemeldeten Hörern für das Sommersemester versprach Besserung der finanziellen Situation) weitgehend überwunden war und die Arbeit an seiner Willens-theorie zunehmend fortschritt. Diese Zuspitzung geschah dabei sogar in sehr massiver Weise. In sehr dichter Folge treten hier nämlich Ende März/Anfang April als Momente der (nunmehr wieder rein sachlich-wissenschaftlichen) Beziehung zwischen Reinhold und Schmid zusammen: Reinholds in Gestalt seiner Arbeiten am zweiten Band der „Briefe über die Kantische Philosophie“ inzwischen verhältnismäßig weit ausgebaute eigene Theorie der Freiheit des Willens; dann die zu Ostern erschienene, Reinhold jedoch bereits zuvor vorliegende<sup>60</sup> Zweitaufgabe von Schmid's „Versuch einer Moralphilosophie“ mit dessen umstrittener Freiheitstheorie; Reinholds am 2. und 3. April 1792 in der A.L.Z. erschienene Rezension von Schmid's „Empirischer Psychologie“, in der er sich – wie bereits erwähnt – insbesondere gegen die von Schmid vorgenommene Ausklammerung von Gefühl und Begehren aus dem ihnen als materiales Realfundament übergeordneten Vorstellungsvermögen überhaupt zu wehren versucht, ohne dabei die in Schmid's Vorgehen implizite Verfahrenskritik verstanden zu haben; hinzu tritt dann Schmid's genau eine Woche darauf (am 9. und 10. April) am selben Ort publizierte Rezension von Reinholds Fundamentschrift, in der eben jene globale immanente Verfahrenskritik in der oben aufgezeigten Weise explizit auf Reinholds Elementarphilosophie bezogen vorgetragen wird.

Schon diese Verdichtung bei gleichzeitiger Verzahnung in wechselseitiger Reaktion aufeinander macht deutlich, daß zwischen diesen einzelnen Artikulationen komplexer philosophischer Positionen vielfache Wechselbeziehungen bestehen. Insbesondere offenbart sich mit diesen Wechselbeziehungen eine verschränkte Bezugnahme zu den jeweiligen Positionen zur theoretischen und praktischen Philosophie, die die Abtrennung einer rein immanenten Untersuchung nur eines dieser beiden Aspekte im Kontext der Kritik unmöglich machen dürfte. Ebenso wenig wie Schmid's Kritik an Reinholds Elementarphilosophie – wie gezeigt – durch seine Betonung der Nichtableitbarkeit von Gefühl und Begehren aus dem Vorstellungsvermögen überhaupt von

<sup>60</sup> Reinhold kündigt im Brief an Baggesen vom 28. März 1792 das Erscheinen des Buches zu Ostern an, äußert sich jedoch, was noch näher zu betrachten sein wird, ausführlich und offensichtlich mit genauer Textkenntnis über dessen Inhalt. Vgl. Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 35, S. 169

praktischen Fragen zu trennen ist, ist auch Reinholds Beurteilung von Schmidts „Empirischer Psychologie“ und seine Reaktion auf Schmidts Rezension von seiner auf den eigenen, neuentwickelten Willensbegriff gründenden Haltung zu Schmidts Freiheitstheorie abzulösen. Vielmehr scheint sogar die Kontroverse um Fragen der praktischen Philosophie die Kritik der theoretisch-spekulativen Elementarphilosophie in hohem Maße überlagert zu haben. Eine solche Überlagerung würde eine Reihe von Kontextumständen erklären, die von der Konstellationsforschung Dieter Henrichs bislang wohlweislich ausgeklammert worden sind, jedoch der Annahme einer schweren „Systemkrise“ Reinholds eher zuwider stehen, so etwa das nur singuläre Auftreten der Frage der Kritik der Elementarphilosophie in Reinholds Brief an Erhard und die fast gleichzeitig mit diesem sich dokumentierende Auflösung der letzten Ausläufer von Reinholds Krise durch Fichtes „Kritik aller Offenbarung“, sowie die im Verhältnis zu Arbeiten über praktische Fragen minimale publikatorische Aufbereitung der sogenannten „Reorganisation der Elementarphilosophie“. Henrich und sein Mitarbeiter Marcelo Stamm können den Umstand, daß Reinhold sich in der Folgezeit nur in einem einzigen Aufsatz – nach ihrer Deutung „programmatisch“ – mit der durch die neugewonnene Einsicht notwendigen „Reorganisation“ beschäftigt hat, nämlich lediglich mit deren immanenten Problemen in Gestalt einer grundständigen Zirkelhaftigkeit in der Begründung erklären, was das prätendierte Gewicht der angeblichen „Systemkrise“ jedoch kaum heben kann.

Anzeichen einer solchen Überlagerung finden sich jedoch über die bloße zeitliche Verdichtung von wechselseitig aufeinander beziehenden Arbeiten von Schmid und Reinhold hinaus auch in den manifesten Reaktionen Reinholds auf Schmidts Kritik in Gestalt seiner Rezension der „Empirischen Psychologie“ und seinen von Schmidts Rezension berichtenden Briefen. Sie kann damit aber auch mögliche Belege für die Annahme offenlegen, daß Reinhold den Wert von Schmidts Kritik für sein Umdenken in der Elementarphilosophie im Wortlaut des Briefes vom 18. Juni 1792 ungerechtfertigterweise geringer ansetzt, als er dem sich gleichfalls dort niederschlagenden Sachverhalt nach tatsächlich gewesen ist. Denn in seinen vorangegangenen Äußerungen offenbart sich ein signifikantes Mißverständnis des Gehalts von Schmidts Kritik, das auf eine zeitweilige Fixierung Reinholds auf einen bestimmten, mit der Kontroverse in der praktischen Philosophie verbundenen Typus von Kritik verweist.

In seinem Brief an Baggesen vom 28. März 1792 nimmt Reinhold nämlich eine gezielte Positionsbestimmung seiner selbst in der Frage der Willenstheorie vor, in deren Verlauf er sich zunächst – gewisser-

maßen mit nach der Krise neugewonnenem Selbstbewußtsein – deziert als sich von „Kant und den Kantianern“ entfernt verortet. Fast im selben Atemzug greift er dann aber Schmid in der noch nicht publizierten, Reinhold aber offenbar schon vorliegenden Zweitaufgabe des „Versuches einer Moralphilosophie“ forcierten Freiheitsbegriff in einer Art und Weise an, die mit seiner sich in der etwa gleichzeitig entstandenen Rezension niederschlagenden Rezeption der „Empirischen Psychologie“ und seinen ersten Reaktionen auf Schmid's Rezension in der Folgezeit korrespondiert. Er ordnet Schmid in gewisser Weise – zu Unrecht, wie die Debatte um Schmid's Freiheitstheorie zeigt – den strengen Kantianern zu, von denen er selbst sich in dieser Frage deziert absetzt. Reinhold schreibt:

„Gänzlich entferne ich mich von Kant und den Kantianern im Begriffe vom Willen, den ich weder für Kausalität der Vernunft, noch Vermögen, nach vorgestellten Gesetzen u.s.f. zu handeln, sondern als ein von der Vernunft und Sinnlichkeit gleich verschiedenes Vermögen *der Person* halte, sich selbst zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines Begehrens (Foderung des eigennützigen Triebes) zu bestimmen. Diese Selbstbestimmung geschieht freilich durch Vorschriften, folglich in sofern durch Vernunft; aber die Vernunft verhält sich dabei als bloßes Vermögen, welches noch dazu vom Subjekte beim Wollen auf zweierlei Art gebraucht werden kann, indem es auf das Subjekt ankömmt, die Vorschrift entweder zum bloßen Mittel der Befriedigung des eigennützigen Triebes, oder zum Zweck, und die Befriedigung zum bloßen Mittel, die Vorschrift zu realisiren, zu machen. [...]

[...] Seine [Schmid's] Behauptung: daß der Mensch nur bei den sittlichen, aber nicht bei den unsittlichen Handlungen frei handle, daß er zu den letztern unvermeidlich bestimmt werde, empört mich im höchsten Grade. Gleichwol muß ich den Scharfsinn bewundern, den er darauf verschwendet hat. Sein *πρῶτον ψευδος* ist der kantische Begriff vom Willen, als Causalität der Vernunft; woraus sich freilich ergibt, daß, wenn die Sittlichkeit *die Handlung der Vernunft* ist, die Unsittlichkeit nicht die Handlung der Vernunft sein könne, und folglich, da nur die Handlung der Vernunft frei sein soll, auch nicht frei sein könne.“<sup>61</sup>

Indem er Schmid den „kantischen Begriff vom Willen“ als Grundfehler von dessen (sophistischer und seinerseits später von anderer Seite als unkantisch angegriffener) Argumentation zur Überwindung des von Kant offengelassenen Desiderats einer Erklärung von unmoralischen Handlungen unterstellt, nimmt Reinhold gegen diesen (zu Unrecht) gerade dort als Kantianer Stellung, wo er sich selbst bewußt von Kant entfernt hat.

<sup>61</sup> Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 35, S. 168 und 169

Etwas Ähnliches geschieht nun interessanterweise – unter nur leicht veränderten Ausgangsbedingungen – in Reinholds in unmittelbarer zeitlicher Nähe entstandener, im Ganzen sehr wohlwollender Rezension von Schmid's „Empirischer Psychologie“<sup>62</sup>; und zwar an der Stelle, an der er der von Schmid dort vorgenommenen ‚Korrektur‘ am Reinhold'schen System in Gestalt einer Ausklammerung von Gefühl und Begehren aus dem „Vorstellungsvermögen in enger Bedeutung“ zu begegnen versucht. Auch dort operiert Reinhold nämlich mit weitgehend unkantischen Begriffen insbesondere vom Gefühl, um die vollständige Vorstellungshaftigkeit von Gefühl und Begehren zu retten.<sup>63</sup> Denn vom Nachweis dieser Vorstellungshaftigkeit scheint er sich aufgrund von Schmid's noch unscharfer, nicht voll ausdifferenzierter Aufstellung der Gemütskräfte in den §§ XIX und XX des ersten Teils der „Empirischen Psychologie“ (dabei in Verkenennung des impliziten grundlegenden Verfahrenseinwandes) zu erhoffen, daß sie die Rücknahme der Ausnahme jedweder Grundvermögen aus dem „Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung“ ermöglichen müsse. Reinhold fühlt sich offenbar ausschließlich von dieser konkretisierten Ausnahme getroffen, auf die er sich in der Folge in Schmid's Gesamtkritik besonders fixieren wird. Den damit korrespondierenden Verfahrenseinwand, der für Reinholds Theorie sehr viel weitreichendere Konsequenzen mit sich bringen mußte, scheint er dagegen aber (noch) gar nicht wirklich verstanden zu haben, zumal er ihm nicht ausdrücklich widerspricht. Denn Reinhold schreibt zwar:

„In dem ersten Theile [...] scheint uns die Hn. S. eigenthümliche Bestimmung des Begriffes vom Grundvermögen und Grundkraft der Seele um so bemerkenswerter, je mehr wir von der bisherigen herrschenden Unbestimmtheit dieses Begriffes und dem nachtheiligen Einflusse derselben überzeugt sind.“ (Rez. EP, Sp. 5)

<sup>62</sup> in der ALZ Nr. 86 und 87 vom 2. und 3. April 1792, Sp. 1-14; künftig im Text als Rez. EP

<sup>63</sup> ALZ Nr. 87 vom 3. April, v.a. Sp. 9-11; Reinhold will beispielsweise Gefühle stets in Anschauung bzw. Empfindung auflösen, auch Lust und Unlust. Sie wären somit immer Gegenstände des Erkenntnisvermögens, eine Behauptung, die mit Kants (zugegebenermaßen nicht immer klar durchgehaltenem) Gefühlsbegriff nicht in Einklang zu bringen ist, vgl. z. B. KU Einl. VII, S. XLIII: „Dasjenige Subjektive aber an einer Vorstellung, *was gar kein Erkenntnisstück werden kann*, ist die mit ihr verbundene *Lust* oder *Unlust*; denn durch sie erkenne ich nichts an dem Gegenstande der Vorstellung, obgleich sie wohl die Wirkung irgendetwas Erkenntnis sein kann.“ Gerade diese Bestimmung Kants zeigt im übrigen, wie eng sich Schmid an die kantische Vorgabe hält, denn sein Gefühlsbegriff scheint die KU in diesem Sinne bereits ganz zu berücksichtigen.

Er hat also Schmidts entscheidende Differenzierung eindeutig wahrgenommen. Auch wehrt er sich folgerichtig gegen Schmidts spätere Bestimmung, Vorstellung sei etwas, wovon Bewußtsein möglich sei (EP 2. Teil, § I, S. 178), da für Reinhold ja allein Vorstellungen das Bewußtsein selbst bereits zur Gänze ausmachen (Rez. EP, Sp. 7). Er sieht sich also durchaus angegriffen. Jedoch scheint er die damit verbundene basale antireinholdische Konsequenz Schmidts, nämlich die Differenzierung in „Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung“ (als echtes Grundvermögen nur eines geringen Teils der Gemütsvermögen) und „Vorstellungsvermögen in weiterer Bedeutung“ (als generelles Vermögen aller Gemütsvermögen), doch nicht unmittelbar auf sein eigenes System beziehen zu wollen, obwohl er auf der Enthaltenheit von Gefühl- und Begehrungsvermögen im Vorstellungsvermögen in engerer Bedeutung bestanden hat. Er sieht nämlich in den beiden von Schmid im empirischen Gang differenzierten Dimensionen des Vorstellungsvermögens sein fundamentales „reines“ Vorstellungsvermögen noch gar nicht erreicht:

„Wenn man ausserdem noch das transcendente Vermögen des Gemüths von dem empirischen, das à priori von dem à posteriori erkennbaren unterscheidet, so dürfte wohl das *reine Vorstellungsvermögen*, in wieferne sich dasselbe durch die Formen der Vorstellung ankündigt, und in denselben die *gemeinschaftlichen* reinen Grundgesetze der übrigen Vermögen des Gemüthes enthält, den Namen eines *absoluten reinen Grundvermögens* nicht mit Unrecht führen.“ (Rez. EP, Sp. 5f.)

Dabei zeigt sich nochmals eindrücklich, daß er die Pointe von Schmidts Differenzierung absolut nicht verstanden hat, denn wiederum führt er mit der Betonung des „gemeinschaftlichen“ Merkmals aller Prinzipien des Gemüts als Konstituens des Vorstellungsvermögens und dem mit materialer Enthaltenheit explizit verbundenen Begriff des Grundvermögens miteinander unvereinbare Bestimmungen eng, ähnlich, wie er es in der oben zitierten Passage der Fundamentschrift getan hatte.

Reinholds Bestehen auf der Vorstellungshaftigkeit bzw. Vorstellungsabhängigkeit von Gefühl und Begehren muß jedoch trotz dieser Verkennung der methodologischen Pointe nicht als paradoxe Einwendung erscheinen, wenn man diese Gewichtung in seiner Argumentation nicht aus dem theoretisch-spekulativen Teil seiner Theorie zu erklären versucht. Reinholds Fixierung auf den Nachweis etwa der Vorstellungshaftigkeit von Gefühl ergibt sich vielmehr bereits aus der Überlagerung der Debatte um diesen Teil seines Programms durch die sich hiermit ankündigende Kontroverse im Bereich der praktischen Philosophie: Vorstellungshaftes Gefühl bzw. vorstellungsabhängiges

Begehren sind nämlich notwendige Bestandteile für seine Theorie des Begehrungsvermögens bzw. unabdingbar für die Stiftung von deren Zusammenhang mit (oder genauer: die Festlegung von deren Abhängigkeit von) der Theorie des Vorstellungsvermögens. Denn durch seinen insgesamt vernunftunabhängigeren (damit scheinbar ‚freieren‘) Willensbegriff ist er um der Erhaltung der Stärke der Moralität willen gewissermaßen gezwungen, bereits dessen Konstituenten Lust und Unlust („eigennützig“ und „uneigennützig“en Trieb“) abzuleiten, was letztlich eine sehr viel stärkere deterministische Komponente durch die Hintertüre wieder einführt.

Da Reinhold sich in der unmittelbaren Folgezeit, wie gleich gezeigt werden wird, in seiner Rezeption von Schmidts Rezension ganz auf diesen Aspekt fixiert hat, scheint ihm also in der Tat bereits die sich anbahnende Kontroverse mit Schmid in der praktischen Philosophie den Blick für Schmidts zentrale methodologische Argumente in der Kritik der eigentlichen Elementarphilosophie verstellt zu haben. Gleichwohl hat Schmidts nur eine Woche danach erschienenen Rezension der Fundamentschrift bei Reinhold deutlich einen starken und nachhaltigen Eindruck hinterlassen, worauf allein schon hindeutet, daß er sie in zwei zeitlich relativ weit auseinanderliegenden Briefen an Baggesen behandelt, nämlich dem vom 9. April 1792<sup>64</sup> und dem bereits erwähnten vom 11. Juni 1792<sup>65</sup>. Die starke Ähnlichkeit der fast repetitiven Äußerungen Reinholds über eine relativ langen Zeitspanne spricht für die sehr nachhaltige Wirkung der Schmidtschen Kritik<sup>66</sup>, wenngleich Reinhold diese in den Briefen an Baggesen bei-

<sup>64</sup> Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 36, S. 174-176; dort ist das Datum mit „8. oder 9. April 1792“ angegeben; da jedoch der erste Teil von Schmidts Rezension erst am 9. April in der A.L.Z. erschienen ist, ist anzunehmen, daß Reinhold den Brief erst an diesem Tag – und das hieße eben direkt nach dem Erscheinen des ersten Teils der Rezension (!) – geschrieben hat, es sei denn, er hätte den gesamten Text der Rezension schon zuvor – brieflich – von dem nun in Giessen lehrenden Schmid oder aber von Schütz oder Hufeland, den Herausgebern der A.L.Z. erhalten, worauf es aber keinen Hinweis gibt und was auch beides als eher unwahrscheinlich gelten kann.

<sup>65</sup> Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 39, S. 194-196

<sup>66</sup> Reinhold hat Schmid überdies gegen Ende April, also zwischen beiden Briefen, definitiv persönlich getroffen: Diez' jüngst veröffentlichte Briefe an seine Eltern berichten von Schmidts Anwesenheit in Jena während der ersten Woche seines eigenen Aufenthalts in Jena sowie von Schmidts Teilnahme an drei Klubabenden, bei denen auch Reinhold zugegen war. Diez berichtet – unter dem Datum vom 26. April – auch von Schmidts zu diesem Zeitpunkt bereits erfolgter Abreise. (vgl. DBS, Briefe D 1 vom 20. April 1792, S. 261 und D 2 vom 21.-30. April 1792, S. 276f.). Diez' Briefen ist jedoch weder ein Ankunftsdatum für Schmid noch Näheres zum Verlauf jener Abende zu entnehmen, was sowohl hinsichtlich eines möglichen Kontakts von



de Male (im Unterschied zum Brief an den kritischeren Erhard) zwar sachlich, aber nachdrücklich im Ganzen ablehnt. Im ersten Brief vom 9. April – also noch bevor die gesamte Rezension erschienen war – heißt es:

„Schmid, der meine Schrift über das Fundament in der Allgemeinen Literaturzeitung recensirt hat, hat mich freilich auch misverstanden, aber so, wie ein Selbstdenker mis versteht, und wie es der Natur der Sache bei dem gegenwärtigen Zustande der Gährung unter unsern unbestimmten Begriffen mit sich bringt. Er hat mir dadurch Stoff zu weiteren Erörterungen gegeben, durch welche meine Elementarlehre, so Gott will, um einige Schritte weiter vorwärtsrücken soll.“<sup>67</sup>

Reinhold bezieht Schmid's Kritik also – im übrigen mit annähernd derselben Formulierung, die er im Brief vom 18. Juni 1792 verwendet – eindeutig auf seine Fundamental- bzw. Elementarlehre, obwohl Schmid nominell die Fundamentschrift rezensiert hatte. Das Gewicht von dessen Kritik ist ihm also eindeutig klar gewesen, wobei die Betonung von Schmid's „Selbstdenkertum“ und der „unbestimmten Begriffen“ bereits auf Reinhold's sich erst im Folgebrief manifestierende Fixierung auf die Einwendung in Sachen Gefühl und Begehren hinweisen könnte. Denn schon durch Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“ und der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ nur undeutlich bestimmte Begriffe spielen bei dieser Fixierung, wie gezeigt, in Gestalt des in der Willensfrage bestehenden Desiderats ebenso eine Rolle, wie Schmid's Kantianismus in Gestalt seiner mit seiner Auffassung von Gefühl und Begehren zu verbindenden Auflösung dieses Desiderats, gegen die sich Reinhold gewandt hatte.

Schmid's Kritik erschien Reinhold in jedem Falle so bedeutsam, daß er Korrekturen oder Ergänzungen in Gestalt von „Erörterungen“, also wohl in einer neuen Arbeit zu seiner Elementarlehre vorzunehmen gedachte. Dies wiegt für Überlegungen zu Reinhold's späterem Umdenken um so schwerer, als schon hier erstmals ausdrücklich von einem solchen Projekt die Rede ist. Die große Ähnlichkeit der Formulierungen hier und im Brief vom 18. Juni 1792, wo von „Stoff zum Zweyten Theil der besagten Abhandlung [i.e. der über das Fundament] fürs nächste Stück der Beyträge“ die Rede ist, verweist

---

Diez mit Schmid als auch in bezug auf die akute Diskussion zwischen Schmid und Reinhold bedauerlich ist. Daß Schmid schon seit Monatsbeginn oder gar seit März in Jena gewilt und Reinhold auf diese Weise die Zweitaufgabe seiner Moralphilosophie vor deren eigentlichem Erscheinen sowie seine Gesamtrezension bereits vor dem 9. April mitgeteilt haben könnte, erscheint gerade angesichts der von Diez berichteten Häufung von Einladungen zu seinen Ehren eher unwahrscheinlich.

<sup>67</sup> Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 36, S. 176

nachdrücklich darauf, daß der Ausgangspunkt für diesen tatsächlich verfaßten Text<sup>68</sup>, wenn er nicht ohnehin schon geplant war, spätestens hier angesetzt werden muß und also nicht auf Diez zurückgeführt werden kann, der überhaupt noch nicht in Jena war. In jedem Fall scheint hier eine erste Planung hinsichtlich des Inhaltes dieser Schrift stattgefunden zu haben. Daß Reinhold den Text im Brief vom 18. Juni 1792 als „Zweyten Theil der besagten Abhandlung“ – und damit ist eindeutig die Fundamentschrift gemeint – bezeichnen wird, stützt diese Vermutung, auch wenn dem „Beyträge II“-Aufsatz dieser Umstand nicht mehr anzusehen ist. Denn zwar betrifft Schmidts Kritik ebenso wie die Diez'sche die tatsächlich entwickelte Elementarphilosophie, obwohl er nominell lediglich die Fundamentschrift rezensiert hatte, die selbst gar nicht diese Elementarlehre vorträgt.

Schmidts Rezension hat also ganz offensichtlich schon an ihrem Erscheinungstag einen starken Eindruck bei Reinhold hinterlassen. Wie nachhaltig die Wirkung dieser Rezension gewesen ist, zeigt sich darin, daß Reinhold sie in seinem erst zwei Monate später geschriebenen nächsten Brief an Baggesen wieder aufgreift, nachdem ihm Baggesen eine Antwort zu diesem speziellen Punkt offensichtlich noch schuldig geblieben war.<sup>69</sup> In diesem Brief, der exakt eine Woche vor dem an Erhard vom 18. Juni 1792 verfaßt worden ist, schreibt Reinhold:

„Was sagst Du zu der Recension meiner Schrift über das Fundament [...] in der A.L.Z.? Sie ist von *Schmid*, der mich in der That nicht verstanden hat. Seine beiden Haupteinwürfe: daß der Satz des Bewußtseins nicht das *einzige* Fundament sein könne, weil nur der Begriff der Vorstellung daraus folgt; und daß der Begriff der Vorstellung nicht allumfassend sei, weil Gefühl und Begierde nicht darin läge, treffen mich nicht; denn ich habe ja behauptet und gezeigt, daß jener Satz nur das *einzig erste*, nicht

<sup>68</sup> Es handelt sich hierbei um den Einleitungsaufsatz des zweiten Bandes der „Beyträge zu Berichtigung bisheriger Missverständnisse der Philosophen. Zweyter Band die Fundamente des philosophischen Wissens, der Metaphysik, Moral, moralischen Religion und Geschmackslehre betreffend.“ (Jena: bey Johann Michael Mauke, 1794), betitelt „Ueber den Unterschied zwischen dem gesunden Verstande und der philosophierenden Vernunft in Rücksicht auf die Fundamente des durch beyde möglichen Wissens.“, S. 1-72 (künftig als „Beyträge II“)

<sup>69</sup> Reinholds selbstpersuasiv vorgetragenes Wiederaufgreifen der Frage der Schmidtschen Rezension scheint hier ihrem Tenor nach eine Bitte um Bestätigung zu implizieren, die für Reinholds Charakter so, wie wir ihn aus anderen Zeugnissen kennen, ganz typisch wäre. Friedrich Carl Forberg etwa berichtet davon, daß Reinhold im Gefolge der Rehbergschen Rezension eines Abends unter Tränen „viele Briefe von Gelehrten herbei [brachte], die seine Schriften lobten, und ich mußte solche der Gesellschaft, ihm gleichsam zum Trost, vorlesen.“ (Friedrich Carl Forberg, „Lebenslauf eines Verschollenen.“ Hildburghausen/Meiningen: Kesselringsche Hofbuchhandlung, 1740, S. 31f.)

das alle andere ausschließende Fundament sei; habe sogar die übrigen Sätze versprochen, und durch den Satz der Erkenntnis mit ihrer Lieferung den Anfang gemacht. Daß Gefühl eine Vorstellung, und Begierde ein Zustand des Gemüthes sei, der vom Vorstellen abhängt, habe ich in der Recension seiner Psychologie vorläufig gezeigt, und werde es in meiner Theorie des Begehrungsvermögens umständlicher zeigen. [/] Ich habe jetzt mit der Besorgung des zweiten Bandes meiner Briefe, der Michaelis erscheinen soll, alle Hände voll Arbeit [...]"<sup>70</sup>

Diese (wie sich zeigen wird: in dieser Lesart recht eigenwilligen) Bemerkungen über Schmidts Rezension schließt Reinhold unmittelbar an einen (allerdings sehr ungenauen) Bericht über den seinerseits mutmaßlich kritische Argumente enthaltenden verschollenen Brief Erhards an. Auch hier führt Reinhold also die Einwände zweier seiner Kritiker zusammen, wie es Henrich und Stamm für Erhard und Diez im Brief vom 18. Juni konstatiert haben, wenngleich hier keiner der beiden Reinholds Briefpartner ist, und auch keiner davon Diez heißt. Reinhold hat auch Erhards Argumentation in Gestalt einer Reduktion auf ein einziges Argument noch bruchstückhafter wiedergegeben, als sie uns aus seinem Antwortbrief an diesen geläufig ist: Es handelt sich um die hier isoliert als rein terminologische Frage behandelte Überlegung Erhards zur Differenzierung von „Theorie“ und „Wissenschaft“, deren tieferen Sinn (nämlich die Notwendigkeit eines aufsteigenden Vorgehens, der „analytischen Methode“, bei der Aufstellung von Prinzipien der Philosophie als Wissenschaft) Reinhold nicht verstanden zu haben scheint. Denn er versucht, ihm mit dem Hinweis auf den nur propädeutischen Charakter seiner Theorie des Vorstellungsvermögens zu entgehen, was das grundlegende methodologische Problem aber nicht auflöst. Jedoch scheint er Erhards Kritik bereits hier (letztlich treffenderweise) mit Schmidts Einwänden in Verbindung zu bringen, wenngleich er auch diese ja in der oben aufgezeigten Fixierung in sehr eigenwilliger Weise selektiert und (auch damit) mißversteht: Auch die in Schmidts Rezension skizzierte „neue Elementarphilosophie“ besitzt ja eine starke Tendenz zu einem zu Prinzipien erst aufsteigenden, sie allererst aufsuchenden Verfahren, ein Umstand, der sich durch Hinzunahme von Schmidts genau in dieser Tendenz ausgerichteter „Empirischer Psychologie“ – wie gezeigt – als Folie für die „neue Elementarphilosophie“ weiter stützen läßt.

Zwar zeigt diese Passage damit insgesamt nun freilich, daß Reinhold bis zu diesem Zeitpunkt (und das heißt: nur durch die beiden im Brief an Baggesen vom 11. Juni 1792 zusammengeführten Kritiker

<sup>70</sup> Baggesen's Briefwechsel (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 39, S. 195

Schmid und Erhard) offenbar noch nicht zu seiner entscheidenden neugewonnenen Einsicht, wie sie sich eine Woche später im Brief an Erhard artikulieren sollte, gelangt war. Hier könnte in der Tat der gewissermaßen hinzugekommene Diez mit seinen Einwänden den Auslöser von Reinholds Umdenken darstellen. Man kann auf der Basis der beiden Briefe deshalb sogar vermuten, daß diese Einsicht Reinholds innerhalb dieser einen Woche erfolgt ist, und daß hierbei den von Diez in Reinholds Kolleg über Logik und Metaphysik mutmaßlich just in dieser Woche vorgetragenen Einwänden in der Tat höchstwahrscheinlich eine wesentliche Rolle zukommt. Zudem läßt nämlich auch der Charakter des Briefwechsels von Reinhold mit Baggesen durchaus annehmen, daß jener gerade im vorliegenden Kontext der Kritik an der Elementarphilosophie den Erhard gegenüber eine Woche später so eindrucksvoll beschriebenen Diez ebenso wie seine eigene neugewonnene Einsicht auch Baggesen gegenüber erwähnt hätte, wäre jener ihm bereits durch eine das offensichtlich noch ausstehende Umdenken unmittelbar anregende Kritik besonders bedeutsam geworden.<sup>71</sup>

Jedoch offenbart der Brief vom 11. Juni 1792 auch, wie verdichtet die Konstellation von Kritik in Gestalt von Schmid und Erhards Einwänden bereits gewesen ist, in die Diez in genau dieser Phase mutmaßlich eingetreten sein dürfte, auch wenn Reinhold die Substanz von deren Kritik noch verkannt bzw. mißverstanden hat. Namentlich an Reinholds Wiedergabe der Kerne von Schmid's Rezension kann das deutlich gemacht werden. Dort bewegt er sich nämlich, trotz des in seiner Fixierung auf das Enthaltensein von Gefühl- und Begehungsvermögen im Vorstellungsvermögen überhaupt mitbegründeten Mißverständnisses, trotz der Verkennung der eigentlichen Pointe von Schmid's Kritik, in seinen der Rechtfertigung dienenden Formulierungen bereits in großer Nähe zu dem, was er eine Woche später Erhard gegenüber explizit zugeben wird.

Reinholds Selektion von zwei „Haupteinwürfen“ Schmid's – die Detailkritik des zweiten Teils der Rezension setzt er in ihrer Bedeutung also, hier wohl Schmid's Gewichtung folgend, offenbar ver-

<sup>71</sup> Allerdings wird Diez im Briefwechsel mit Baggesen überhaupt nicht erwähnt, auch nicht im nächsten Brief Reinholds vom 22. Juni 1792 (wenngleich man mutmaßen kann, ob er derjenige dort erwähnte „Zuhörer“ gewesen sein könnte, der Reinhold zur Lektüre des Fichteschen „Versuch einer Critik aller Offenbarung“ überzeugt hatte, was angesichts von Diez' Interessen und dem belegten Austausch über die Kritik von Diez an der Elementarphilosophie durchaus Sinn machen würde). Vergleiche Baggesen's Briefwechsel, (vgl. Anm. 11), Brief Nr. 40, S. 197-201; der Verweis auf den betreffenden Hörer Reinholds befindet sich auf S. 198

gleichsweise gering an – ist zumindest teilweise recht eigenwillig: Denn zwar gibt er mit dem ersten von ihm konstatierten Haupteinwurf („daß der Satz des Bewußtseins nicht das einzige Fundament sein könne, weil nur der Begriff der Vorstellung daraus folgt“) durchaus die wesentliche Pointe von Schmidts „allgemeinem Raisonement“ vergleichsweise genau wieder, wenngleich verkürzt um deren Konsequenzen für das gesamte Verfahren. Der diesen ersten angeblich allein belegende zweite Haupteinwurf jedoch („daß der Begriff der Vorstellung nicht allumfassend sei, weil Gefühl und Begierde nicht darin läge“) reduziert nicht nur Schmidts tatsächlich konkret angeführte Belege auf unzulässige Weise. Er dürfte Ausdruck der oben umrissenen, durch die Gewichtung von Schmidts Argumenten allerdings mit evozierten Fixierung (auch) aus anderen als rein theorieimmanenten Gründen<sup>72</sup> sein: Schmid hatte ja, wie gezeigt, in der Rezension wertfrei von allen „*besondern Zweige[n] dieses Vermögens* [des Vorstellungsvermögens überhaupt]“, die eben „nicht in jenem allgemeinen Gesetze [dem Satz des Bewußtseins] enthalten“ (Sp. 52) seien, gesprochen und auf diese Weise seine Ordnung der Gemütskräfte in den §§ XIX und XX des ersten Teils der von Reinhold erst jüngst rezensierten „Empirischen Psychologie“ über die Ausklammerung nur von Gefühl- und Begehrungsvermögen hinaus konkretisiert.

Auch hat Reinhold mit der Erfassung dieses angeblichen zweiten Haupteinwurfes die diesem zugrundeliegende grundlegende Verfahrenskritik Schmidts, den Nachweis einer unaufhebbaren Zweideutigkeit hinsichtlich der durch den Satz des Bewußtseins ausgeübten Bestimmung, offenbar gar nicht zur Kenntnis genommen. Seine Erwiderung muß daher ins Leere gehen, um so mehr, als sie zeigt, daß er diese von Schmid kompakt gebündelte, jedoch von anderen schon früher geäußerte Kritik an seiner Verwechslung von Gattungsbegriff und materialem Deduktionsprinzip nach wie vor nicht verstanden hat. Wenn Reinhold einwendet, „ich habe ja behauptet und gezeigt, daß jener Satz nur das *einzig erste*, nicht das alle andere ausschließende

<sup>72</sup> Signifikant für den Hintergrund dieser Fixierung, die Überlagerung der Kritik der Elementarphilosophie durch die Debatte um den Willensbegriff im Feld der praktischen Philosophie, ist im übrigen, daß Reinhold im Brief unmittelbar fortfährt mit dem Bericht von seiner Arbeit am zweiten Band der „Briefe über die Kantische Philosophie“, in dem er seinen gegen Schmidts Auffassung stehenden „Begriff der Freyheit des Willens“ breit ausführt. Reinhold dürfte sich durch seine intensive Beschäftigung mit der „Empirischen Psychologie“ auch von Schmidts (von ihm kritisierte) damaliger Darstellung auf Gefühl und Begehren als Ausnahmen aus dem Vorstellungsvermögen festlegen lassen haben. Schmidts unverhältnismäßig starke Betonung von Gefühl und Begehren in der Rezension dürfte ein übriges zu Reinholds sich hier artikulierender Betriebsblindheit beigetragen haben.

Fundament sei; habe sogar die übrigen Sätze versprochen, und durch den Satz der Erkenntnis mit ihrer Lieferung den Anfang gemacht.“; so zeugt gerade seine Rede vom „*einzig erste[n]*, nicht [...] alle andere[n Sätze] ausschließende[n] Fundament“ davon, daß ihm die Unterscheidung von normalem und materialem Grundsatz nach der Schmidtschen Typologie immer noch nicht geläufig ist. Denn implizit meint er, artikuliert in der angeblichen Singularität und vor allem der unbedingten Voraussetzung seines Satzes, nach wie vor ein alle anderen Sätze material einschließendes Fundament; andererseits aber scheint er seinem Wesen nach dennoch auch bewußt auf einen bloßen Gattungsbegriff zu referieren. Denn indem er betont, daß die anderen (besonderen) Sätze durch das Fundament des Satzes des Bewußtseins nicht ausgeschlossen werden, kann er sinnvoll nur meinen, daß diese Sätze ihre Besonderheit gegen den Satz des Bewußtseins besitzen dürfen und nur ihrem allgemeinen, gemeinschaftlichen Merkmal nach unter ihm zusammengefaßt werden. Daß er auf sein Versprechen der Lieferung dieser besonderen Sätze des Bewußtseins verweist, kann sein nach wie vor bestehendes Mißverständnis nur bestätigen, denn dies hatte er unter anderem an der zitierten Stelle in der Fundamentschrift (FS, S. 105-107) unter massiver Zusammenballung von performativen Selbstwidersprüchen in genau diesem Sinne getan.

Wie nahe er hier trotz dieses Mißverständnisses durch die massive Zuspitzung einer namentlich durch Schmid verdichteten Problemsituation bereits an seiner eine Woche später geäußerten neugewonnenen Einsicht gewesen ist, läßt sich zeigen anhand eines Vergleiches der im Brief an Baggesen versuchten Erwiderung mit dem bis in Formulierungsaspekte hinein analogen Satz im Brief an Erhard vom 18. Juni 1792, der einen Teil seiner Einsicht beschreibt. Dort gesteht er nun zu: „Das Fundament der Elementarphilosophie sind lauter Fakta des Bewusstseyns, unter denen das was als Satz das B.[ewusstseyn] überhaupt ausdrückt das allgemeinste und in sofern im System das *erste* ist.“<sup>73</sup> Auf den ersten Blick erscheinen die Veränderungen zur vorherigen Elementarphilosophie nur Nuancen auszumachen. Denn als „*vollständige[s] Fundament* der ganzen Wissenschaft des *Vorstellungsvermögens*, der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft [...] in wieferne sie Vorstellungsvermögen sind“ hatte Reinhold schon in der Fundamentschrift den Satz des Bewußtseins nur zuzüglich der besonderen Sätze des Bewußtseins bezeichnet (FS, S. 107). Dort jedoch wollte er diese trotz ihrer Besonderheit gegen ihn noch aus je-

<sup>73</sup> nach meiner eigenen Transkription, vgl. Frank (vgl. Anm. 2), S. 398 und DBS, S. 913

nem als „einzig erstem“ Fundament ableiten (wenngleich er sich hier in der bekannten Zweideutigkeit gelegentlich selbst widerspricht). Ein solches „einzig erstes“ Fundament gibt es hier nun im Singular nicht mehr. Reinhold spricht nun nicht mehr vom Satz des Bewußtseins als einer einzigartigen „Thatsache *des* Bewusstseyns“ und von aus ihm abgeleiteten Sätzen für Tatsachen *im* Bewußtsein, sondern von „Fakta *des* Bewusstseyns“ im Plural, die das Fundament bilden-sollen. Hiermit scheint er ganz Schmid's Vorschlag für die „neue Elementarphilosophie“ zu folgen, von einem materialen Fundament pluraler Bewußtseinstatsachen auf kantischer Basis auszugehen.

Vor allem formuliert er nun jedoch auch die Vorrangstellung des Satzes des Bewußtseins überhaupt eindeutig im Sinn eines Gattungsbegriffes, indem dieser der erste Satz nur insofern ist, als er der all-gemeinste unter den Sätzen ist, die die pluralen gleichursprünglichen Bewußtseinstatsachen ausdrücken. Er sorgt damit – im Sinne der von Schmid kategorisierten „normalen Grundsätze“ – lediglich im *System* für Ordnung durch Zusammenfassung besonderer Sätze unter sich als abstrakter Formel ihres gemeinsamen, allgemeinen Merkmals. Daß er seinen Satz des Bewußtseins dabei nun ausdrücklich differenziert als Satz des Bewußtseins *überhaupt* bezeichnet, dürfte hinzukommend darauf verweisen, daß ihm dessen Charakter als Gattungsbegriff im Unterschied zu den besonderen Bewußtseinsarten tatsächlich in sich fassenden fundamentalen Sätzen des Bewußtseins nun endlich in all seinen Konsequenzen klar geworden zu sein scheint.

Wie es allerdings nun im Gefolge der durch die kritischen Einwände Schmid's und Erhard's entstandenen Verdichtung der Problemsituation konkret zum tatsächlichen Umdenken Reinhold's gekommen ist, ist aber mit dieser Engführung von in großer zeitlicher Nähe erfolgten brieflichen Äußerungen in diesem Problemumfeld noch nicht erklärt. Hier könnte in der Tat dem Einwand, den Reinhold im Brief an Erhard unmittelbar zuvor umreißt, eine nicht unwesentliche Bedeutung zukommen. Denn er ist nicht nur als Auslöser für die in der „Reorganisation“ leitenden Konsequenzen – die Einführung von „Lemmata“ aus einer Theorie des Selbstbewußtseins und die damit verbundenen erheblichen Modifikationen im Begründungsverfahren – verantwortlich zu machen, sondern auf diesem Wege auch wieder rückwirkend mit den eben beschriebenen Konsequenzen in Verbindung zu bringen. Da dieser Einwand wohl nicht auf Schmid (und auch nicht auf Erhard) zurückgeht und Diez' Rolle als Urheber von „Zweifeln“ von Reinhold ja deutlich hervorgehoben wird, kann tatsächlich davon ausgegangen werden, daß ein entsprechendes kritisches Argument von ihm vorgetragen worden ist. Diez hätte Reinhold demnach vorgehal-

ten, daß dieser Stoff und vor allem Form als innere Bedingungen der Vorstellung überhaupt ausbebe, ohne ihre faktische Abhängigkeit von äußeren Bedingungen zuzugestehen. Auf diese Weise erschleiche er sie sich als bloße innere Bedingungen aber nur, um den Begriff der Vorstellung als singuläre Basis des damit auch vorgeblich einzig ersten Grundsatzes, des Satzes des Bewußtseins, voraussetzen zu können. Daß hierin schon ein methodologisch begründeter Widerspruch zwischen implizit behaupteter Geltung des Satzes des Bewußtseins und tatsächlich angewandtem Schlußverfahren liegt, hatte Schmid ja in seiner Rezension – wie gezeigt – zumindest bereits angedeutet (vgl. Rez. FS, Sp. 58). Reinhold sieht nun aber im konkreten Fall auch tatsächlich ein, daß er zu den inneren Bedingungen des Begriffes der bloßen Vorstellung überhaupt zu deren Begründung mittels Vernunftschluß noch weitere – äußere – Prämissen tatsächlich voraussetzen muß, nämlich das Bewußtsein der (die Form hervorbringenden) Spontaneität und sogar das Selbstbewußtsein selbst. Dies soll nun mit der Einführung besagter Lemmata geschehen, besonderen Sätzen des Bewußtseins, deren Gehalt nicht schon im Bewußtseins überhaupt enthalten ist und die deshalb auch nicht unmittelbar aus dem Satz des Bewußtseins abzuleiten sind. Sie sollen vielmehr erst später im System aufgestellt werden (in der Theorie der Vernunft) und müssen daher von dieser Stelle als „Aussprüche des *sens commun*“ entlehnt werden. Sie stellen insofern tendenziell bereits den ersten Ansatz zu einer Erweiterung des materialen Fundaments der Elementarphilosophie dar, wie sie von Schmid mit der Forderung nach der Anerkennung einer Pluralität gleichursprünglicher Bewußtseinstatsachen vorgeschlagen worden ist (wenngleich Reinhold sie in seiner Theorie später noch gesondert „rechtfertigen“ will). Auch muß ihre Einführung konsequenterweise zu einer Umkehr des Begründungsganges führen, verbunden mit der radikalen Herabsetzung des gesamten Begründungsanspruches des Programms

Die enge Verbindung der Einführung von Lemmata mit Schmidts Forderung läßt sich sehr gut zeigen an einer Umformulierung dessen, was Reinhold im Brief an Baggesen vom 11. Juni 1792 als den ersten Haupteinwurf Schmidts der Sache nach korrekt wiedergegeben hatte. Man könnte den betreffenden Satz gewissermaßen um den neuen Beleg für den Einwand wie folgt ergänzen: Der neuformulierte Einwand bestünde für Reinhold dann darin, „daß der Satz des Bewußtseins nicht das einzige Fundament sein könne, weil nur der Begriff der Vorstellung daraus folgt, *und eben nicht Bewußtsein der Spontaneität und Selbstbewußtsein, die ich als faktische äußere Bedingungen des Begriffes der Vorstellung überhaupt in Gestalt der inneren Bedingung*



*der hervorgebrachten Form stillschweigend bereits vorausgesetzt habe*“. Durch ein solches Eingeständnis zusätzlich von außenher gemachter Voraussetzungen für den Begriff der Vorstellung hätte dann Reinholds Entgegnung nicht mehr sein können: „denn ich habe ja behauptet und gezeigt, daß jener Satz nur das einzig erste, nicht das alle andere ausschließende Fundament sei“, weil er ja hätte zugeben müssen, in diesem vorgeblich ersten Fundament Anleihen bei dessen Folgen, oder aber bei anderen gleichursprünglichen fundamentalen Tatsachen des Bewußtseins gemacht zu haben.

Daß er dies nach seiner neugewonnenen Einsicht zu tun bereit bzw. gezwungen ist, besitzt in der Tat schwerwiegende Folgen für sein gesamtes Programm, denn natürlich ist durch die Zuhilfenahme der erst später zu begründenden Lemmata, wie gesagt, nicht nur ein neuartiger Begründungsgang für sein Fundament vonnöten, sondern auch der Begründungsanspruch seines Satzes des Bewußtseins selbst schwerstens beschädigt. Diese Konsequenzen hat Reinhold jedoch nun nie mehr in Gestalt einer voll ausgeführten „reorganisierten Elementarphilosophie“ vorgelegt. Hier existiert allein der nach eigenen Angaben im Laufe jenes Sommers 1792 geschriebene Einleitungsaufsatz des zweiten Bandes der „Beyträge“, sowie eine erst 1797 publizierte, nach der Aufgabe der eigenen Position gewissermaßen rückblickend verfaßte kursorische Darstellung des gesamten Programms der Elementarphilosophie, samt einer kurzen Darlegung der nach den Einsichten des Sommers 1792 notwendig gewordenen schwerwiegenden Modifikationen. Diese Darstellung ist Teil einer erweiterten Fassung von Reinholds Beitrag zur Preisfrage der preußischen Akademie der Wissenschaften, „Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnizens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht?“, die unter dem Titel „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Metaphysik und der transcendentalen Philosophie überhaupt.“ in Reinholds „Auswahl vermischter Schriften.“<sup>74</sup> abgedruckt ist. Die Münchner Konstellationsforscher unter Dieter Henrich haben nun versucht, diese radikal veränderte Position Reinholds zu rekonstruieren. Henrich selbst hat ihre Grundzüge bereits in den „Konstellationen“ als Position „Reinhold II“ grob umrissen. Eine detailliertere Darstellung ihrer wesentlichen Kerne hat dann zuletzt Henrichs Mitarbeiter Marcelo Stamm in seinem Aufsatz „Das Programm des methodologischen Monismus. Subjekttheoretische und methodologische Aspekte der Elementarphilosophie K. L. Reinholds.“<sup>75</sup> nachgeliefert.

<sup>74</sup> Jena. bey Johann Michael Mauke, 1797, zweiter Band, S. 1-363

<sup>75</sup> vgl. Anm. 8

Die Konsequenzen, die Reinhold danach aus dem mutmaßlich von Diez stammenden Einwand gezogen haben dürfte, haben sich dabei in der Tat als die wohl leitenden Momente für den radikalen Umbau seiner Theorie erwiesen: Um „so viel wie möglich von den Leistungen der ersten Theorie unter einer geklärten Interpretation und einem ermäßigten Anspruch [zu bewahren]“<sup>76</sup>, trotz der Zuhilfenahme von zunächst nicht begründbaren *Lemmata* bei der Aufstellung des Grundsatzes, habe Reinhold seine Theorie in zwei Dimensionen aufgespalten und dabei insgesamt den eigentlichen Begründungsanspruch seines Programmes extrem herabgesetzt. Grob verkürzt lassen sich nach Henrichs und Stammss Rekonstruktion unterscheiden: Auf der einen Seite eine Dimension der Aufstellung von Sätzen des Bewußtseins und die mit ihnen verbundenen Klassifikation von Tatsachen des Bewußtsein. Da hierfür *Lemmata* im oben beschriebenen Sinne in Anspruch genommen werden müssen, können die hierbei vorgenommenen Ableitungen keine Deduktionen im strengen Sinn sein. Sie können selbst keine Begründung liefern, sondern besitzen zunächst nur klassifikatorischen oder definitorischen Charakter, indem sie ein unter dem Satz des Bewußtsein geordnetes, alle Aspekte von Bewußtsein umfassendes System von Sätzen des Bewußtseins liefern. Die eigentliche Begründung kann erst in der zweiten Dimension nach der Aufstellung des gesamten Systems erfolgen, indem auf dessen Materialbasis die Möglichkeit jeder Art des Bewußtseins im Subjekt des Selbstbewußtseins (mithin dem Entlehnungsort der in der ersten Dimension in Anspruch genommenen *Lemmata*) aufgesucht wird. Hier erst sollen die (tatsächlichen) letzten Prinzipien der Philosophie in einer Art kantischer transzendentaler Theorie des Subjekts zur Aufstellung gelangen.

Eine Zusammenführung dieser Ergebnisse der Münchner Forscher mit ihren Thesen zur Reinhold-Kritik in Gestalt einer umfassenden Deutung der Vorgänge um Reinholds Umdenken steht nun, wie bereits erwähnt, noch aus. Die dem Abdruck des Briefes vom 18. Juni 1792 in der Edition von Diez' Briefen und Schriften vorangestellte Einleitung von Marcelo Stamm läßt jedoch vermuten, daß die Deutung dieses hierfür zentralen Dokuments von Seiten der Henrichschen Konstellationsforschung in außerordentlich hohem Maße auf der Basis dieser Rekonstruktion einer erst später entwickelten, jedoch nie mehr ganz ausgeführten Position Reinholds fußen soll, indem ihr Ausgangspunkt offenbar die Rekonstruktion einer ahistorisch zu denkenden „theoretischen Problemkonstellation“ sein soll.

<sup>76</sup> Henrich, Konstellationen (vgl. Anm. 4), S. 243

So sieht Stamm dann auch eine Reihe von Differenzierungen durch Reinhold bereits im Brief vom 18. Juni 1792 vertreten, die auch als Gerüst der späteren Position zu umschreiben wären.<sup>77</sup> Auf ihrer Basis erklärt er dann sogar die „reorganisierte Elementarphilosophie“ als Ganze, wobei er aber gezwungen ist, einige Termini stillschweigend zu ergänzen, umzuformulieren oder gar umzuinterpretieren. So etwa deutet er Reinholds Rede von den „übrigen Sätze[n] des Bewusstseyns“ als Rede von Sätzen des Bewußtseins *überhaupt*, ebenso identifiziert er „Facta des Bewusstseyns“ als „Tatsachen des Bewußtseins (überhaupt)“<sup>78</sup>, obwohl Reinhold im Brief davon ausdrücklich dasjenige unterscheidet, „was als Satz das B.[ewußtsein] überhaupt ausdrückt“. Auch wird die Zweideutigkeit des Begriffes „aufstellen“, der hier teilweise zweideutig verwandt wird, bereits im Sinne der in der „reorganisierten Elementarphilosophie“ jeweils entsprechenden Lesart geglättet, so etwa an einer Stelle („Die Elementarphilosophie stellt erst die Principien der Philosophie auf, kann also von keinen solchen Principien ausgehen[,] sondern von blossen *Thatsachen*“), wo er nicht im Sinne von „ableiten“, sondern von „aufsuchen“ gebraucht ist. Dieser zumindest fragwürdige interpretatorische Eingriff in den wörtlichen Gehalt des Briefes ist aber nur offenkundiger Ausdruck des sehr viel tiefergehenden, höchst problematischen Deutungsverfahrens.

Denn hier wird offenbar eine selbst nur in interpretierender Deutung zugängliche kompakte Position gewissermaßen auf ihre ersten Vorstufen übergestülpt, während doch in Wirklichkeit im Brief die einzelnen Momente der von Reinhold nun ins Auge gefaßten Modifikationen noch ganz unverbunden und allenfalls der Tendenz nach angedeutet sind. So steht zum Beispiel kaum zu vermuten, daß Reinhold zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes gleichsam im Nu eine vollständig durchdachte methodische Kehrtwendung bereits vollzogen hatte, es sei denn, man wollte diese weitestgehend auf Vorschläge von Diez zurückführen, was aber nicht einmal Henrich und Stamm tun; sie betonen ja die eigenständige innovatorische Leistung, die in der „reorganisierten Elementarphilosophie“ stecke. Der Brief kann hier aber in jedem Fall das starke Gewicht, das eine von der tatsächlichen späteren Ausarbeitung kommende Lesart den hierfür den Anlaß gebenden Einwänden verleiht, nicht in vollem Maße tragen.

Eine solche Lesart glättet jedoch auch hinsichtlich der in dieses Umdenken einfließenden Faktorenvielfalt, indem ihre Perspektive in

<sup>77</sup> Stamm in DBS, S. 901f.

<sup>78</sup> Stamm in DBS, S. 902

unverhältnismäßigem Maße auf diejenigen Einwände verengt ist bzw. diejenigen Einwände überproportional stark heraushebt, deren Weiterungen zwar in der späteren „Reorganisation“ leitend geworden zu sein scheinen, dabei aber zugleich möglicherweise auch Konsequenzen aus anderen Einwänden unter sich in die Gesamtrevision integrieren konnten.

Nun sind zwar Züge der „reorganisierten Elementarphilosophie“, wie etwa die Einführung eines in Fragen der Begründung zu den letzten Prinzipien erst aufsteigenden Ganges oder aber das Ausgehen von einem unter einem Grundsatz geordneten System pluraler fundamentaler Tatsachen des Bewußtseins, in der dezidiert ahistorisch rekonstruierten Form vom Leitgedanken einer Begründung durch eine transzendente Theorie des Subjekts in gewisser Weise abhängig. Auf dem Weg zu dieser Position muß gerade dies aber nicht der Fall gewesen sein, hier können tatsächlich verschiedene (auch einander widersprechende) Faktoren aus unterschiedlichen kritischen Ansätzen eine Rolle gespielt haben. Die durch die eben skizzierte Methode von Henrich und Stamm begünstigte Fixierung fast allein auf Diez (als den Urheber des in seinen Konsequenzen für die Reorganisation leitend gewordenen Einwandes) könnte also die tatsächlichen Gegebenheiten eher verfehlen, zumal nach dem gegenwärtigen Quellenstand von Diez keine unmittelbaren weiteren vorgetragenen Argumente belegbar sind, damit auch nicht die soeben beispielhaft genannten, in ihren Konsequenzen möglicherweise unter den neuen Leitgedanken subordinierten und in die Modifikationen integrierten Einwände.

Für sie gibt es vielmehr Entsprechungen in der mutmaßlichen Kritik von Erhard, vor allem aber auch in Schmidts Vorschlägen für eine „neue Elementarphilosophie“. So liegen etwa für die Forderung einer Pluralität fundamentaler Tatsachen und für die Festschreibung des Charakters des Satzes des Bewußtseins als deduktionsuntaugliches Gattungsprinzip im Vorfeld von Reinholds Einsicht allein von Schmid manifeste Vorschläge für eine Umarbeitung der Elementarphilosophie vor. Auch wenn Reinhold für den definitorischen Anteil der „reorganisierten Elementarphilosophie“ teilweise den Ableitungscharakter beibehalten hat und an diesen ein neues Begründungsprogramm angehängt hat, kann doch davon ausgegangen werden, daß hier Schmidts Einwendungen in nicht geringen Umfang Berücksichtigung gefunden haben. Der dabei mutmaßlich in Reinholds Modifikationen eingeflossene Anteil seiner Vorschläge für eine „neue Elementarphilosophie“ hat allerdings damit einen Stellenwert in Reinholds Gesamtprogramm erhalten, der von Schmidts Intention vollständig abweicht: Seine eigentliche (grundsatzkritische) Pointe ist

zugunsten einer neuartigen Form der Begründung wieder aufgehoben worden, auch wenn einige konkrete Einwände und ein Teil des vorgeschlagenen Verfahrens in Reinholds „Reorganisation“ eingegangen sind. Man könnte von einem ‚Restprogramm‘ der Schmidtschen „neuen Elementarphilosophie“ sprechen, das ziemlich genau dem entspricht, was Reinhold für die erste Dimension seines revidierten Programmes vorsieht, nämlich die definitorische Aufstellung eines die Tatsachen des Bewußtseins vollständig umfassenden Systems von (besonderen) „Sätzen des Bewusstseyns“ unter dem Satz des Bewußtseins überhaupt als einem Gattungsbegriff.

Dies kann abschließend noch einmal verdeutlicht werden durch einen Blick auf jenen rückblickend nach der Aufgabe der Elementarphilosophie von Reinhold im Kurialstil verfaßten Aufsatz in der „Auswahl vermischter Schriften“. Dort hatte Reinhold im die Modifikationen des Jahres 1792 betreffenden Abschnitt nicht nur ausdrücklich im Plural von den „Erinnerungen einiger Beurtheiler seines [Reinholds eigenen] Versuches“ gesprochen, die ihn von den Fehlern seines Programms überzeugt hätten.<sup>79</sup> Auch hat er an mehreren Passagen in kompakter Form Konsequenzen dieser Kritiken formuliert, die teilweise eine große Nähe zu Schmidts Vorschlägen für die „neue Elementarphilosophie“ aufweisen.<sup>80</sup> So formuliert er als Programm für die erste Dimension seiner „reorganisierten Elementarphilosophie“:

„Nach ihrer *genauer bestimmten Idee* hätte die Elementarphilosophie zuerst die Classification des Bewußtseyns vollständig aufzustellen, und dann die Möglichkeit *jeder Art* des Bewußtseyns im Subjekte des Selbstbewußtseyns aufzusuchen. Die Möglichkeit des *Objektiven* Bewußtseyns würde zur Theorie der *Sinnlichkeit* und des *Verstandes*, die Möglichkeit des *Selbstbewußtseyns* überhaupt zur *Theorie der Vernunft*, und die Möglichkeit des *moralischen Selbstbewußtseyns*, oder des *Gewissens*, zur Theorie der *Freyheit des Willens* führen.“<sup>81</sup>

<sup>79</sup> Reinhold, Auswahl vermischter Schriften (vgl. Anm. 74), S. 275

<sup>80</sup> Im übrigen räumt Reinhold signifikanterweise in diesem Aufsatz in der Gesamtdarstellung seiner Theorie deren praktischen Konsequenzen in Gestalt seiner Theorie des Begehrungsvermögens bzw. seiner an deren Stelle getretenen „Theorie der Freyheit des Willens“ außerordentlich breiten Raum ein. Dieser Umstand betont noch einmal, daß gerade dieser Problembereich in den letzten Jahren der Beschäftigung mit seiner eigenen Theorie – womöglich gar im Sinne der oben skizzierten Überlagerung – massiv an Bedeutung gewonnen hatte. Schließlich schließt Reinhold das Kapitel zu seiner eigenen Theorie in der zitierten Aufzählung der einzelnen Arten des Bewußtseins sogar ausdrücklich mit dieser praktischen Dimension seines Programmes ab.

<sup>81</sup> Reinhold, Auswahl vermischter Schriften (vgl. Anm. 74), S. 279

Über die dabei seinem Grundsatz zufallende Rolle hatte er zuvor – weitgehend nicht mehr in der alten Zweideutigkeit, da er den Ableitungsbegriff ebenso vermeidet wie Äußerungen zum Enthaltensein der Folgesätze im Grundsatz – geäußert:

„Allein davon wird man ihn [Reinhold selbst] nie überzeugen können, daß der Satz des Bewußtseyns überhaupt und der aus demselben abgeleitete Begriff der Vorstellung entbehrt werden könne, wenn es um die Aufstellung der verschiedenen *Arten* des Bewußtseyns und der Vorstellung zu thun ist, die durch einen bestimmten Gattungsbegriff eingeleitet und vorbereitet werden müssen.“<sup>82</sup>

Beide Passagen zeigen, daß Reinhold nunmehr deutlich zwischen den besonderen Vermögen im Bewußtsein als Arten und dem Vorstellungsvermögen bzw. dem Bewußtsein überhaupt als deren Gattung differenziert. Die Funktion des Satzes des Bewußtseins scheint auf die eines normalen Grundsatzes reduziert, als den ihn schon Schmid kritisch bestimmt hatte, wenngleich Reinhold ihn immer noch (allerdings nicht mehr im Sinne eines Realgrundes, sondern nur noch eines Definitionsgrundes zur Systematisierung der Gemütsvermögen in einer „Classifikation“) voraussetzen möchte.

Damit weist diese erste Dimension der „reorganisierten Elementarphilosophie“ eine enge Verwandtschaft zur grundsatzkritisch inspirierten „neuen Elementarphilosophie“ nach Schmidts Vorschlag auf. Reinhold ist allein nicht auf diesem von Schmid umrissenen rekantisanierten Fundament stehengeblieben, wie von diesem intendiert, sondern hat es als Basis für einen neuerlichen Begründungsversuch für die kritische Philosophie verwandt, wobei er vor allem dem mutmaßlich von Diez stammenden Einwand Rechnung zu tragen versucht hat. Dieser Versuch ist nun nicht mehr vom Gedanken einer Deduktion aus oberstem Grundsatz getragen, sondern nähert sich auch hier durch den „analytischen Gang“ in seiner Methode (der wiederum auf Erhards Kritik verweist) und den Zielpunkt einer transzendentalen Theorie des Subjekts in der Theorie der Vernunft Kant wieder stärker an. Gleichwohl verweist gerade der Bewußtseinsort, an dem die obersten Prinzipien der Philosophie aufgesucht werden sollten, das Subjekt des Selbstbewußtseins, bereits auf Fichtes methodisch mit Reinholds alter Theorie verwandte Neuaufnahme einer Philosophie aus oberstem Grundsatz, an der sich wenig später eine Reihe von Reinhold-Schülern und anderen Teilnehmern der „Jenaer Konstellation“ in Kritik reiben sollten.

<sup>82</sup> Reinhold, Auswahl vermischter Schriften (vgl. Anm. 74), S. 275f.

Die Bedeutung von Diez' nachweisbarem Einwand gegen Reinholds Elementarphilosophie wird also durch den Nachweis einer stärkeren Beteiligung auch Schmidts an Reinholds Umdenken gewiß nicht geschmälert. Die Konsequenzen daraus sind in Reinholds „reorganisierter Elementarphilosophie“ in der Tat leitend. Gerade jedoch was die für die Generalthese Henrichs (also den Transport grundsatzkritischen Denkens über Reinholds modifizierte Position in die Fichte-Kritik hinein) besonders bedeutsamen Reaktionen auf grundsatzkritische Einwände in Reinholds Umdenken anlangt, dürfte neben Erhard auch Schmid ein nicht minder geringer Anteil zukommen, auch entgegen Reinholds Darstellung im Brief vom 18. Juni 1792. Denn daß Reinhold vielfältige (auch persönliche) Motive besitzen haben kann, die Bedeutung von Schmidts Einwänden in seiner Darstellung geringer anzusetzen, hat sich nun ebenso erwiesen, wie die Möglichkeit einer ganz erheblichen Mitwirkung Schmidts an Reinholds Einsicht (nicht nur) durch die Verdichtung der Problemsituation. Ein Einfließen von Schmidts Vorschlägen für eine „neue Elementarphilosophie“ in Reinholds allerdings weit darüber hinausgehend modifiziertes Programm dürfte auf dieser Basis sogar als wahrscheinlich gelten, indem dieses in wichtigen Teilen auch mit Schmidts Korrekturansätzen korrespondiert. Das Bild von Reinholds „Systemkrise“ sollte damit also noch einmal in wesentlich komplexerer Form neugefaßt werden, zumal Schmidts Kritik und Reinholds darauf folgende Reaktion mit einer offensichtlichen Überlagerung des Problemfeldes der eigentlichen Elementarphilosophie durch eine Debatte um Fragen der praktischen Philosophie einhergehen, die das Gewicht dieser „Systemkrise“ im Gesamtbild der Entwicklung von Reinholds Denken erheblich relativieren dürfte.

Ernst Behler (†),  
University of Washington, Seattle

**DIE GESCHICHTE DER FRIEDRICH SCHLEGEL  
AUSGABE**

Als Friedrich Schlegel in der Nacht vom 11. zum 12. Januar 1829 plötzlich starb, wurde er mitten aus einem gewaltigen Projekt herausgerissen. Er war damals 56 Jahre alt und damit beschäftigt, die Ergebnisse seiner lebenslangen Nachforschungen auf den Gebieten der Literatur, Philosophie, Geschichte und Sprachwissenschaft zusammenzustellen. Der fragmentarische und essayistische Schriftsteller hatte sich vorgenommen, seiner Gedankenwelt in einer Reihe von großen Vorlesungszyklen Ausdruck zu geben. In dieser gesprochenen Mitteilung im Vorlesungsstil glaubte er endlich die Form gefunden zu haben, in der er seine Gedanken auf zusammenhängende Weise darlegen konnte, ohne daß sie in ein starres System gezwängt würden. Dieser Stil sollte gleichzeitig die Lebendigkeit philosophischen Denkens vermitteln und den Zuhörer direkt ansprechen. Das Vorbild hierfür war Platon, der seine Philosophie auch nicht in einem System, sondern in einer lockeren Abfolge von Dialogen, von Gesprächen, vorgelegt hatte, von denen, wie Schlegel sagt „jedes einzelne ein vollendetes Kunstwerk ist“ (KFSa 11, S. 118). Bei Platon ist die Philosophie nach Schlegel kein System, sondern „die Geschichte, das Werden, Fortschreiten seines Geistes, das allmähliche Bilden und Entwickeln seiner Gedanken“ (ebd.). Platon fängt nicht bei einem fixierten Anfangspunkt an, sondern irgendwo, bei einer „Behauptung“ oder einem „Widerspruch“, und dann „geht es fort von Kette zu Kette, von Glied zu Glied bis zu einer unbestimmten Hindeutung auf das, was seiner Meinung nach das Höchste ist“ (KFSa 11, S. 119). Ebenso wenig wie einen festen Anfangspunkt hat die Platonische Philosophie, wie Schlegel weiter ausführt, ein festes Endresultat. Sie entspricht damit der Philosophie selbst, die bereits ihrem Namen nach als Liebe zur Weisheit „mehr ein Suchen, ein Streben nach Wissenschaft als eine Wissenschaft selbst ist“.

Dieser flüssigen Darstellungsform suchte Schlegel nun in der Form der Vorlesung zu entsprechen. Schlegel war ein großer Sprachkünst-



ler und wußte seinen Vorlesungen einen direkten, den Zuhörer ansprechenden Charakter zu geben, den sie auch in der gedruckten Form beibehalten haben, ja selbst heute, nach hundertundsiebzig Jahren immer noch besitzen.

Der Grund, warum ich diese Beobachtungen über den Mitteilungstil Schlegels in einem Vortrag über seine Gesamtausgabe an den Anfang stelle, besteht darin, daß ich gleich von vornherein einen Sinn für das Unfertige, Fragmentarische, Abgebrochene und in viele Themen und Wissensgebiete sich aufsplittenden Werkes von Schlegel erwecken möchte. Was die Darstellung seiner Spätphilosophie anbetrifft, so hat sich die Vorlesung tatsächlich für Schlegel als günstig erwiesen. Nachdem er im Frühling 1827 in fünfzehn Vorlesungen in Wien, seinem damaligen Wohnort, die *Philosophie des Lebens* vor breitem Publikum vorgetragen hatte, die bald danach auch als Buch erschien, trug er gleich im darauffolgenden Jahr und ebenfalls in Wien in achtzehn Vorlesungen seine *Philosophie der Geschichte* vor, die 1828 in zwei Bänden gedruckt herauskam. Die nächste Vorlesungsreihe sollte unter dem Titel *Philosophie der Sprache und des Wortes* stehen und war für Dresden geplant. Daran anschließend wollte Schlegel in München, Bonn und Berlin weitere Vorlesungsreihen über die Schöpfung, den Zeitgeist und das Weltgericht anbieten und das Ganze als eine universale Darstellung der christlichen Philosophie zusammenfassen.

Dabei handelte es sich um ein Projekt von unmittelbarer zeitgeschichtlicher Bedeutung. Schlegel empfand sich seit April 1808, als er zusammen mit seiner Frau Dorothea im Kölner Dom zum Katholizismus konvertiert war, als Angehöriger der katholischen Kirche. Die Ausbildung der Lehre der katholischen Kirche, die bis in die Zeit des frühen Christentums zurückgeht und in den großen Kirchenlehrern der Patristik und Scholastik ihre Höhepunkte gehabt hatte, geriet im neunzehnten Jahrhundert durch das Aufkommen neuer philosophischer Strömungen zunehmend in einen Konflikt mit modernen Anschauungen, den sogenannten Modernismusstreit. Man denke hier an Begebenheiten wie die Vernunftkritik Kants, die für unsere Erkenntnis der Welt a priori vorgegebene Strukturen im menschlichen Bewußtsein annimmt, das Erwachen des historischen Bewußtseins durch Herder, die Ausbildung eines pluralistischen Sinnes für menschliche Kulturen, an der die Brüder Schlegel mit ihren Arbeiten zum Sanskrit und zur „Sprache und Weisheit der Inder“ selbst beteiligt waren, das Aufkommen der vergleichenden Sprachwissenschaft, die von vergangenen Jahrhunderten tiefgreifend verschiedene Naturanschauung im Gefolge der Romantik und vieles andere mehr. Schlegel ging es bei seinem Versuch um die Ausbildung einer zeit-

genössischen, das heißt der Zeit entsprechenden christlichen Philosophie auf nicht-traditioneller, d.h. nicht-scholastischer Grundlage. Niemand war besser dazu geeignet als er, der in seiner Jugend in Zusammenarbeit mit Fichte, Schelling und Schleiermacher in Jena und Berlin aktiv an der Ausbildung der idealistischen Philosophie teilgenommen hatte und seit seiner Konversion mit intensiven Studien zur Geschichte der christlichen Kirchen beschäftigt war.

Aber auch dieser Versuch blieb Fragment. Zum Vortrag der dritten Vorlesungsreihe über die *Philosophie der Sprache und des Wortes* hatte sich Schlegel Anfang Dezember 1828 nach Dresden begeben. Dresden war immer die Lieblingsstadt der Brüder Schlegel gewesen. In der dortigen Gemäldegalerie und Antikensammlung hatte die Frühromantik eigentlich ihren Ausgang genommen. Am 11. Januar 1829 hatte Schlegel die ersten neun Vorlesungen beendet und befand sich am Abend, es war ein Sonntag, in seinem Zimmer im Hotel Berlin bei der Ausarbeitung der zehnten Vorlesung, die er am kommenden Mittwoch, dem 14. Januar, vortragen wollte und die sich unter anderem mit Fragen der Hermeneutik und des Verstehens befaßt. Kurz vorher hatte er mit seinem Jugendfreund Ludwig Tieck noch ein „fröhliches Mahl genossen“ und erlitt dann zwischen zehn und elf Uhr einen Schlaganfall, dem er bereits um ein Uhr erlag. Der letzte Satz, den er niederschrieb, bricht in der Mitte ab und zeigt damit auf drastische Weise das plötzliche Ende dieses großen Projekts. Er beginnt mit den Worten: „Das ganz vollendete und vollkommene Verstehen selbst aber...“ (KFSA 10, S. 354). Der englische Romantiker Thomas Carlyle hat später großes Aufhebens von diesem abrupten Abbruch des Textes gemacht und gesagt: „Ein feierliches und trauervolles Gefühl ergreift uns, wenn wir dies letzte Wort Friedrich Schlegels sehen, dieses unermüdlichen Suchers,“ nämlich dies „aber“, dieses „but“: „Dies war das letzte Wort, das von der Schreibfeder Friedrich Schlegels kam...“. Goethe hat eine viel natürlichere Erklärung für diesen plötzlichen Tod angeboten, als er das Mißbehagen Schlegels am Abend des elften Januar von einer gastronomisch verursachten Unpäßlichkeit herleitete, die sich Schlegel während seines „fröhlichen Mahls“ mit Tieck beim Verzehren einer Gänseleberpastete zugezogen hatte. Dabei bezog er sich wahrscheinlich auf den Bericht des Wiener Zynikers Joseph von Hormayr, der diese Vermutung tatsächlich in der Zeitschrift *Inland* öffentlich hatte drucken lassen.

Als weiteres Indiz für den unausgeführten, immer weiter gehenden und nicht zum Abschluß gelangenden Charakter des Schlegelschen Denkens könnte ich anführen, daß seine Freunde aus der Frühzeit der Romantik, besonders Ludwig Tieck, bei seinen Auftritten in Dresden

den Eindruck gewannen, daß Schlegel auch im Katholizismus kein Genüge gefunden hatte, sondern weiter drängte auf eine umfassende Konzeption nicht nur des Christentums hin, sondern der Religion überhaupt. Tieck schrieb auf Grund seiner persönlichen Beobachtungen Schlegels in Dresden darüber an dessen Bruder August Wilhelm Schlegel in Bonn:

Welch ein Genius hat sich zerstört! Aber Genüge, wie Du wohl weißt, fand er in keiner Wissenschaft und keinem Kunstwerk, auch im Glauben, in seinem Christentum nicht. Er mußte auch hier etwas Unbegreifliches aufbauen, wo keiner ihn verstand, und wo er jeden Laien fast höhnisch abwies. Dreister als irgendein Apostel.

Wie diese Weiterbildung der religiösen Ansichten Friedrich Schlegels verlaufen wäre vermögen wir nicht abzuschätzen. Ich glaube jedoch, daß der unfertige und immer weiter drängende Charakter seines Denkens bereits zur Genüge zum Ausdruck gekommen ist. Warum ich aber Schlegels Tod in Dresden an den Anfang meiner Darlegungen gestellt habe, hat seinen Grund darin, daß damit die Aufgabe der Edition seiner Schriften, vor allem seiner nicht ausgeführten, nur in Skizzen und Fragmenten vorliegenden Manuskripte, seines literarischen Nachlasses begann. Meines Wissens gibt es neben Friedrich Schlegel und Friedrich Nietzsche keinen anderen Autor, für den der literarische Nachlaß von gleicher Bedeutung ist. Dies Problem lag in Dresden gleich vor der Tür des Hotel Berlin, denn Schlegel hatte seine Vorlesungen über die Philosophie der Sprache und des Wortes in einem unfertigen, abgebrochenen Zustand als Manuskript hinterlassen. Da er ein hoher Beamter des österreichischen Kaiserstaates war, nahm sich Metternich dieser Angelegenheit persönlich an. Nachdem die österreichische Gesandtschaft in Dresden auf seine Veranlassung hin die Beerdigung Schlegels am 14. Januar 1829 auf dem römisch-katholischen Kirchhof in der Friedrichsstadt zu Dresden arrangiert hatte, forderte Metternich die Übergabe der Vorlesungsmanuskripte Schlegels und ließ diese 1829 durch Franz von Buchholz, einen engen Freund Schlegels, in Wien veröffentlichen. Aber die Witwe, Dorothea Schlegel, sah sich mit viel gewaltigeren Nachlaßmassen ihres verstorbenen Mannes konfrontiert, und damit beginnt das Bemühen um eine angemessene Ausgabe von Friedrich Schlegels Werken.

# 1.

Bevor ich auf diesen Nachlaß eingehe, muß ein Problem erörtert werden, das für die Schlegel-Ausgabe fast noch gewichtiger ist als die große Menge der nachgelassenen Manuskripte Schlegels. Es läßt sich

am besten unter dem Titel „der frühe und der späte Schlegel“ behandeln, der in der Schlegelforschung häufig verwandt wurde, um den großen Unterschied in Schlegels Schriften zu bezeichnen, die beinahe in zwei Hälften auseinanderfallen. Die Trennung zwischen dem frühen und dem späten Schlegel wird gewöhnlich mit seiner bereits erwähnten Konversion zum Katholizismus im April 1808 angesetzt. Die frühen Schriften stammen aus der Zeit seiner Aufenthalte in Dresden, Jena und Berlin und entstanden in den Jahren 1794 bis kurz nach der Jahrhundertwende im Jahre 1801 oder 1802. Dies ist die Zeit der frühromantischen Schule, als sich im Haus des Jenaer Professors August Wilhelm Schlegel und seiner geistreichen Frau Caroline ein Kreis von jungen Autoren, Kritikern und Dichtern zu versammeln begann, dem neben Friedrich Schlegel und seiner späteren Frau Dorothea auch Novalis und Ludwig Tieck angehörten. Schleiermacher war diesem Kreis eng verbunden, hat sich aber wegen seiner beruflichen Verpflichtungen als Prediger an der Charité in Berlin selbst nie nach Jena begeben können. Friedrich Schlegel war 24 Jahre alt, als sich dieser Kreis zu formieren begann, auch die anderen Frühromantiker standen alle in den zwanziger Jahren ihres Lebens. In der von Witz und Ironie bestimmten Atmosphäre dieses Kreises wurden Arbeiten ausgeführt, die von der größten Wichtigkeit für unser modernes Selbstbewußtsein geworden sind. August Wilhelm Schlegel arbeitete mit Hilfe Carolines an seiner großen Shakespeare Übersetzung, Novalis verfaßte damals seine *Hymnen an die Nacht*, Ludwig Tieck schuf zu dieser Zeit seine romantischen *Volksmärchen*, Friedrich Schlegel trat mit seinen provokativen *Fragmenten* hervor, und aus Berlin trafen Schleiermachers Reden *Über die Religion* ein. Jena erwies sich als Ort für die frühromantische Schule ungemein günstig, da an der dortigen Universität Fichte und nach ihm Schelling an der Ausbildung der idealistischen Transzendentalphilosophie arbeiteten. Im nahegelegenen Weimar, durch einen Fußmarsch von Jena aus erreichbar, wirkten Goethe, Herder und Wieland. Schiller lebte teilweise in Jena, wo er eine Professur für Geschichte innehatte, und Weimar. Mit all diesen geistigen Kräften standen die Frühromantiker in einem lebendigen Gedankenaustausch.

An diese Zeit der Frühromantik, in der die berühmtesten Schriften Schlegels entstanden – seine Studien zum klassischen Altertum, seine Fragmente, seine Charakteristiken und Kritiken zur modernen Literatur und Philosophie – schließen sich dann die Jahre 1802-1804 an, die er im nach-revolutionären Paris verbrachte, und die Jahre 1804-1808, in denen er in Köln, das wie das gesamte Rheinland von französischen Truppen besetzt war, eine Professur an der dortigen Ecole supérieure einnahm. Diese Zeit ist eine Übergangsepoche und

hauptsächlich durch die Erarbeitung der Schrift *Über die Sprache und Weisheit der Indier* bestimmt, mit der Schlegel das Studium des Sanskrit und der altindischen Literatur und Philosophie in Deutschland begründete. Gleich nach seiner Konversion am 18. April 1808 brach er nach Wien auf, wo er in den Archiven die Materialien für ein geplantes Drama über Kaiser Karl V. erarbeiten wollte. Dorothea blieb noch einige Zeit in Köln, folgte ihm aber noch im selben Jahr nach Wien, wo Schlegel nun den Rest seines Lebens verbrachte. Er nahm im Stab des Erzherzogs Carl am Feldzug gegen Napoleon teil und gab die in einer Felddruckerei hergestellte Armee-Zeitung, die *Österreichische Zeitung* heraus, wurde nach diesem Feldzug in der Regierung Metternichs ein österreichischer Hofrat, der sich hauptsächlich mit Fragen der Publizistik durch Zeitungen und Zeitschriften befaßte, nahm als Beauftragter Metternichs während des Wiener Kongresses an den Verhandlungen über die deutsche Bundesverfassung teil, wirkte sogar einige Jahre lang als diplomatischer Vertreter Österreichs am Deutschen Bundestag in Frankfurt und verblieb nach seiner Abberufung von dort in österreichischen Diensten, ohne ein besonderes Aufgabengebiet innezuhaben. Dies waren Jahre der Muße und des Nachdenkens für Schlegel, aus denen die anfangs erwähnten großen Vorlesungszyklen hervorgingen. Schlegel hatte schon vorher Vorlesungen in Wien veranstaltet, in denen er die Summe der von ihm geleisteten Arbeiten auf bestimmten Gebieten vorlegte. So hatte er im Jahre 1810, kurz vor dem Ausbruch der Befreiungskriege, *Vorlesungen über die neuere Geschichte* gehalten, die kurz danach als ein sich weit verbreitendes und einflußreiches Buch erschienen und beträchtlich zum Aufstand gegen Napoleon beitrugen. Im Jahre 1812 hatte er seine Vorlesungen über die *Geschichte der alten und neuen Literatur* vorgetragen, die 1814 als Buch erschienen. Es handelt sich um die erste Darstellung der europäischen Literatur von ihren Anfängen bei den Griechen und in der Bibel bis zu Schlegels eigener Zeit und auf breiter komparatistischer Grundlage.

Mit dem Jahre 1808, Schlegels Konversion und Übersiedlung nach Wien, befinden wir uns also genau an der Stelle des Übergangs vom frühen zum späten Schlegel. In großen Vergleichsmaßstäben gesehen ist der junge Schlegel ein ungemein pointierter, geistreicher und revolutionärer Autor. Er ist ein freier Schriftsteller, von der Feder lebend und keiner Institution – Schule, Kirche oder Staat – verbunden, zu keinerlei Rücksichtnahme verpflichtet und in der Tat auch rückhaltlos in Polemik und Anerkennung. Nun macht sich eine große Veränderung in seinem Profil bemerkbar. Schon 1801 hatte er dem Publikum sein „kritisches Lebewohl“ angekündigt. Er geht nun von der

zugespitzten Mitteilungsform der Fragmente zu dem gemächlicheren und milderem Stil der Vorlesung über. Seine Schriften, die früher immer revolutionär und zukunftsorientiert waren, selbst wenn sie sich mit der Antike beschäftigten, wenden sich nun zunehmend der Vergangenheit zu. Als Autor ist er von den Interessen des österreichischen Staates beeinflusst, sogar von Metternichs konservativer Restaurationspolitik, selbst wenn er sich dieser nicht immer beugt, und schließlich zeigen seine Schriften, daß er nicht frei von einer Gesinnung ist, die man klerikal und ultramontan nennen kann.

Sonderbarerweise beginnen zu diesem Zeitpunkt schon Schlegels eigene Pläne für eine Herausgabe seiner sämtlichen Schriften. Eigentlich war er für ein solches Vorhaben noch viel zu jung, wenn man berücksichtigt, daß er damals erst 36 Jahre alt war und der größte Teil seiner schriftstellerischen Wirksamkeit noch bevorstand. Dennoch hat er sich damals mit großem Nachdruck für eine Gesamtausgabe seiner Werke eingesetzt und diese seit dem 26. August 1807 mit dem Berliner Verleger Georg Reimer (heute Walter de Gruyter) erörtert, in dessen Verlagshaus Werke von Ludwig Tieck, August Wilhelm Schlegel und auch Novalis erschienen waren. Schlegel hat im Jahre 1809 tatsächlich den ersten Band von *Friedrich Schlegels Sämtliche Werke* herausgebracht, freilich nicht bei Reimer, sondern in dem kurz zuvor von Julius Hitzig begründeten Verlag in Berlin, der ihm wohl ein günstigeres Angebot gemacht hatte.

Was bei diesen ersten Plänen für eine Friedrich Schlegel Ausgabe auffällt, die in zahlreichen Briefen Ausdruck gefunden haben, besteht in dem Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung, ja Rechenschaftsgebung, das sich auf Seiten Schlegels damit verbindet. In diesen meist an seinen Verleger gerichteten Briefen spricht er davon, die Sammlung seiner Schriften gebe „vollendete Rechenschaft von meinem ganzen Leben und Wirken“, „wesentlichste Rechenschaft von und vor mir selbst und andern“, „vollständige Rechenschaft für Mitwelt und Nachwelt“, „Rechenschaft und Sichtung meiner literarischen Laufbahn“. Man fragt sich mit Verwunderung, wieso sich eine Rechtfertigung mit der Herausgabe von eigenen Schriften verbinden kann, da es sich dabei doch hauptsächlich um eine Angelegenheit der Geschicklichkeit und guten Edition handelt. Unter den bislang noch nicht veröffentlichten Schriften, die Schlegel dieser Gesamtausgabe einverleiben wollte, befand sich eine Sammlung von Notizheften, in denen er seine philosophischen Gedanken in fragmentarischer Form von Jahr zu Jahr seit 1796 aufgezeichnet hatte und die somit einen vorzüglichen Einblick in seine intellektuelle Entwicklung während seiner entscheidenden Bildungsjahre erlauben. In Analogie zu Goe-

thes berühmtem Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* hatte Schlegel dieser Sammlung den Titel *Philosophische Lehrjahre* gegeben und so die Idee eines ständigen Werdens und Weiterentwickelns seiner Gedanken mit diesen Texten verbunden, wovon zu Anfang dieses Vortrags die Rede gewesen war. Diese intellektuelle Entwicklungsgeschichte seines Denkens wollte Schlegel nach einigen seiner Pläne an den Anfang der Gesamtausgabe stellen, oder jedenfalls als ein wichtiges Stück innerhalb derselben berücksichtigt haben, weil sie seinen Vorstellungen einer Selbstrechtfertigung am besten entsprach. An verschiedenen Stellen nennt er diese philosophischen Lehrjahre auch „literarische Bekenntnisse“. Dies Wort Bekenntnisse scheint der Schlüssel für Schlegels damaliges Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung zu sein. Ebenso wie der heilige Augustinus das Bedürfnis empfand, nach seiner Bekehrung zum Christentum die heidnische Periode seines Lebens bekenntnisartig zu schildern, wollte Schlegel zu dieser Zeit seiner früheren Entwicklung vollen Ausdruck geben, womit sich wohl die Hoffnung verband, daß alles, was er vorher gesagt und geschrieben hatte, nun nicht als entwertet dastand, sondern eine Beziehung auf seine spätere Entwicklung zeigte. Auf diese Weise rücken die frühen Fragmente in einen Sinnzusammenhang, der von Schlegel rückblickend bestimmt wird und womit die Einheit des frühen und späten Schlegels gewahrt bleibt.

Dieser kommentierte Rückblick und diese genetische Selbstrechtfertigung waren aber nur eine Konzeption, mit der Schlegel die Ausgabe seiner sämtlichen Schriften veranstalten wollte. Sie bringt bereits die Trennung zwischen dem frühen und dem späten Schlegel zum Ausdruck, sucht diese aber zu überbrücken. Als er schließlich bei dem Wiener Verlagshaus Jakob Mayer die erste große Ausgabe von *Friedrich Schlegels Sämtlichen Werken* von 1822-1825 in zehn Bänden herausbrachte, hatte diese eine andere Konzeption. Die neue Konzeption bestand darin, daß Schlegel seine Frühschriften nun völlig umschrieb und rigoros seiner christlichen Weltanschauung anpaßte. Texte, die Anstoß erregen konnten, wie die Fragmente, blieben unberücksichtigt und wurden nicht in die Ausgabe aufgenommen. Die darin aufgenommenen wurden aber so tiefgreifend in der Terminologie und ihrer Aussage modifiziert, daß eigentlich neue Texte entstanden, die nun sogar andere Titel trugen. Die Änderungen erstrecken sich besonders auf die strikte Ausmerzungen des profanen Gebrauchs von Wörtern wie „göttlich“ und „heilig“, die Eliminierung der frühen republikanischen Anschauungen, vor allem des Wortes „Revolution“, und die Vermeidung der besonders für die Schriften zur griechischen Literatur charakteristischen Fremdwörter lateinischen oder griechi-

schen Stammes. Dies alles wird durch eine solide Terminologie christlich-deutscher Gesinnung mit konservativer Tendenz ersetzt, die sich besonders darin gefällt, den frühen oft schroffen, direkten und harten Ausdruck in amplifizierender Mitteilungsweise mit einer Fülle von Wörtern andeutend zu umschreiben. Von der überragenden Stellung, die Schlegel zu Beginn des Jahrhunderts in der deutschen Literatur und Philosophie eingenommen hatte, konnte man sich auf der Grundlage dieser Ausgabe keine Vorstellung mehr machen. Sentenzen, an denen man damals Ärgernis genommen hatte oder die spontanen Beifall erregten, suchte man in dieser Ausgabe vergebens. Die Trennung zwischen dem frühen und späten Schlegel war nun vollzogen, und die Schriften des frühen gerieten immer mehr in Vergessenheit.

Vom buchhändlerischen Gesichtspunkt aus betrachtet war diese Ausgabe ein beträchtlicher Erfolg, insofern sie fünf Auflagen erlebte. Sechszwanzig Jahre später, am 1. September 1845, entschloß sich deshalb das Verlagshaus Ignaz Klang in Wien, das den Verlag Jakob Mayer übernommen hatte, eine „zweite Originalausgabe“ der *Sämtlichen Werke* herauszubringen, die um wichtige Texte vermehrt und in 15 Bänden verlegt wurde. Bei den neu aufgenommenen Texten handelt es sich hauptsächlich um solche, die wegen des vorzeitigen Abbruchs der *Sämtlichen Werke* in diese nicht mehr aufgenommen werden konnten, das Werk *Über die Sprache und Weisheit der Indier* und die Vorlesungen *Über die neuere Geschichte* aus der Zeit der Befreiungskriege, sodann die drei großen Vorlesungsreihen der Spätzeit. Dies wurde für lange Zeit die maßgebliche Friedrich Schlegel Ausgabe. Auf ihr beruhte der Einfluß, den Schlegel auf die klassische Philologie im neunzehnten Jahrhundert ausübte und nach der seine Schriften in andere Sprachen übersetzt wurden. Die ersten beiden Bände enthalten, wie in den *Sämtlichen Werken* von 1820, die Vorlesungen über die *Geschichte der alten und neuen Literatur*, die Schlegel 1812 in Wien vorgetragen hatte und verlegen das Schwergewicht seiner literarischen Wirksamkeit auf die Wiener Zeit seit 1808. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß Schlegel diese Vorlesungen mit emphatischen Worten Metternich gewidmet hatte und diese Widmung in einem aufwendigen Schriftbild in ihr reproduziert ist. Die abschließenden vier Bände bringen die drei späten Vorlesungszyklen aus Wien und Dresden als letzte Resultate seines Lebens. Der frühe Schlegel ist unter diesen verschiedenen Einkleidungen fast unsichtbar geworden und scheint nicht mehr zu existieren.

Jedoch hatte sich August Wilhelm Schlegel, noch während dieses großen Machwerk des späten Schlegel aufgebaut wurde, der frühen Jahre seines Bruders angenommen und am 15. Januar 1830 an Tieck



geschrieben: „Was meinst Du überhaupt zu einem neuen Abdruck von Friedrichs jugendlichen Schriften? Was er ausdrücklich verdammt hat z.B. die Lucinde, einige anstößige und wirklich tolle Fragmente pp. muß freilich ungedruckt bleiben: aber es sind so viel andre schöne Sachen, um die es wahrlich schade wäre. Aus der Sammlung seiner Schriften, wie sie jetzt ist, wird niemand erraten, daß er unendlich viel gesellschaftlichen Witz besaß.“ Er beendete den Brief an Tieck mit dem Ausdruck: „Kurz, ich hätte Lust, dem früheren Friedrich gegen den späteren ein Denkmal zu setzen.“ August Wilhelm Schlegel begab sich auch an die mühevollen Tätigkeit, aus den vielen Zeitschriften aus der Zeit der Frühromantik und an die er sich nur noch mit Mühe erinnerte, die Schriften seines Bruders zusammenzustellen. Über einen detaillierten Plan, ja ein richtiges Gutachten, wie diese Ausgabe zu organisieren sei, ist er aber nicht hinausgekommen. Im Jahre 1882, 36 Jahre nach dem Erscheinen der „Zweiten Originalausgabe“, hat der Wiener Germanist Jakob Minor diesen Plan August Wilhelm Schlegels nach den Methoden der modernen Textkritik verbessert und unter dem Titel *Friedrich Schlegel 1794-1802. Seine prosaischen Jugendschriften* in zwei Bänden ausgeführt. Diese beiden Bände enthalten sämtliche theoretischen Schriften Friedrich Schlegels aus der Zeit der Frühromantik bis zum Jahre 1802. Minor setzte den Schnitt dort an, weil im Jahre 1802 seiner Ansicht nach Schlegels „Schriftstellerei Ton und Richtung ändert“. Die danach erschienenen Schriften dieses Autors interessierten ihn nicht mehr. Mit dieser Ausgabe wurde nicht nur die Aufspaltung in den frühen und den späten Schlegel weiter vorangetrieben, sondern auch der frühe gegen den späten Schlegel mobilisiert. Von nun an gibt es Bücher über Schlegel, die sich auf die Sämtlichen Werke stützen und die *Jugendschriften* ignorieren, ebenso wie es Bücher gibt, die ganz auf den *Jugendschriften* aufgebaut sind und von den *Sämtlichen Werken* keine Kenntnis nehmen, wobei der zweite Fall freilich viel häufiger als der erste ist. Diese scharfe weltanschauliche Spaltung in einen frühen liberalen und einen späten konservativen Schlegel und die erhitzte Animosität, die sich auf Seiten der Schlegelforscher damit verband, ist in der Zeit des kulturellen Pluralismus von heute schwer zu begreifen. Sie entspricht aber durchaus jener Epoche in Deutschland, die durch Kulturkämpfe und Modernismusstreite tief in sich zerrissen war.

## 2.

Mit dieser Auseinanderreißung Friedrich Schlegels in zwei Lebenshälften tritt bereits ein gravierendes Problem der Friedrich Schlegel

Ausgabe in Erscheinung. Die eigentliche Schwierigkeit zeigt sich aber erst mit dem ungemein reichhaltigen und in alle vier Winde zerstreuten literarischen Nachlaß Friedrich Schlegels. Als Friedrich Schlegel im Januar 1829 starb, sah sich die Witwe Dorothea mit einer unübersehbaren Menge von unveröffentlichten Schriften ihres Mannes konfrontiert, die aus ca. 150 Heften bestanden. Der Ausdruck Heft für diese Manuskripte ist der damaligen Korrespondenz entlehnt und bezieht sich gewöhnlich auf 20-40 Blätter Büttenpapier, die von Schlegel in der Mitte gefaltet und dort mit Zwirn zusammengenäht wurden, womit sich für das einzelne Heft 40-80 Seiten ergaben. Schlegel hat in diesen Heften noch einen breiten Rand abgekniffen, der ihm zur Aufnahme nachträglicher Ergänzungen und Bemerkungen diente. Die Hefte sind meist von Anfang bis Ende in seiner eigenen Handschrift mit Fragmenten beschrieben, wobei die einzelnen Fragmente durch Querstriche voneinander abgehoben sind.

Dorothea Schlegel hatte vom österreichischen Kaiser beim Tode ihres Mannes eine Rente erhalten, wollte aber ihren Lebensabend nicht in Wien, sondern bei ihrem Sohn, dem Kunstmaler Philipp Veit verbringen, der mit einer Italienerin verheiratet war und in Frankfurt eine Anstellung als Direktor des Städelschen Museums gefunden hatte. Bereits im September 1830 begab sie sich zur Familie ihres Sohnes, wo für sie ein neuer Lebensabschnitt begann und womit der Schlegelsche Nachlaß in eine andere Stadt gelangte.

Dorothea Schlegel war in den dreißiger Jahren im Haus ihres Sohnes Philipp Veit gestorben und hatte den Nachlaß Schlegels dort hinterlassen. Philip Veit gab 1843 die Leitung des Städelschen Museums in Frankfurt auf und verlegte sein Atelier nach Sachsenhausen. Im Jahre 1853 wurde er Direktor der Gemäldesammlung von Mainz, wo er auch einen Zyklus von Gemälden für den dortigen Dom schuf. Der Ehe mit seiner Frau Caroline entstammte eine Tochter Franziska, also eine Enkelin Dorotheas, die sich 1871 mit dem Medizinalrat Johannes Claudius von Longard in Sigmaringen verheiratete. Als Philipp Veit im Jahre 1877 starb, gelangte der Nachlaß Schlegels in ihre Hand. Franziska von Longard hat sich um die Erforschung der Familiengeschichten Veit/Mendelssohn/Schlegel sehr verdient gemacht und in ihrem Haus in Sigmaringen ein kleines Familienarchiv errichtet, in dem unter anderem die Korrespondenz Friedrich und Dorothea Schlegels in ihren Abschriften aufbewahrt wird. Im Jahre 1878 wandte sie sich an den damaligen Präsidenten der Görresgesellschaft, Georg Freiherr von Hertling, und deren Generalsekretär, Oberbürgermeister Leopold Kaufmann in Bonn, und übergab dieser Institution die noch verbliebenen 79 Handschriften Friedrich Schlegels. Das bei-

liegende Verzeichnis der Manuskripte trägt in ihrer Handschrift den Vermerk: „Diese Manuskripte hat die Görres-Gesellschaft 1878 bekommen.“

Die Görres-Gesellschaft war zum hundertsten Geburtstag des katholischen Schriftstellers Joseph Görres im Jahre 1876 in Bonn als eine Institution zur Pflege der Wissenschaften im katholischen Sinne gegründet worden und ist ihrer Konzeption nach eine Institution aus der Zeit des Kulturkampfes. Die Kiste mit Schlegels literarischer Hinterlassenschaft stand nun im Geschäftszimmer dieser Gesellschaft, wurde aber bald vergessen. Im Gefolge der päpstlichen Enzyklika *Aeterni Patris* ging es der Görres-Gesellschaft nicht so sehr um die Bereicherung der katholischen Philosophie und Theologie aus modernen Ansichten, sondern um die Rückbindung an das Aristotelisch-Thomistische Denkgebäude und die Begründung der Neuscholastik. In einer solchen Situation konnte ein Denker wie Friedrich Schlegel nur hinderlich sein, und so blieb sein bei dieser Institution in Verwahrung gegebener Nachlaß unbeachtet. Er wurde erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs von Alois Dempf wiederentdeckt.

### 3.

Es wurde gerade erwähnt, daß seit den vierziger Jahren das Interesse an Schlegel entschieden zurücktrat und sich statt dessen in Deutschland ein scharfer Kulturkampf gegen die Romantik und alles Romantische bemerkbar machte.

Meine Quelle dafür ist Rudolf Haym, der im Jahre 1870 das erste umfassende Werk über die Romantik unter dem Titel *Die romantische Schule* veröffentlichte. In seiner Einleitung dazu spricht Haym davon, daß sich das Romantische im „Bewußtsein der Gegenwart“, also der Zeit um 1870, „keinerlei Gunst“ erfreut. Dies sei aber nichts im Vergleich mit der Zeit, „in der die stimmführende Mehrheit unseres Volkes mit Leidenschaft und Haß dem Romantischen den Krieg machte und sich desselben gleichsam mit Feuer und Schwert glaubte erwehren zu müssen“. Haym führt dies weiter aus und sagt:

Noch allzugut ist uns die Periode unsrer neueren Geschichte im Gedächtnis, in welcher Wissenschaft, Staat und Kirche sich von einer durch die Macht gestützten Invasion romantisch aufgefärbter freiheitsfeindlicher Ideen bedroht sah.

Mit Erleichterung stellte Haym fest: „Diese Zeit, wie gesagt, liegt hinter uns. Wie an einen Traum, den wir abgeschüttelt haben, denken wir an den Kampf der vierziger Jahre zurück.“ Dabei bezieht er sich auf die antiromantische Kampagne der Bewegung Junges Deutsch-

land, auf Autoren wie Ludolf Wienburg, Karl Gutzkow und Heinrich Laube, auf das antiromantische Manifest von Arnold Ruge und Theodor Echtermayer: *Der Protestantismus und die Romantik*, auch den einen oder anderen Frühmarxisten, nicht jedoch auf Marx selbst, der für die Romantik und insbesondere die Frühromantik immer ein großes Interesse zeigte.

Um 1870 herum begann sich diese Gegnerschaft gegen die Romantik zu lösen. Die großen Historiographien der deutschen Literatur waren inzwischen erschienen, die mit Ausmerzung von Autoren wie Heinrich von Kleist und der Frühromantiker, die absolute Vorherrschaft der deutschen Klassik von Goethe und Schiller im Bild der deutschen Literatur etabliert hatten. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 war gewonnen, die Demütigung Frankreichs war vollzogen, das erste deutsche Reich formierte sich mit Berlin als Hauptstadt, und nun kam die Zeit, auch die anderen, bislang zurückgewiesenen Elemente der deutschen Kultur zu integrieren, zuerst die Romantik. Haym gab seinem 1870 erschienenen Werk *Die romantische Schule* den Untertitel: „Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes.“ Im selben Jahr erschien Wilhelm Diltheys *Leben Schleiermachers* – ein Werk, das eine ausführliche Darstellung der romantischen Schule mit besonderer Berücksichtigung Friedrich Schlegels enthält. Diesen Büchern folgte 1882 Jakob Minors bereits erwähnte Edition von Friedrich Schlegels *Prosaischen Jugendschriften* und im Jahre 1890 Oskar Walzels Ausgabe von *Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder August Wilhelm*. In jedem dieser vier Werke trat die überragende Stellung Friedrich Schlegels innerhalb der Romantik und der deutschen Geistesgeschichte überzeugend in Erscheinung. So hatte Friedrich Schlegel gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Position zurückgewonnen, die ihm durch die antiromantische Kampagne der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts genommen worden war.

Zu dieser Zeit setzte auch die akademische Friedrich-Schlegel-Forschung ein, die zu Anfang unseres Jahrhunderts von einem mächtigen Interesse an der Romantik insgesamt gefördert wurde und in einer Fülle von Einzeluntersuchungen Ausdruck fand, die hier nicht gesondert aufgeführt werden können. Kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges griff der Prager Gelehrte Josef Körner in die Schlegel-Forschung ein und erwies sich schon bald als die größte Triebkraft auf eine vollständige und kritische Friedrich Schlegel Ausgabe hin. Mit unendlicher Energie und Akribie wußte er fast sämtliche Möglichkeiten für verschollene Schlegelmanuskripte aufzuspüren und durch ein Kommentierungssystem und einen Verweisapparat aufzu-

schlüsseln, die beinahe einer wissenschaftlichen Institution gleichkommen, obwohl sie sich nur in seiner Prager Gelehrtenwohnung befanden. Körner ist mit überragenden Einzelausgaben und Briefeditionen hervorgetreten, aber es war ihm nicht vergönnt, die kritische Friedrich Schlegel Ausgabe selbst zu schaffen, an der er sein ganzes Leben gearbeitet hatte. Körner war Jude, und es blieb ihm nicht erspart, im letzten Kriegsjahr noch in das Konzentrationslager Theresienstadt eingeliefert zu werden. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist er in Prag gestorben. Ich habe ihn persönlich nicht mehr kennengelernt. Die Witwe Jarmila Körnerova hat später die Arbeiten ihres Mannes der Friedrich Schlegel Ausgabe auf großzügigste Weise nutzbar gemacht.

#### 4.

Damit komme ich zum Rest dieser Geschichte, der schnell erzählt ist. Die von mir unternommene Friedrich Schlegel Ausgabe, von der 1958 der erste Band erschien, ist ein Aufbauwerk im Stil der heute viel geschmähten fünfziger Jahre, ein Husarenstück, das gegen drohenden Mißerfolg und viel Skepsis auf Seiten der damaligen älteren Generation durchgeführt wurde. Ich war ca. 25 Jahre alt, als ich dies Unternehmen begann, und als ich die Verleger der Ausgabe skeptisch fragte, warum sie in mich, ein unbeschriebenes Blatt, so viel Vertrauen setzten, verwiesen diese ganz pragmatisch auf meine Jugend, worin sie eine Hoffnung erblickten, daß dies Unternehmen im Gegensatz zu so vielen anderen Gesamtausgaben die steckenblieben, wohl zu Ende gebracht würde.

Ich komme damit unmittelbar nach Paderborn, wo ich die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg verbrachte. Als Angehöriger der sog. „weißen Jahrgänge“, der 1928 und 1929 Geborenen, hatte ich am Kriegsdienst direkt nicht teilgenommen und konnte damit nicht zur Universität zugelassen werden, damals nur für die Frontheimkehrer offenstand. Um die Wartezeit bis zu meinem Universitätsstudium zu überbrücken, ließ ich mich bei der Paderborner Philosophisch-Theologischen Akademie einschreiben, um dort das Philosophicum zu absolvieren. Diese Institution gestattete damals einer Gruppe von ca. 20 Studenten, die nicht angehende Theologen waren, die Zulassung. Die Gebäude der Philosophisch-Theologischen Akademie waren freilich völlig zerstört, und so wurde diese Institution zeitweilig nach Bad Driburg verlagert. So gelangte ich für 2 Jahre in diesen idyllischen Badeort im Teutoburger Wald, der vom Krieg unberührt geblieben war.

An dieser Stelle muß ich mich auf eine Persönlichkeit beziehen und dieser meinen Dank abstaten, der ich mehr als jedem anderen Menschen in meinem Leben verdanke und die meinen wissenschaftlichen Werdegang mehr als je ein anderer Mensch beeinflusst und gefördert hat. Dies ist Professor Josef Höfer, damals Professor für Dogmengeschichte oder für die Geschichte der Dogmenentwicklung an der Akademie, ein Gelehrter von einem weltoffenen, wahrhaft katholischem Gesichtskreis, in der Philosophie Wilhelm Diltheys geschult, selbst Autor eines bedeutenden Buches über Dilthey. Höfer unterrichtete nicht die jüngeren Jahrgänge, die wie ich auf das Philosophicum lossteuerten, sondern hielt seine Vorlesungen für die fortgeschrittenen Theologiestudenten in der Dogmengeschichte. Aber er bot Seminarübungen in der Philosophie für einen kleineren Kreis von Studenten an, und ich hatte das Glück, von ihm dazu zugelassen zu werden. Fast alles, womit ich mich später beschäftigt habe, habe ich zuerst in diesen Seminaren bei Josef Höfer studiert. Dort fand meine erste Lektüre Nietzsches statt, ich nahm an seiner *lectura Dantis* teil, interpretierte bei ihm die Summe wider die Heiden, *contra gentiles* von Thomas von Aquin, und wenn ich heute über Goethe schreibe, fallen mir noch die Zitate ein, die er auf den Lippen hatte.

Höfer hat mich dann auch zu Friedrich Schlegel geführt. Ich hatte inzwischen die Zulassung zur Universität erhalten, studierte Philosophie an der Universität Mainz und besuchte ihn regelmäßig, wenn ich zu den Semesterferien nach Paderborn zurückkehrte. Die Währungsreform hatte inzwischen stattgefunden, das deutsche Wirtschaftswunder war in der Vorbereitung, Paderborn wurde wieder aufgebaut, und die Philosophisch-Theologische Akademie war wieder nach Paderborn zurückgekehrt. Als ich bei einem dieser Besuche mich wieder mit Höfer unterhielt, fragte mich dieser nach meinen Dissertationsplänen. Ich berichtete ihm daraufhin, daß ich über den Existenzphilosophen Karl Jaspers arbeiten wolle, worauf er sofort sagte: „Aber Herr Behler, der lebt ja noch, das wäre ja Vivisektion, lassen Sie Jaspers sich erst voll entwickeln, nehmen Sie eine große Gestalt aus der neueren Geistesgeschichte, die noch keine volle Anerkennung gefunden hat, warum schreiben Sie nicht über Friedrich Schlegel?“ Ich muß gestehen, daß ich damals noch sehr unklare Vorstellungen hatte, wer dieser Schlegel eigentlich war, aber das Wort kam schließlich von Höfer, und so begab ich mich an das Schlegelstudium, in dem ich heute immer noch begriffen bin. Das Stichwort Schlegel war also hier in Paderborn gefallen.

Aber es wird noch Paderbörnscher, und damit komme ich zum Verlagshaus Ferdinand Schöningh. Als ich im Sommer 1949 wieder ein-

mal zu den Semesterferien von Mainz nach Paderborn kam, hatte meine Schwester Hildegard mir etwas Wichtiges zu sagen. Nein, es handelte sich noch nicht um Ferdinand Schöningh, den sie damals noch gar nicht kannte, sondern um den großen Münchner Philosophen Alois Dempf, der damals zum 1150-jährigen Jubiläum des Trefens von Kaiser Karl dem Großen und Papst Leo III. im Jahre 799 hier in Paderborn den Festvortrag über die *Translatio Imperiti* gehalten hatte. Meine Schwester war vom Auftreten Dempfs fasziniert und berichtete mir bis hin zu wörtlichen Zitaten Einzelheiten aus seinem Vortrag. Als ich dann meinen üblichen Besuch bei Höfer machte, sagte mir dieser mit einer bei ihm sonst ungewohnten Erregung: „Dempf war hier, er hat den gesamten Nachlaß Friedrich Schlegels, der der Görres-Gesellschaft übergeben worden war, in Wien wiederentdeckt und bei seiner Berufung von Wien nach München mitgebracht. Sie müssen jetzt Ihr Studium unbedingt bei Dempf in München fortsetzen, ich habe schon alles mit ihm geregelt.“ Im nächsten Semester saß ich bei Dempf in München im Philosophischen Seminar und schrieb an einer Dissertation über Friedrich Schlegel. Dempf beauftragt mich dann, den gesamten Nachlaß zu katalogisieren und den fehlenden Stücken nachzuspüren. So geriet ich in die Manuskriptensuche, ohne freilich damals schon zu ahnen, daß daraus eine 35-bändige Gesamtausgabe entstehen würde. Nun aber war es nicht mehr Höfer, sondern Schlegel, der mich in seine Hände nahm und mich auf eine große Reise um die ganze Welt führte.

Inzwischen war ich promoviert worden und hatte meine erste akademische Anstellung an der Universität Bonn gefunden, wo ich mich habilitierte. Meine Schwester Hildegard hatte sich inzwischen mit Ferdinand Schöningh verheiratet, und das erste Kind, wieder ein Ferdinand, genannt Illo, war inzwischen geboren. Wenn jetzt bei meinen Besuchen in Paderborn über Schlegel gesprochen wurde, verbanden sich bereits konkrete editorische Pläne damit. Meine Tätigkeit an der Universität Bonn konzentrierte sich nicht auf Schlegel, da ich mich in meiner Habilitationsschrift mit der arabischen, jüdischen und lateinischen Philosophie des Mittelalters, mit Fragen der Kosmologie und der Weltentstehung beschäftigte. Aber in Bonn war ich in eine ungemein Schlegelfreundliche Atmosphäre eingetreten. Der große Romanist Ernst Robert Curtius, der Philosoph Erich Rothacker, die Germanisten Benno von Wiese und Richard Alewyn interessierten sich ungemein für das, was ich mit Schlegel vorhatte. Die Nachlaßforschungen hatte ich beendet, ich war in den frühen fünfziger Jahren in Prag gewesen und hatte durch den damals sehr dicken eisernen Vorhang hindurch einen Kontakt mit Jarmila Körnerova gestiftet und Zugang

zu Josef Körners Arbeiten gefunden. Mein Schwager Ferdinand Schöningh und ich waren auf einer Tagung in Freiburg vor den hohen kirchlichen Würdenträgern der Görres-Gesellschaft erschienen und hatten die Erlaubnis zur Edition des Schlegel-Nachlasses bei der Görres-Gesellschaft erwirkt, und das Erscheinen der ersten Bände stand bevor.

Um meine Geschichte zum Abschluß zu bringen, muß ich noch einmal etwas ausholen, aber jetzt wirklich zum letztenmal, und von der Internationalisierung des Unternehmens und meinen Mitarbeitern in Amerika und Frankreich spreche. Bei meinen Nachlaßforschungen auf verschiedenen Bibliotheken und Archiven mußte ich jeweils meinen Namen eintragen, um Zugang zu den Manuskripten zu erhalten. Eines Tages erhielt ich einen Brief aus London, in dem mir der Schreiber mitteilte, daß er bei seinen Schlegelforschungen in Deutschland immer auf meinen Namen stieß und wir uns vielleicht in Verbindung setzen sollten, um unsere Forschungsvorhaben aufeinander abzustimmen. Der Absender des Briefes war Hans Eichner. Eichner war ein Wiener, der sich als Junge zur Zeit des Anschlusses zusammen mit seiner Mutter und seinem Bruder nach London begeben hatte, wo er während der Kriegsjahre aufwuchs und von wo er nach dem Krieg eine Universitätskarriere in Canada angetreten hatte. Es ist einer meiner besten Freunde geworden und sicherlich der beste Mitarbeiter an der kritischen Friedrich Schlegel Ausgabe gewesen.

Die Brüder Schlegel hatten in Frankreich durch Madame de Staël, bereits zu ihren Lebzeiten, eine interessierte Aufnahme gefunden, die sich über die Jahrhunderte hinweg erhalten hatte und sich unter anderem darin äußerte, daß sie immer ein bevorzugter Gegenstand der Germanistik blieben, selbst als in Deutschland das Interesse an ihnen fast völlig erstorben war. So lag es nahe, den damals führenden französischen Schlegelforscher, Professor Jean-Jacques Anstett von der Universität Lyon, zur Mitherausgabe einzuladen, was dieser auch bereitwillig annahm und mit der Edition verschiedener Bände beantwortete.

Als dann die ersten Bände der Schlegelausgabe zu erscheinen begannen, wurde ihnen eine ungewöhnliche freundliche Aufnahme zuteil, die sich außerhalb Deutschlands besonders in Frankreich und Nordamerika bemerkbar machte. Bald erreichte mich ein Brief von einem bedeutenden amerikanischen Romantikforscher, Raymond Immerwahr, der mich einlud, zu einem Gastaufenthalt in die Vereinigten Staaten zu kommen. Hier muß ich hinzufügen, daß die Literaturwissenschaften damals in den Vereinigten Staaten in einer großen Blüte standen und eine Ausbildung erfahren hatten, mit der sich nichts im



Nachkriegseuropa vergleichen konnte. Zahlreiche europäische Emigranten hatten dazu beigetragen. Ich verweise nur auf Namen wie Leo Spitzer, Erich Auerbach, Victor Lange, René Wellek und viele andere. Unter ihrem Einfluß entwickelten sich die Literaturwissenschaften zu einer sonst nicht gekannten Höhe. Nach der Konzeption René Welleks begannen sich die ersten Departments of Comparative Literature, die ersten Institute der vergleichenden Literaturwissenschaft zu formieren, einer Wissenschaft also, die von den Brüdern Schlegel begründet worden war. Wellek hatte damals gerade den zweiten Band seiner monumentalen *History of Criticism* veröffentlicht, der sich mit dem romantischen Zeitalter beschäftigt und in dem Friedrich Schlegel gewidmeten Kapitel Schlegel als einen der größten Literaturkritiker unserer westlichen Tradition gewürdigt.

In dieses reichhaltige akademische Leben trat ich nun als junger Privatdozent aus Bonn ein, zuerst bei der Washington University in St. Louis, mit Liselotte Dieckmann und Egon Schwarz, dann bei der University of Washington in Seattle, im Pazifischen Nordwesten der Vereinigten Staaten, mit Raymond Immerwahr und Willy Rey. Von dieser Reise bin ich nur noch zu Besuchen nach Europa zurückgekehrt. So gelangte Friedrich Schlegel und sein Nachlaß an der Pazifischen Ozean.

Ich bin damit am Ende meiner Geschichte. Die Friedrich Schlegel-Ausgabe steht vor dem Abschluß, den letzten Band der Werke hoffe ich noch diesen Sommer von Seattle nach Paderborn zu senden. Das Prinzip der Ausgabe war für uns: so integrativ wie möglich. Neben den 10 Bänden von Schriften, die Friedrich Schlegel selbst veröffentlicht hat, steht in zwölf starken Bänden sein Nachlaß. Daran schließt sich in zehn Bänden seine Korrespondenz an, gefolgt von drei Bänden mit Übersetzungen und Editionen anderer Autoren – insgesamt 35 Bände. Das editorische Problem „der frühe und der späte Schlegel“ gibt es nicht mehr. Die Frühschriften bilden den primären Text, die späteren Umarbeitungen erscheinen als Varianten unten auf der Seite. Hans Eichner hat in seinen Editionen vorge-macht, daß dies möglich ist, woran ich zuerst nicht geglaubt hatte. Was mich besonders bei meinen gelegentlichen Teilnahmen an Tagungen und Symposien in Europa erfreut, ist die große Präsenz, die Schlegel heute in der Literaturwissenschaft sowohl wie in der Philosophie genießt.

Wenn ich an die Ausgabe selbst denke, überkommt mich ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber Schlegel, Professor Joseph Höfer, Alois Dempf, Josef Körner, Hans Eichner, Jean-Jacques Anstett, René Wellek, Raymond Immerwahr und vielen anderen.

Mein besonderer Dank richtet sich aber an das Verlagshaus, Ferdinand Schöningh, dessen 150. Jubiläum wir jetzt feiern und mit dem ich seit über vierzig Jahren mit dieser Arbeit verbunden bin. Bei keinem anderen Verlag der Welt hätte ich die Ausgabe unter vergleichbaren Arbeitsbedingungen ausführen können – oder umgekehrt ausgedrückt: kein anderes Verlagshaus hätte sich meiner Textherstellungsweise gegenüber so nachgiebig und verständlich gezeigt wie das Haus Ferdinand Schöningh. Das liegt in erster Linie an der persönlichen Beziehung, die ich mit den beiden Leitern des Verlages, meinem Schwager Ferdinand Schöningh und meinem Neffen, ebenfalls Ferdinand Schöningh unterhalte – eine Beziehung, die nicht nur verwandtschaftlicher Natur ist, sondern ebenfalls in einer wirklichen Freundschaft besteht. Mein Dank richtet sich gleicherweise an die vielen Mitarbeiter im Verlag, mit denen ich im Laufe der Jahre zusammengearbeitet habe – Herrn Josef Hosse, der das Format und die Ausstattung des ersten Bandes und damit der gesamten Ausgabe bestimmt hat. Gottfried Lehr, der mir bei vielen Bänden unter die Arme gegriffen hat, Raimar Zons, Michael Kienecker und Hans Jacobs. Die Dankesliste ist damit nicht vollständig, aber irgendwo muß ja ein Ende gesetzt werden.



## Roland Borgards (Freiburg)

### Die Schrift, das Rätsel, der Mensch Ludwig Tiecks *William Lovell*

Ludwig Tiecks Briefroman *William Lovell*<sup>1</sup> (1795) thematisiert immer wieder das Verhältnis von Schreiben, Text und Lesen. Dieses Verhältnis soll im folgenden auf zwei Ebenen beschrieben werden. Zum einen auf der Ebene des Textganzen: Schon der erste Brief gibt die Möglichkeitsbedingungen des Briefromans an (Kap.1) und legt eine bestimmte Lesehaltung nahe (Kap.2). Zum anderen auf der Ebene des individuellen Ausdrucks der Briefschreiber: Der Übergang vom Gefühl der Schreibenden in die Schrift (Kap.3) und zurück von der Schrift in das Gefühl der Lesenden (Kap.4) wird im *William Lovell* als die Lösung einer kommunikationstheoretisch unlösbaren Aufgabe verstanden. Lösung und Unlösbarkeit der Aufgabe sind dadurch bestimmt, daß der Mensch und die Schrift nach dem gleichen Modell gedacht werden, in dem die sichtbare, lesbare Oberfläche Zeichen einer unsichtbaren, unlesbaren Tiefe ist. Oberfläche und Tiefe sind nach dem Prinzip des Rätsels miteinander verbunden (Kap.5). In dieser Kopplung von Mensch und Schrift wird der Tod zur Grenze des Schreibens, einer Grenze, der sowohl die Figuren als auch der Autor des Romans verpflichtet sind (Kap.6).

Eine solche Beschreibung stellt Tiecks *William Lovell* in den Horizont zweier Fragen. Erstens geht es um die „Modernität“ dieses Romans: Ist Tiecks „Jugendwerk“ noch der Empfindsamkeit zuzurechnen oder schon der Romantik?<sup>2</sup> Dieser Frage ist meines Erachtens nicht auf der thematischen Ebene beizukommen, sondern nur durch einen Blick darauf, wie im *Lovell* der Mensch, wie die Sprache und

---

<sup>1</sup> Ludwig Tieck, *William Lovell*, hg. von Walter Münz, Stuttgart 1986. Zahlen in Klammern beziehen sich im folgenden auf die Seiten dieser Ausgabe.

<sup>2</sup> Zur anhaltenden Diskussion um diese Frage vgl. den kurzen Überblick über die Forschungsgeschichte zum *Lovell* bis 1975 bei Karlheinz Weigand, Tiecks „*William Lovell*“. Studie zur frühromantischen Antithetik, Heidelberg 1975, S.176-184, und die Ausführungen zum aktuellen Forschungsstand bei Markus Heilmann, *Die Krise der Aufklärung als Krise des Erzählens*. Tiecks „*William Lovell*“ und der europäische Briefroman, Stuttgart 1992, passim.

wie der Bezug dieser beiden Großen zueinander gedacht werden<sup>3</sup> In dieser Perspektive ist Tiecks *William Lovell* ein durchweg moderner Roman

Zweitens hängt die Frage nach der Modernität des *William Lovell* mit der Frage nach den Modernisierungsprozessen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zusammen In diesem Zeitraum kommt es zu einer Neubestimmung des literarischen Feldes, die das Verhältnis des Menschen zu seiner Sprache grundlegend verändert<sup>4</sup> Dies hat Folgen nicht nur für die Produktion von Texten, für den Autor<sup>5</sup>, sondern auch für die Rezeption, für das Lesen<sup>6</sup> Was passiert, wenn Menschen schreibend und lesend Schrift benutzen, davon erzählt Ludwig Tiecks *William Lovell*

<sup>3</sup> Erste Schritte in diese Richtung unternimmt Christoph Brecht, *Die gefährliche Rede Sprachreflexion und Erzählstruktur in der Prosa Ludwig Tiecks*, Tübingen 1993, S 9-54

<sup>4</sup> Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main 1974, S 373 „Vor dem Ende des 18. Jahrhunderts existierte der Mensch nicht“ Foucaults Datierung ist ungenau Eine mögliche Präzisierung, die aber zugleich ganz im Sinne Foucaults argumentiert, liefert Heinrich Bosse, *Der Autor als abwesender Redner*, in: Paul Goetsch (Hg.), *Bewertung von Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*, Tübingen 1994, S 277-292, hier S 291, Bosse findet die „erste Formulierung der Zäsur“ beim jungen Herder (1766), es handelt sich dabei um „die kommunikationsgeschichtliche Zäsur ( )“, die den modernen Umgang mit Literatur vom rhetorischen Zeitraum, das heißt auch, vom aufgeklärten Umgang mit Literatur, unwiderruflich trennt“

<sup>5</sup> Der neue Autor ist, gerade in der Folge von Michel Foucault, *Was ist ein Autor?*, in: Ders., *Schriften zur Literatur*, Frankfurt am Main 1988, S 7-31, eingehend beschrieben worden, vgl. z. B. Thomas Boning, *Widersprüche Zu den „Nachtwachen Von Bonaventura“ und zur Theoriedebatte*, Freiburg 1996, Heinrich Bosse, *Autorisieren Ein Essay über Entwicklungen heute und seit dem 18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 11 (1981), S 120-134, Ders., *Autorschaft ist Werkherrschaft Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*, Paderborn-München-Wien-Zürich 1981, Ders., *Dichter kann man nicht bilden Zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770*, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik X/1978*, S 80-125, Friedrich A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, Dritte, vollständig überarbeitete Neuauflage, München 1995, Rainer Zöfel, *Kunstwerk Über den Ursprung des literarischen Werkes aus dem Geist der Autorschaft*, in: Ders., *Randgänge der Poetik*, Würzburg 1985, S 24-46

<sup>6</sup> Der neue Leser ist lediglich aus sozialhistorischer und mentalitätsgeschichtlicher Perspektive schon eingehend beschrieben, vgl. z. B. Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers Mentalitätswandel um 1800*, Stuttgart 1987, Edgar Bracht, *Der Leser im Roman des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt/Bern 1987, Christian Berthold, *Fiktion und Vieldeutigkeit Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1993 Mir geht es jedoch nicht um empirische LeserInnen, sondern darum, wie der Text selbst das Lesen konzipiert

## 1. Möglichkeitsbedingungen des Briefromans: „nur schreib!“

„Wie kömmt es denn in aller Welt, daß Du nicht schreibst?“ (9)

Dieser erste Briefsatz des Briefromans *William Lovell* läßt sich als absoluter Anfang, als Geburt des Buches aus dem Nichts lesen. Er vereint drei Aspekte: Erstens wird schon im ersten Satz sofort ein bestimmtes Medium als textkonstitutiv in Szene gesetzt.<sup>7</sup> Er bezieht sich auf einen nicht geschriebenen Brief und behauptet damit, daß es diesen gegeben haben könnte; so setzt er ein postalisches Netz voraus und stellt für den Angesprochenen zugleich eine Position in diesem Netz bereit. Zweitens wird *im* ersten Briefsatz von etwas erzählt, das zeitlich *vor* ihm liegen soll<sup>8</sup> und das zugleich *außerhalb* des als textkonstitutiv gesetzten Mediums liegt.<sup>9</sup> Damit fällt in ihm explizit die Grenze der Erzählzeit mit der Grenze des Erzählmediums zusammen. Drittens unterscheidet der erste Satz gemäß der Unterscheidung von Netzbenutzer und Netz ein psychologisch motiviertes Subjekt des Schreibens („wie“) vom bloßen Akt des Schreibens („daß“). Lediglich den eigenen Schreibakt thematisiert der Schreiber nicht.<sup>10</sup> Die Verweisgeste des ersten Briefsatzes markiert so die Grenze des Textganzen: *im* Text kann nur sein, was Schrift geworden ist; *außerhalb* des Textes bleibt, was keinen Schreiber oder keine Schreiberin gefunden hat. Die sprachliche Handlung des ersten Satzes eröffnet in zeitlicher wie systematischer Hinsicht den Raum des Romans; sie ist in der Konjunktion von Nichtgeschriebenem und Geschriebenem zugleich diesseits und jenseits der Textgrenze, und nur so kann sie diese bezeichnen.

Nachdem das Schreiben als Minimalbedingung für den Roman gesetzt ist, werden die möglichen Störungen des Postverkehrs aufgelistet und damit die Bedingungen des Schreibens spezifiziert:

<sup>7</sup> Ein Hier, Jetzt und Daß des Schreibens setzt z.B. auch der erste Briefsatz von Jacob Michael Reinhold Lenz, *Der Waldbruder*, in: Ders., *Werke und Briefe*, hg. v. Siegrid Damm, München/Wien 1987, Bd.2, S.380: „Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte.“

<sup>8</sup> Auf ein solches Zuvor verweist z.B. auch der erste Briefsatz von Johann Wolfgang Goethe, *Die Leiden des jungen Werther*, in: Ders., *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, München 1981, Bd.6, S.7: „Wie froh bin ich, daß ich weg bin.“

<sup>9</sup> Nicht geschriebene Briefe gibt es im Lovell des öfteren (vgl. 88, 94, 154), Bedeutung erlangt das Nichtgeschriebene jedoch nur im hier beschriebenen Zusammenfall.

<sup>10</sup> Diese Thematisierung wird im Verlauf des Romans noch massiv nachgetragen werden; im ersten Briefsatz findet sie sich z.B. in: Clemens Brentano, *Godwi oder das steinerne Bild der Mutter*, in: Ders., *Werke*, hg. v. W. Frühwald und F. Kemp, München 1963ff., Bd.2, S.17: „Hu! es ist hier gar nicht heimisch, ein jeder Federstrich hallt wider, wenn der Sturm eine Pause macht.“

Wie kömmt es denn in aller Welt, daß Du nicht schreibst? Hundert Mutmaßungen sind mir schon durch den Kopf geflogen, aber auch nicht *eine* hat eine bleibende Stelle finden können. Bald halt' ich dich für tot, bald für verreist, bald glaub' ich Dich erzürnt zu haben, bald Deine Briefe auf der Post verloren. (9)

Als mögliche Gründe dafür, warum vor diesem Brief kein anderer steht, werden angegeben: erstens Störungen beim Sender, die in dessen Tod, Abwesenheit oder psychologischen Blockierung bestehen, und zweitens Störungen im Kanal. Schon mit den ersten Sätzen benennt der Briefroman *William Lovell* seine Regeln, auf die er von nun an verpflichtet sein wird: in einem *postalischen System*<sup>11</sup> kommunizieren *psychologisch motivierte Subjekte* mittels der *Positivität des Mediums* miteinander.

Ganz in diesem Sinne endet der erste Absatz des ersten Briefes in der Beschwörung der Möglichkeitsbedingungen des Briefromans:

Ich schreibe dir diesen Brief als eine Bittschrift, oder als eine Kriegserklärung, antworte mir freundschaftlich oder ergrimmt, – nur schreib! – Sei traurig, wehmütig, großherzig, kriegerisch, lustig, ernsthaft; lobe, tadle, verachte, schimpfe mich, – nur schreib! (9f.)

Durch eine Vervielfältigung potentieller Schreibabsichten und Lektüremöglichkeiten gelangt der Schreiber zu einem Ensemble allgemeiner Bedingungen des Briefschreibens, das dem zuvor Genannten (postalisches Netz, psychologisch motivierte Subjekte, Positivität des Mediums) nur noch einen intendierenden Sender und einen interpretierenden Empfänger hinzufügen muß. Konsequenterweise wird auch noch von diesen allgemeinen Bedingungen abstrahiert, um *einen* unhintergehbaren Imperativ auszuschreiben: „nur schreib!“ Dieser Imperativ artikuliert die Möglichkeitsbedingungen des Briefromans *William Lovell*. Hier ruhen auf dieser Bedingung, die erst mit einer vorsichtigen Frage („schreibst?“), dann mit einer verzweiferten Aufforderung („schreib!“) umschrieben wird, alle anderen Sätze aller anderen Briefe, sprechen sie es nun aus oder nicht. Es ist der Satz, ohne den es keine weiteren Sätze gibt, sondern nur ein nicht geschriebenes Buch: „nur schreib!“<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Was hier der Briefroman *William Lovell* als seine eigene Bedingung setzt, ein postalisches Netz, bestimmt Kittler, Novalis interpretierend, als Bedingung der romantischen Poesie überhaupt; vgl. Friedrich Kittler, *Über romantische Datenverarbeitung*, in: E. Behler, J. Hörisch (Hgg.), *Die Aktualität der Frühromantik*, Paderborn u.a. 1987, S.127–140, hier S.138.

<sup>12</sup> Was der Roman *William Lovell* als seine eigene Bedingung setzt, bestimmt Zons, Goethe interpretierend, als Charakteristikum eines sich selbst zum Schreiben er-

## 2. Der Textrand: Karl Wilmont

Das Schreiben über das Nicht-Schreiben behauptet zwar, den Übergang aus dem Nichts in die Schrift zu vollziehen, und mündet in die auffordernde Ausrufung der Minimalbedingungen des Briefkontakts. Aber ein solches Schreiben bleibt noch vollkommen selbstbezüglich. Denn der Übergang von Nicht-Schrift in Schrift läßt sich nur im Medium der Schrift inszenieren und schließt damit aus, was er einzuschließen vorgibt. Die Bedingungen eines Briefromans sind noch nicht der Roman selber, und ein Brief über einen Nicht-Brief ist selbst noch kein Brief, wenn er denn mehr sein will als die Mitteilung seines eigenen Vorliegens. Der Schreiber schreibt es selbst: „Nach dieser pathetischen Ausrufung bleibt mir nun nichts weiter übrig, als meinen *eigentlichen* Brief anzufangen.“ (10, m.H.)

So genau ist die Bestimmung der ersten Briefzeilen als *Grenze* des Textes: uneigentlicher Text, weil eben nur dessen Grenze, dem der eigentliche Text, innerhalb der Grenze, entgegengesetzt wird. Diese Grenze des Textes setzt die Figur Karl Wilmont. Er tut dies gleich dreifach: Erstens, wie ich gezeigt habe, eröffnet er als Schreiber des ersten Briefes den Text; zweitens erinnert er durchgängig in seinen Briefen an das Medium, aus dem dieser Text zusammengesetzt ist (vgl. 69, 149, 214); drittens setzt er dem Text ein Ende, als er, der Textrand, William Lovell, die Textmitte,<sup>13</sup> erschießt, was schriftlich und von seiner Hand im letzten Brief des Romans vorliegt. Vom Tod später mehr.

Die Rede vom eigentlichen Brief suggeriert zunächst, daß Karl Wilmont schreibend und wir lesend in einem Bereich angelangt sind, in dem Zeichen eine Referenz zugesprochen wird: dem Gesagten entspricht einfach ein Gemeintes, das selbst nicht mehr Sprache ist. Der Textrand als materielle Seite der Schrift,<sup>14</sup> als uneigentlicher Text

---

mächtigenden Autors, wie er als historisch neues Phänomen im ausgehenden 18. Jahrhundert entsteht; vgl. Zons, a.a.O., S.32: „...also („prodesse et delectare’ hin oder her) schreiben Sie!“

<sup>13</sup> Nicht nur der Titel des Romans, sondern auch Williams Platz im kompliziert gestalteten Netz der Briefkontakte rechtfertigen seine Beschreibung als Textmitte: von insgesamt 312 Briefen stammen 99 aus seiner Feder und sind 59 an ihn gerichtet, d.h. etwa bei der Hälfte der Briefe ist William Lovell auf der Position des Senders oder Empfängers, während sich die verbleibenden 154 Briefe auf die anderen 25 NetzbenutzerInnen verteilen. Nicht zuletzt ist William Lovell der einzige, der zu beiden Welten, zu England und zu Italien, Kontakt hat. Keinen Briefkontakt hat William zu Karl Wilmont.

<sup>14</sup> „Buchstabe des Buchstaben“ wird Friedrich Schlegel es später nennen; vgl. Schlegel, Gespräch über die Poesie, KA II, S.348.



scheint jetzt dem Textinnen referentielle Produktivität zu sichern: Über vier Seiten ist der erste Brief nun unproblematisches Mittel der Mitteilung von Inhalten. Doch rückt in einer Relektüre des Schreibers Karl Wilmont, die „pathetische Anrufung“ und „eigentlichen Brief“ gleichermaßen umfaßt, das Medium Brief wieder in den Vordergrund:

*Nachschrift.* Soeben lese ich meinen Brief noch einmal durch und bemerke mit Schrecken, daß ich Dir einen Bündel Stroh schicke, in welchem Du, um mit Shakespeare zu reden, auch nicht ein einziges Korn finden wirst. Ich setzte mich nämlich nieder, Dir zu schreiben, daß... (14)

Interpretierend liest Karl Wilmont, was er geschrieben hat, und findet nur Worte, keine Inhalte, nur „Stroh“, kein „Korn“. Dabei markiert das *Nach* der Nachschrift die interpretatorische Distanz, die den Schreiber bezüglich des eigenen Textes zum Leser macht. In Frage steht hier die Möglichkeit, einen eigentlichen Sinn des Briefes zu fixieren: es wird etwas gesagt, doch ist dies nicht das eigentliche Gemeinte, selbst wenn es sich als solches ausweist. Das eigentlich Eigentliche (die „Intention“, der Schreibanlaß) verschiebt sich hinter das Gelesene und wird nur als im nächsten Schritt Erfassbares erfaßt. Auf den ersten Blick scheint die „Nachschrift“ diese Bewegung der Verschiebung zu stoppen, indem Karl Wilmont nun endlich sagt, worum es ihm die ganze Zeit ging. So wird dem „eigentlichen Brief“, der jetzt in die Position eines uneigentlichen Ausdrucks geraten ist, die „Nachschrift“ als eigentlich Eigentliches entgegengesetzt. Doch läßt sich die Nachschrift nicht nur als Endpunkt, sondern auch als ein weiterer Moment der Verschiebung lesen. Denn Wilmonts Aussage über sein Verhältnis zu Emilie: „ich habe mir ernsthaft vorgenommen, daß es keine *Liebe* werden soll“ (14), ist schon hier der uneigentliche Ausdruck eines eigentlich Mitzuteilenden: Wilmont wird seinen Freund später wissen lassen, „daß ich itzt nach und nach verliebt werde.“ (71) Auch das Eigentliche der Nachschrift gerät in die Position des uneigentlichen Ausdrucks, und zwar als Ergebnis einer Leseoperation, die nicht mehr Karl Wilmont selber vornimmt, die er uns aber kurz zuvor vorgeführt hat. Diese Leseoperation, die das Gelesene in die Position eines uneigentlichen Ausdrucks rückt, ermöglicht es, die Skepsis gegenüber der Setzung eines *eigentlichen* Sinns zu totalisieren.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Vgl. Brecht, a.a.O., S.25, mit seiner Interpretation des Lebensberichts des alten Burton: „Die Totalisierung des Rhetorischen setzt jedes Sprechen als uneigentliche Rede.“

Die drei Teile des Eröffnungsbriefes Karl Wilmonts, „pathetische Anrufung“, „eigentlicher Brief“ und „Nachschrift“, entfalten in einer dreifachen Verschiebung die Bedingungen, denen – gewissermaßen ineinandergefaltet – jede Briefkommunikation im *William Lovell* untersteht. Die „pathetische Anrufung“ installiert ein System von Sender, Kanal und Empfänger. Im „eigentlichen Brief“ werden die Positionen (Sender, Empfänger), die dieses System bereitstellt, von schreibenden und lesenden Subjekten besetzt, und das Medium (Kanal), das die Positionen miteinander verbindet, wird ohne Reflexion auf seine Medialität benutzt. Die „Nachschrift“ verunklart die gesetzte Unterscheidung zwischen bloßem Schreiben und „intendiertem“ Inhalt und die zwischen bloßem Lesen und interpretiertem Inhalt, indem sie die Unmöglichkeit andeutet, ein eigentlich Gemeintes eindeutig zu bestimmen.

Im ersten Brief finden sich somit Schreibbedingung und Leseanweisung für den ganzen Roman.

### 3. Sich ausdrücken: kontrollierte Produktion von Oberflächen

Die Frage nach dem Schreiben und Lesen stellt sich nicht nur auf der Ebene des Romans, sondern auch auf der Ebene des individuellen Ausdrucks der Briefschreiber. Aus Paris schreibt William Lovell nach London an seine erste Liebe Amalie Wilmont:

O Amalie, dürft' ich mit diesem Briefe zugleich nach meinem Vaterlande eilen, in Ihre Arme fliegen, o könnt' ich Tage zurückzaubern und alle Seligkeiten von der Vergangenheit wieder fodern! – Ich sitze nun hier und wünsche und sinne, und fühle so innig die Schmerzen der Trennung, – o wie dank' ich dir, glücklicher Genius, der du zuerst das Mittel erfandest, Gedanken und Gefühle einer toten Masse mitzuteilen und so bis in ferne Länder zu sprechen, – o Amalie! gewiß war es ein Liebender, ein Geliebter, der zuerst diese künstlichen Zeichen zusammensetzte und so die Trennung hinterging. Aber doch, was kann ich Ihnen sagen? daß nur Sie mein Gedanke im Wachen, meine Traumgestalt im Schläfe sind? Daß sich meine Phantasie oft so sehr täuscht, daß ich Sie in fremden Gestalten wahrzunehmen glaube? daß ich zittre, wenn auch das fremdeste Wesen von ohngefähr den Namen: „*Amalie*“ nennt? – Mit welchen Worten soll ich die Gefühle ausdrücken, die mein Herz erweitern und zusammenziehen? Kein Zeichen entspricht der lebendigen Glut in meinem Innern, o der hat nur halb empfunden, der noch Worte suchte und Worte fand, – ich kann, ich mag Ihnen nichts vorschwatzen, – nur *ein* Wunsch, nur *eine* Bitte, vergessen Sie nicht Ihren aufrichtigen, zärtlichen William, der Sie ewig nicht vergessen kann. (60f.)

Der Brief beschreibt den Taumel der Sehnsucht, und ihn beschreibend erzeugt er ihn. Ausgangspunkt ist das Hier und Jetzt („Ich sitze nun hier“) des Schreibens. Dieses ist notwendig von einer räumlichen Distanz des Senders zur Empfängerin wie einer zeitlichen Distanz zur letzten Begegnung gezeichnet.<sup>16</sup> Die Distanzen werden in ihrer ersten Erwähnung als überwindbare imaginiert: die räumliche durch die Aufhebung der Schwerkraft,<sup>17</sup> die zeitliche durch die Zauberkraft einer Zeitmaschine. Doch im schreibenden Wünschen und Sinnen verwandeln sich die schreibend vergegenwärtigten „Seligkeiten“ in gegenwärtige „Schmerzen der Trennung“. Der Brief sollte die Erfüllung der im Realen nicht einlösbaren Wünsche in der Schrift substituieren, führt aber zu einem Gefühl, das nicht der gelungen Substitution, sondern der Uneinlösbarkeit der Wünsche entspringt. Gerade damit gelangt William zu einem Gefühl, das in Inhalt („Schmerzen“) und Intensität („so innig“) einem Liebesbrief, der ja die momentane Trennung der Liebenden voraussetzt, so angemessen ist wie kein anderes.

Das Gefühl, schreibend hervorgehoben und in Schrift gebannt, muß jetzt nur noch verschickt werden; daß dies dank Schrift möglich ist, führt William Lovell zum genialen Augenblick, in dem die Schrift erfunden wurde.<sup>18</sup> Die erste Leistung der Schrift besteht darin, daß sie, obgleich selbst rohe Materie, reinen Sinn aufnehmen kann. „Das Mittel (...), Gedanken und Gefühle einer toten Masse mitzuteilen“, ist die *Kombination* („zusammensetzte“) der „künstlichen Zeichen“. Die künstliche Sphäre der Zeichen kann die natürliche Sphäre der Gefühle vertreten, indem die Schrift in potentiell unabschließbarer Kombinatorik so unendlich wird wie die Natur selbst. Die zweite Leistung der Schrift besteht in ihrer Dauer: sie vergeht nicht wie die Stimme im Augenblick ihres Verlautens, kann deshalb als Speichermedium dienen und ist als tote Masse verschickbar. Orientiert am Modell des Gesprächs kann William Lovell „so bis in ferne Länder *sprechen*“: der Brief substituiert die mit der Gesprächssituation assoziierte Präsenz der Geliebten. Die Schrift ist die List, die die reale Trennung

<sup>16</sup> Das Verhältnis von William und Amalie ist sofort als schriftliches konzipiert; vgl. 37.

<sup>17</sup> Zum hiermit verbundenen Ikarus-Motiv vgl. 11, 187; zur negativen Wendung des Motivs in Richtung des „Nichts“ vgl. Dieter Arendt, *Der >poetische Nihilismus< in der Romantik. Studien zum Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit in der Frühromantik*, Tübingen 1972, S.14ff.

<sup>18</sup> Für Rousseau steht am Ursprung der Sprache die Präsenz der Geliebten; für Tieck steht am Ursprung der Schrift ihre Absenz. Im hier zu Grunde liegenden Modell von Sprache und Schrift sind diese Argumente komplementär.

scheinbar hintergeht. Scheinbar, denn hintergangen wird die Trennung nur medial; das Substitut der Präsenz ist Schrift, Sprache. Und was läßt sich in dieser schon sagen, fragt Lovell unerwartet resigniert. Das Erzählbare scheint nicht erzählenswert. Erzählenswert bleibt nur der Zweifel über den Wert des Erzählten. Denn die doppelte Negation der Fragenfolge, die vorgibt, *nicht* zu erzählen, daß *keine* Distanz zwischen den Liebenden besteht, will dies nur unvermerkt als positive Botschaft eines „zärtlichen William, der Sie ewig nicht vergessen kann“, übermitteln.

Noch radikaler in Frage gestellt wird das zuvor positiv gezeichnete Schriftmodell schließlich durch ein zeichentheoretisches Problem, das Problem des *Ausdrucks*. Zwischen Innen und Außen wird nun so scharf geschieden, daß kein Zeichen im Außen dem Gefühl im Innen zu entsprechen vermag; es gibt keine Übertragung von lebendiger Glut in tote Masse, vom Herz ins Wort. Von diesem negativen Modell von Sprache wird nun ein Kriterium für das Erkennen von wahren Gefühlen abgeleitet: wer spricht, fühlt nicht ganz.<sup>19</sup> Diese Konsequenz schneidet dem Gefühl, wenn es noch Anspruch auf Echtheit erheben will, das Wort ab: „ich kann, ich mag Ihnen nichts vorschwätzen.“

Nur im Scheitern seines Sich-Ausdrückens drückt das schreibende Ich sich aus. William Lovells Individualität entsteht in der Lösung der eigentlich unlösbaren Aufgabe,<sup>20</sup> die das Problem der Mitteilung stellt.

Ausdruck und Mitteilung sind Aufgaben, vor denen Sprache in Lovells Liebesbrief ihr Versagen kundtut, doch gerade die Kunde vom Versagen zeugt nach dieser Strategie vom unsagbaren Gefühl.<sup>21</sup> Davon handelt auch eine anderer Brief Lovells, der nicht zu einer Frau, sondern über eine Frau spricht: „jene abgesonderte Empfindung des Herzens (...), die alles ist, Wollust, Liebe, für die die Sprache keine Worte, die Zunge keine Töne findet.“ (92) Die Äußerung der abgesonderten Empfindung des Herzens scheitert am Sprung vom Innen des Gefühls, das nur dem fühlenden Ich gehört, ins Außen der Wörter, die allen gehören, – und sie muß scheitern, sonst wäre das Gefühl nicht echt. Daß William von solch einem Moment schreiben kann, verwundert: während er im Erleben noch ganz seiner Sprach-

<sup>19</sup> Das entspricht J.G. Herder, Studien zur Ode, zit. nach Bosse, Der Autor als abwesender Redner, S.285f.: „Empfindung und Wort sind sich so gar entgegen: der wahrhaftige Affekt ist stumm, durchbraust unsre ganze Brust inwendig eingeschlossen.“ Und es entspricht Schiller: „Spricht die Seele, so spricht, ach!, schon die Seele nicht mehr.“

<sup>20</sup> Vgl. hierzu Bosse, a.a.O., S.286.

losigkeit hingegeben war, bedeutet das spätere Entäußern seines Gefühls in Schrift in bezug auf den Moment, der doch alles war, ein Außer-Sich-Sein im Schreiben. Diese prinzipielle Differenz bemerkt William Lovell selbst: „Ich fürchte, daß ich Dir Wahnsinn spreche, aber ich muß mein Gefühl mitteilen.“ (92) Das Gefühl drängt nach Ausdruck, stellt den Fühlenden unter Produktionsdruck, doch je „authentischer“ das Geschriebene in der Produktion ist, desto unlesbarer wird es in der Rezeption. Paradox wird nicht auf einen Leser hin geschrieben und doch auf einen Leser hin geschrieben. Damit ist eine Grenze benannt. Soll das Gefühl sich mitteilen, darf es nicht zur freien Produktion von Ausdruck, sondern muß es zur kontrollierten Produktion von Ausdruck führen. Kontrollinstanz<sup>22</sup> ist die Lesbarkeit. Deshalb ist eine Relektüre Teil des Schreibens, insofern dieses kontrollierte Produktion von Ausdruck ist. Dabei ist die Relektüre eine *Funktion* des Schreibens, d.h. sie muß nicht explizit als die Frage nach der Lesbarkeit gestellt werden, um am Schreiben teilzuhaben. Doch die häufigen Relektüren im *William Lovell* decken diese Funktion auf. So auch in diesem Brief: „Am folgenden Morgen/ Ich erwache, – und erschrecke, Balder, indem ich dies noch einmal überlese.“ (93) Es ist dies der Schrecken vor dem eigenen Ich, das sich in Schrift konserviert. Ich-Sätze werden William Lovell in Schrift zu Zeitspiegeln.<sup>23</sup>

#### 4. Oberflächen tief lesen

Der Prozeß der Mitteilung ist damit bis zu einem gewissen Punkt beschrieben: Ein Gefühl drängt zur zwar individuellen, doch kontrollierten Produktion von Ausdruck; implizite Kontrollinstanz ist die Lesbarkeit. Dem Entäußern von Gefühl in Schrift auf Seiten der Produktion entspricht nun ein Aneignen von Gefühl auf Seiten der Rezeption. William Lovell fordert Amalie Wilmont, nachdem er ihr zunächst untreu geworden ist und dann seine Untreue bedauert, zu einer ganz spezifischen Lesehaltung auf:

O teuerste, teuerste Amalie, – es gereuen mich die Worte, die ich niedergeschrieben habe; tote Zeichen können nie die Empfindungen meines Herzens ausdrücken, alles ist kalt und ohne Sinn, lassen Sie die Liebe diesen Brief lesen, lesen Sie ihn mit der Sehnsucht, mit der trüben

<sup>21</sup> Zum Verhältnis von Gefühl und Schrift vgl. auch: 19, 31, 36, 175, 180, 229, 242, 322, 333, 359, 613.

<sup>22</sup> Vgl. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, S.24f.

<sup>23</sup> Vgl. 237: „Ach, William, ich möchte Dir alles schicken, was Du mir ehemals geschrieben hast, dann solltest Du Dich selbst wie in einem Gemälde betrachten, und Dich fragen: bin ich diesem Bilde noch ähnlich?“

fröhlichen Melancholie, mit der ich ihn schrieb, dann werden Sie fühlen, wie Ihr Herz klopft, wie eine unerklärbare Bangigkeit Ihren Busen zusammenpreßt, wie die Pulse rascher schlagen, wie der Geist die Hülle des Körpers zu durchbrechen strebt, um in die Arme des verwandten Genius zu fliegen, – o dann werden Sie empfinden, wie ich, – dann zerreißen Sie das Papier und unsre Geister besprechen sich unmittelbar in einer hohen entzückenden Begeisterung. (95f.)

William Lovell schreibt, daß ihn seine Worte gereuen. Von seinen Taten schweigt er und macht aus seinen Schreibschwierigkeiten kurzerhand das schon bekannte zeichentheoretische Problem: tote Zeichen bleiben gegenüber dem Drang des Gefühlsausdrucks immer kalt und ohne Sinn. Diesem Problem läßt sich gemäß Williams Leseanweisung nur mit einer Lesehaltung begegnen, in der die Liebe liest. Die Liebe soll dabei das Allgemeine, Verbindende zum Einzelnen, Getrennten, zum lesenden Individuum sein. So vollzöge sich der Kontakt von Schreiber und Leserin in einer doppelten Spiegelung in der Schrift: weil die Empfindung seines Herzens, die ja die Liebe ist, am Buchstabengitter<sup>24</sup> abprallt, muß die Liebe, die ja nichts anderes ist als die Empfindung ihres Herzens, sie (die Empfindung, die Liebe) aus dem Buchstabengitter herauslesen. Die Empfindungen beider Herzen spiegeln sich je unabhängig voneinander in Schrift, und sie spiegeln sich dabei ineinander, weil in der Schrift die Liebe als verbindendes Allgemeines sich selbst spiegelt. Doch ruht dieses Modell der Mitteilung unvermerkt auf einem paradoxen Grund, denn die Aufforderung, den Brief mit der Stimmung zu lesen, mit der er geschrieben wurde, setzt eine gelungene Mitteilung dieser Stimmung schon voraus. Angesichts dieser Lage gibt William Lovell Körpersymptome als Zeichen dafür an, daß tatsächlich die Liebe und also Amalie Wilmont richtig liest: Atemnot und erhöhten Puls. In den Symptomen des Körpers kündigt sich dann an, was jenseits aller Körperlichkeit liegt; der Geist läßt das Gefängnis des Körpers hinter sich und schwebt völlig schwerelos Richtung idealischer Vereinigung. Spätestens hier entpuppt sich William Lovells Aufforderung zum Einfühlen als narzißtische Vorschrift zum Gleichföhlen: „o dann werden Sie empfinden, wie ich.“ Nicht die Liebe bespiegelt sich selbst in der Schrift, sondern William Lovell. Den Augenblick der eingeforderten Gefühlseinstimmigkeit imaginiert er als die Transzendierung des Mediums; der Brief föhrt, richtig gelesen, zu seiner Zerreißung. Die Besprechung der Geister ist im strikten Sinne amedial: „unmittelbar“; doch bleibt sie im strikten Sinne ideal: ein kör-

<sup>24</sup> Vgl. Bosse, Autorschaft ist Werkherrschaft, S.61.

perloses Bild. Der Moment der Überschreitung der Schrift in eine Sphäre jenseits aller toten, kalten Zeichen ist notwendig ein Moment narzißtischer Einsamkeit, die ideale Leserin ist notwendig eine einsame Leserin.

Der Körper und die Wörter sind in ihrer Materialität die Hülle des Gefühls, des Geistes, der Seele; sie sind in ihrer Äußerlichkeit zugleich ein Ort möglicher Täuschung über das Gefühl, den Geist, die Seele. Das gelesene Gefühl ist das Ergebnis einer rhetorischen Strategie. Im nicht auf die Strategie reflektierenden Augenblick des Lesens erscheint es als authentisches. Es kann an der Oberfläche der Sprache kein Kriterium für Authentizität des Gefühls in der Tiefe geben<sup>25</sup>, und doch kann die Sprache – als manipulierbare Oberfläche – ein Gefühl in der Leserin unvermerkt produzieren und so dessen Authentizität behaupten. William Lovell hat mit seinem Brief solch eine täuschende Oberfläche aufgebaut; getäuscht ist Amalie, weil sie tiefe Empfindung lesen soll, wo nur flache Worte stehen, und getäuscht ist William, narzißtisch geblendet, weil er seinen eigenen Reden glaubt. Doch wiederholt er damit nur, was Louise Blainville kurz zuvor ihm gegenüber gespielt hat.

Denn der Schein der Oberfläche hat ein Zuhause: Paris; er hat eine Metapher: das Theater. „Es ist eine Welt voller Schauspieler und wo man überdies noch die meisten Rollen armselig darstellen sieht.“ (51) Eine Ausnahmeerscheinung scheint für William Lovell nur Louise Blainville zu sein:

Und sie empfindet wirklich tief, ihre zarte Seele ist nicht durch jenen witzigen Weltton der Franzosen verdorben, sie ist ein einfaches Kind der Natur, ohne alle Prätension und Verstellung, ich habe sie beim Anblick des Elends gerührt gesehen, – sie ist ein himmlisches Geschöpf. (68)

Eine tiefe Empfindung ruht für Lovell auf einem Grund jenseits des Zeichens für die Empfindung; sie ist eben nicht bloßes Zeichen, sondern Zeichen *von* etwas, das seinerseits dem Zeichen vorausliegt. Die Tiefe ist die Dimension, in die kein Zeichen vordringen kann. Ob aber ein Zeichen an diese Dimension angeschlossen ist oder nicht, dafür gibt es Hinweise. Der witzige Weltton der Franzosen gleitet unverbunden auf der Oberfläche; der unverdorben Ausdruck dagegen wurzelt in den Tiefen der zarten Seele. Noch eins mit seinem eigenen Ursprung, ist dieses „Kind der Natur“ nicht der Spaltung in ein Außen und ein Innen unterworfen, kann sich deshalb gar nicht verstellen oder Absichten haben, deren strategische Verwirklichung ja ei-

<sup>25</sup> Vgl. Brecht, a.a.O., S.30.

ne reflexive Distanz zu den eigenen Handlungen voraussetzte. Daß William Lovell den irrigen Beweis für die Echtheit von Louise Blainvilles Gefühlsäußerungen gerade einer paradigmatischen Theatersituation entnimmt, ist nicht ohne Ironie: William Lovell schaut Louise Blainville beim Zuschauen zu. Dabei wird ein Gefühl zweimal übertragen, wobei es sich jeweils in ein anderes transformiert. Aus dem Elend, das Louise anschaut, wird Rührung, die sie empfindet; aus der Rührung, die William anschaut, wird Begeisterung, die er empfindet. So entspricht Lovells Blick auf Blainvilles Blick dem Blick dessen, der das Bild des blinden Belisarius betrachtet, auf dem ein Soldat den blinden Bettler betrachtet.<sup>26</sup> Dieses Bild liefert ein Modell, das die Echtheit der beobachteten Gefühlsäußerungen garantieren möchte. Das Gefühl soll dann echt sein, wenn der Fühlende sich unbeobachtet wähnt; der Soldat als Betrachter im Bild ist unbeobachteter Beobachter des blinden Bettlers, genauso wie der Betrachter vor dem Bild unbeobachteter Beobachter des Bildes ist, das seinerseits blind ist.<sup>27</sup> So scheint es auch für Lovell, der Louise beobachtet, wie sie das Elend beobachtet, versunken in Gedanken und deshalb blind für's Beobachtet-Werden wie der Soldat vor Belisarius. Solch eine Louise ist ein „himmlisches Geschöpf“. Was Lovell übersieht, ist, daß er kein Bild betrachtet, sondern eine Louise, die sich sehr wohl ihres Beobachtet-Werdens bewußt sein kann. Louise ist kein himmlisches Geschöpf, sondern eine gute Schauspielerin. Sie treibt das Spiel von Beobachtung und Blindheit zu einem Extrempunkt, indem *sie* Lovell in die Position eines vorgeblich unbeobachteten Beobachters *versetzt*; dieser glaubt als Zuschauer gänzlich unbeteiligt an einem Geschehen zu sein, das aber ganz im Gegenteil *nur für ihn* inszeniert wurde. Ergebnis dieser Strategie ist es, daß der Beobachter eine Tiefe wahrzunehmen glaubt, wo er nur eine Oberfläche präsentiert bekam. Die Täuschung funktioniert hier perfekt. Lovell durchschaut sie zu spät: „in Louise Blainville hab' ich mich geirrt (...). Ich muß der Außenseite der Menschen weniger trauen.“ (97)

<sup>26</sup> Zur Diskussion dieses Bildes und seiner Relevanz für die zeitgenössische Theaterdiskussion vgl. Michael Fried, *Malerei und Betrachter*. Jaques Louis Davids Blinder Belisarius, in: Wolfgang Kemp (Hg.), *Der Betrachter ist im Bild*. Kunstwissenschaft und Rezeptionsästhetik, Berlin/Hamburg 1992, S.208-236; Johannes Lehmann, *Betrachter und Betrachtete*. Überlegungen zu Diderots „Paradoxe sur le Comédien“, in: *Aktuelle Tendenzen der Theatergeschichtsforschung*, Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, H. 37/38, Berlin, 1996, S.41-54. Zum Belisarius vgl. auch Ludwig Tieck, *Über das Erhabene*, in: Ders., *Schriften in zwölf Bänden*, Frankfurt am Main 1985ff., Bd.1, S.645.

<sup>27</sup> Vgl. Fried, a.a.O., S.215.



## 5. Der Mensch: verrätselte Oberfläche, Rätsel der Tiefe

Die fatale Spaltung in Außenfläche und Innentiefe wird im *William Lovell*, wie das Bild des unverdorbenen Naturkindes schon andeutet, als Ergebnis eines Verfallsprozesses gedacht. Früher war alles besser: „Ach, die goldenen Zeiten der Musen sind überhaupt auf ewig verschwunden!“ (49) Das goldene Zeitalter ist der Raum der griechischen Mythologie, in der die Götter noch gemeinsam mit den Menschen die Erde bewohnten. William Lovell wünscht „sehnlich“, Paris, den Gegenraum, den Raum des fortgeschrittensten Verfalls, zu verlassen (49). Denn die naive Ruhe der Vorzeit ist hier verloren:

ich bedaure es, daß man den entzückten Menschen so nahe an das schöne Gemälde geführt hat, daß die täuschenden Perspektive verfliegen: wir lachen itzt über die, die sich einst von diesen grob aufgetragenen Farben, von diesen verwirrten Strichen und Schatten hintergehen ließen und Leben auf der toten Leinwand fanden, – wir haben den Betrug mit Einem dreisten Schritte enträtselt, aber was haben wir damit gewonnen? Die Gestalten sind verschwunden, aber unser Blick dringt doch nicht durch den Vorhang, – und wenn er es könnte, würden wir mit diesen körperlichen Augen etwas wahrnehmen? Ist der Mensch nicht zur Täuschung mit seinen Sinnen geschaffen, – wie ist es möglich, daß sie jemals aufhöre? (50)

Die Kunst stellt einen Betrug dar, jedoch nur für den, der ihn durchschaut hat. Somit gibt es zwei Rezeptionsweisen eines Kunstwerks, eine naive und eine reflektierte. Die naive verwechselt Kunst mit Natur und findet „Leben auf der toten Leinwand“; ihr Blick auf ein organisiertes Ganzes übersieht dessen Produziert-Sein. Auf dieses lenkt die reflektierte Kunstrezeption ihr Augenmerk. Detailbetrachtungen decken die Produktionstechniken auf, das Bild zerfällt in seine materiellen Bestandteile. Der reflektierende Blick ist seinem Gegenstand zu nah, um ihn noch als Ganzes wahrnehmen zu können. Doch ist gerade dieser aufklärerische Gestus, der das Leben als Schein denunziert, seinem Gegenstand nicht angemessen. Zumal wenn dieser Gegenstand ein Naturschönes ist: „in der schönen Natur stand der Mensch unbefangen da.“ (50) Der analysierende Detailblick auf die „mütterliche Natur“ (44) raubt ihr ihre ästhetischen Qualitäten. Die Trennung in Natur und Kunst macht nicht nur das Kunstwerk, sondern auch die Natur zu einem Produkt, dessen Produktionsbedingungen sich untersuchen lassen. Dem Erkenntnisgewinn auf der Oberfläche der Erscheinungen entspricht aber ein Erkenntnisentzug in der Tiefe des Wesens, denn es bleibt etwas *hinter* dem Vorhang, etwas, das sich der phänomenalen Wahrnehmung unserer „körperlichen Au-

gen“ entzieht. Der naiv blickende Mensch war noch eins mit seiner Bestimmung, „zur Täuschung mit seinen Sinnen geschaffen.“ Unter der analysierenden Schärfe des auf die Produktionsbedingungen reflektierenden Blicks entsteht als Schattenseite einer durchschauten Oberfläche ein Entzogenes: das Wesen des Naturdings, die Bedeutungstiefe des Kunstwerks. Die Enträtselung führt nur zu einem neuen Rätsel.<sup>28</sup>

Der Fall aus dem Zustand des goldenen Zeitalters wird hier als ein Abschnitt der allgemeinen Geschichte der Menschheit beschrieben. Schon zuvor hatte Lovell Entsprechendes für seine individuelle Entwicklungsgeschichte<sup>29</sup> in Anspruch genommen:

Die Vernunft wird die Schönheiten anatomieren, deren holder Einklang mich itzt berauscht: ich werde die Welt und die Menschen mehr kennen, aber ich werde sie weniger lieben, – sobald man die Auflösung zum sinnreichsten Rätsel gefunden hat, erscheint es abgeschmackt. (18)

Diese Apotheose des Rätselhaften hindert nicht daran, die Auflösung aller Rätsel als allgemeine und göttliche Erlösung zu empfinden: „alle Zweifel sind gehoben, alle Rätsel aufgelöst, – Amalie liebt mich! – Dieses neue Bewußtsein hat mich aus allen kleinen armseligen Gefühlen zum hohen Genusse eines Gottes emporgerissen.“ (35f.) Aber wie sich hinter dem Rätsel die Erlösung finden läßt, so kann sich hinter dem Rätsel auch der Schrecken verbergen: „Wohin ich sehe, reckt sich mir aus der Dunkelheit etwas entgegen: ich stehe vor einem Rätsel, dessen Sinn sich mir gewiß mit Schrecken aufthun wird.“ (179) Die Erlösung, die Amaliens Liebe bedeutete, war nur vorübergehend. Das Rätsel, vor dem Lovell weiterhin steht, ist das seiner eigenen Lebensgeschichte. Es ist ein doppeltes: erstens das Rätsel seiner Individualität, zweitens das Rätsel, das die Geschichte des Romans ausmacht und dessen Lösung „Andrea = Waterloo“ heißt.

„Ja wohl, lieber Freund, es ist um den Menschen ein seltsames Ding! Ein Rätsel, das keiner je ganz auflösen wird.“ (300) So sagt es Rosa, Meisterschüler Andreas. Das Rätsel, das der Mensch sich selbst ist, drängt ihn zur Selbstbeobachtung und Selbstreflexion: „Der Mensch ist sich selbst so rätselhaft, daß er entweder gar nicht nachdenken, oder aus diesem Nachdenken sein Hauptstudium machen muß. (...) O, wenn wir doch Teleskope erfinden könnten, um in das

<sup>28</sup> Zur theoriegeschichtlichen Tradition des Begriffs „Rätsel“ vgl. Bernd Brunemeier, *Vieldeutigkeit und Rätselhaftigkeit. Die semantische Qualität und Kommunikationsfunktion des Kunstwerks in der Poetik und Ästhetik der Goethezeit*, Amsterdam 1983, S.55-60.

<sup>29</sup> Vgl. hierzu Brecht, a.a.O., S.47ff.

tiefe Firmament unserer Seele zu schauen.“ (325)<sup>30</sup> Die Metapher der nach innen gerichteten Teleskope antwortet auf die radikalisierte Verrätselung der Psyche: jedes gelöste Rätsel führt nur zu einem weiteren, tieferen.<sup>31</sup> Der Mensch wird hier als etwas gedacht, das sich aus einer Oberfläche und einer Tiefe zusammensetzt, wobei sich die Tiefe von der Oberfläche aus immer nur anvisieren, nie aber fixieren läßt. So korrespondiert in Rosas Perspektive eine verrätselte Oberfläche mit einem Rätsel in der Tiefe.

Ganz Rosas Argumentation verpflichtet, gibt Lovell als möglichen Ort der Verrätselung die Kindheit an: „Es ist, als wenn noch ein flüchtiger Schein einer früheren Existenz in die zarten Kinderjahre hineinspiegelte, wie der Widerschein eines Glanzes, bedeutend und doch rätselhaft.“ (328) Die Frage „Was ist der Mensch?“ (240, 301, 362) findet ihre individuelle Antwort in der Geschichte jedes einzelnen Menschen. Daß er selbst ein Gewordenes ist, verleiht seiner Seele Tiefe. Daher rührt der hohe Stellenwert der Kindheit und damit des sie bewahrenden Gedächtnisses: „Es waren so viele der fernsten Erinnerungen in mir geweckt, die noch immer in wiederholten Gängen durch meinen Busen zogen. Es ist manchmal, als wollte sich das Rätsel in uns selber aufschließen.“ (335) Der Mensch entwirft sich selbst als Rätsel; macht er sich an dessen Lösung, stößt er auf ein seinerseits Rätselhaftes: „Die Vorstellung unsrer Individualität ist die seltsamste, die uns überraschen kann.“ (336) Lovells Introspektion beginnt bei dem Rätsel, das ein Ich ist; sie endet bei dem Rätsel, daß ein Ich ist.

Lovell steht vor einem Rätsel. Und obwohl dieses Rätsel ein von der Vätergeneration produziertes ist, versteht er es als das Rätsel seines eigenen Ichs. Von dessen Lösung künden die Instanzen der Verrätselung selbst; beim ersten Gespräch Lovells mit Andrea fühlt er sich, „wie wenn sich jetzt jedes Rätsel von der Kette, die es lange zurückhielt, losreißen wollte.“ (340) Andrea wird für Lovell zum Türhüter am Eingang zum Gesetz, das unbekannt und unerreichbar bleibt und doch nichts anderes ist als der Türhüter selbst: „Andrea erscheint

<sup>30</sup> Vgl. hierzu auch Tieck, Über das Erhabene, S.639: „Je häufiger (...) der Dichter (...) dem Leser (...) gleichsam ein Sehrohr in die Hand gibt, durch dessen Hülfe er tausend verborgene Kräfte in der Seele entdeckt, je mehr ist der Dichter Genie. Er muß alle Seelen gleichsam vor uns aufschließen und uns das ganze verborgene Triebwerk sehen lassen, das dem gewöhnlichen Menschen mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt ist.“

<sup>31</sup> Mein Interesse gilt nicht tiefenpsychologischen Strukturen, sondern der Frage, was die Suche nach ihnen und damit solche Interpretationen wie die von Walter Münz, Nachwort, in: Ludwig Tieck, William Lovell, hg. v. W. Münz, Stuttgart 1986, S.725-743, hier S.730f., möglich macht.

mir jetzt als ein Türhüter zu jenem unbekannten Hause, als ein Übergang alles Begreiflichen zum Unbegreiflichen. Vielleicht löst Ein Aufschluß alle Rätsel in und außer uns.“ (350) So markiert Andrea die Grenze im Inneren Lovells, die Begreifliches von Unbegreiflichem, und das heißt auch Mitteilbares von Unmittelbarem scheidet, wie die Schrift in Lovells Briefen diese Grenze im Außen markiert. Die Grenze ist dabei der unmögliche Ort der Vermittlung zwischen Unmittelbarem und Mitteilbarem; und als dieser unmögliche Ort ist die Grenze das Rätsel selbst, das dem, was jenseits von ihr liegt, Tiefe gibt. Wie Tieck es einmal satirisch in einer Diskussion über eine Brezel ausdrückt: „Dieses Räthsel – was kann es anders seyn, als die Tiefe des Lebens selbst?“<sup>32</sup>

Meister dieser Tiefe ist für Lovell Andrea: der große Unbekannte,<sup>33</sup> die Gestalt des Marionettenmeisters<sup>34</sup>, „jenes entsetzlichen Gespenstes, das hohl und leise hinter mir geht und sich der Fäden bemeistert hat, an denen es mein Schicksal lenkt.“ (177) Die Fäden, an denen Lovells Ich tanzt, sind auch die des Romanplots. Somit erscheint Andrea als die Verkörperung der Autorinstanz.<sup>35</sup> Der auktoriale Anschein, den sich Andrea verleiht, wird zweifach gebrochen: Erstens unterliegt Andrea den Begrenzungen seiner eigenen Perspektive; seine Pläne schlagen fehl, weil er gerade keinen vollständigen Überblick über die Geschehnisse hat. Zweitens wiederholt Andrea an Lovell nur, was in ihm selbst als verrätselte Tiefe liegt: „Was kann ich also für meine Seele tun, die wie ein unaufgelöstes Rätsel in mir wohnt?“ (364) Läßt sich aus Lovells anfänglicher Sicht der Mensch in seiner

<sup>32</sup> Ludwig Tieck, zit. nach: Arno Schmidt, <Funfzehn>. Vom Wunderkind der Sinnlosigkeit, in: Ders., Das essayistische Werk zur deutschen Literatur in 4 Bänden, Bd.2, S.139-186, hier S.178.

<sup>33</sup> Zur Geniusgestalt vgl. Marianne Thalmann, Der Trivilaroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman. Ein Beitrag zur Entwicklung der Geheimbundmystik, in: Germanische Studien 24, Berlin 1923, S.94-104 u. 264-297.

<sup>34</sup> Zur Marionettenmetapher, im Lovell durchgehend negativ konnotiert, vgl. 51, 81, 235, 286, 456; vgl. auch Ingrid Kreuzer, Märchenform und individuelle Geschichte. Zu Text- und Handlungsstrukturen in Werken Ludwig Tiecks zwischen 1790 und 1811, Göttingen 1983, S.40ff. Vgl. auch Lothar Pikulik, Die Frühromantik in Deutschland als Ende und Anfang. Über Tiecks William Lovell und Friedrich Schlegels Fragmente, in: S. Vietta, Die literarische Frühromantik, Göttingen 1983, S.112-128, hier S.121f. Zum Zusammenhang von Marionettenmeister und Geniusfigur vgl. Marianne Thalmann, Die Romantik des Trivialen. Von Grosses „Genius“ bis Tiecks „William Lovell“, München 1970, S.104f.

<sup>35</sup> „Die romantische Entfaltung der Geniusgestalt“ (ebd., S.264) beinhaltet bei Thalmann zwar den „Künstlergenius“ (ebd., S.281), aber ein solcher ist ihr Andrea gerade nicht, weil sie die Möglichkeit eines selbstreferentiellen Bezuges der Geniusgestalt im Text auf den Text selbst außer acht läßt.

Individualität noch als *sinnreiches* Rätsel verstehen, ist er für Andrea, weil dieser als Verrätseler die Produktionsbedingungen der Individualität kennt, „ein klägliches und wieder lächerliches Rätsel.“ (624) Hinter das Rätsel, das ihm das *eigene* Ich ist, kann Andrea nicht kommen.

Denn ein anderer steht noch hinter dem Hintermann. Dies wird deutlich, als der in Paris verarmte Andrea mit seinem Leben auf dem Pont Neuf Lotterie spielt und es an den dünnen Faden des Zufalls hängt:

Ich beschloß noch zwölf Vorübergehende abzuwarten, und mich dann, wenn mir von diesen keiner etwas gäbe, in den Strom zu stürzen. (...) Schon waren elf Unbarmherzige vorübergegangen, und auch der zwölfte kam und sah sich nicht nach meinen Bitten um: schon war ich aufgestanden, um mich nun köpflings über das Geländer der Brücke in den Strom zu stürzen, als ich einen singenden Menschen hörte, der sich näherte. Ich hielt ein, um auch mit diesem einen Versuch zu machen (...); er (...) gab mir ein Goldstück: (...) als er aus Nachlässigkeit die Börse verlor und es nicht bemerkte (...), lief ich hinzu, und hob sie auf. (...) Das Geld machte mich bald wieder ansehnlich; außerdem fand ich noch einige bedeutende Wechsel in der Börse; (...) mit einem nicht unbeträchtlichen Vermögen ging ich unter einem erborgten Namen nach Italien. (627f.)

Der auktoriale Marionettenmeister des erzählten Geschehens hängt selbst an einem Faden, den niemand anderes als die Autorinstanz in der Hand hält.<sup>36</sup> So wie auf der Ebene des Erzählten Lovell die machtlose Marionette Andreas ist, so ist auf der Ebene des Erzählens Andrea die machtlose Marionette der Autorinstanz. Diese hat sich mit einem Ich-Satz in einer kurzen Vorrede zur Sprache gebracht: „Ich will und kann hier nur wenig sagen.“ (8) Offensichtlicher Machthaber über den Zufall ist dieses Autor-Ich, weil es auf eine Herausgeberfiktion verzichtet und so das Geschehen als offen Fiktives innerhalb der einmal von ihm gesetzten Regeln nach seinem Belieben inszenieren kann. Zwar gibt es die inszenatorische Verfügungsgewalt an eine seiner Figuren ab, doch nur bis zu einem gewissen Punkt. Die Grenze der Freiheit, die die Autorinstanz ihrem Statthalter im Geschehen setzt, ist der Tod. Vor dem Tod rettet Andrea nur der massive Einbruch unglaublicher Kontingenz, der die Kontinuität des fiktiven Raums in Frage stellt. Dieser Augenblick läßt sich als das Hervortreten der Autorinstanz lesen und damit

<sup>36</sup> Vgl. Karlheinz Weigand, a.a.O., S.23, der die „Komposition“ des Romans als Hinweis liest auf „die Haltung des Autors, der doch die Fäden in der Hand hält“; vgl. auch ebd., S.24f., und zu meiner Einschränkung der Reichweite dieser Aussage das Folgende.

als Moment der Sprachverdoppelung<sup>37</sup>, als Hinweis darauf, daß das hier Gesprochene zwei Sprecher hat.

## 6. Der Tod als die Grenze des Schreibens

In einem Briefroman tritt nun offen zutage, daß vermittels des Todes die Autorinstanz und seine Figuren in einem *gegenseitigen* Abhängigkeitsverhältnis stehen. Denn der Tod ist nicht nur die Grenze der Freiheit der Figuren, sondern auch die Grenze der Schrift der Autorinstanz, die mit ihren Figuren verstummen muß.<sup>38</sup> Immer wieder wird im *William Lovell* das Schreiben und Nicht-Schreiben mit dem Leben und Sterben des schreibenden Individuums verbunden. Wortlos geht niemand dorthin, von wo keine Worte mehr kommen können.<sup>39</sup> Extremes Beispiel ist Lord Burton, dessen Lebensbericht sein Sohn Eduard mit folgenden Worten präsentiert:

Vorn habe ich mehrere Bogen weggeschnitten, die, wie es scheint, zu Exerzitien in der Sprache gedient haben, durch einen Zufall hat er in diesem Buche dann für sich weitergeschrieben und so sind diese Geständnisse entstanden. (394)

Eduard übernimmt die Rolle des posthumen Herausgebers: er tilgt, was nicht Ausdruck der Individualität des Verfassers ist, und läßt dann den Text in der redigierten Fassung zirkulieren. In der Rohfassung liegt die Unlösbarkeit der Aufgabe, in einer fremden Sprache ein Eigenes auszudrücken, offen zutage. Denn hier ist nicht die Sprache Ausdruck von Individualität, sondern die Individualität ein Ausdruck der Sprache. In der von Eduard mitgeteilten Fassung ist sein Schnitt somit die getilgte Spur der Produktionsstätte von Individualität.<sup>40</sup> Und obschon er die Diskontinuitäten der beiden Textsorten und die Zufälligkeit ihres gemeinsamen Auftretens als Herausgeberargument braucht, ist er doch von ihrer Kontinuität überrascht: „Ist es nicht wunderbar, daß sich aus einem Schreibebuche der Charakter eines Menschen zum Teil entwickeln konnte?“ (394) Das Leben und Schreiben eines Individuums beginnt hier paradoxerweise genau dann, wenn

<sup>37</sup> Vgl. Michel Foucault, Das unendliche Sprechen, in: Ders., Schriften zur Literatur, Frankfurt am Main 1988, S.90-103, hier S.93.

<sup>38</sup> Vgl. auch Brecht, a.a.O., S.257.

<sup>39</sup> Vgl. Walter Lovells schriftliches Ende: „Mein Herz arbeitet schwer in mir, – nur unwillig tut es die letzten mühseligen Schläge, der Tod hat es mit seiner kalten Hand berührt, und die Lebenskraft hinweggenommen, – das Licht des Tages flieht. – Leb wohl. –“ (310) Vgl. auch Emilies letzte Grapheme: „Ich kann nicht weiter. –“ (488)

<sup>40</sup> Vgl. hierzu auch 395f., des alten Burton Reflexion über Spracherwerb und *captatio benevolentiae*.

es allgemeine, außerindividuelle Praktiken des Ausdrucks von Individualität erlernt hat. Und wenn das Individuum mit seiner Schrift seinen Anfang nimmt, so nimmt seine Schrift mit ihm ihr Ende: „Dies unnütze Buch ist mir alt geworden, es läuft zu Ende, so wie vielleicht mein Leben.“ (411) Und tatsächlich versiegt bald darauf des alten Burtons Leben und Schrift in aphonon Graphemen: „–“ (411)

Als Spiegelung dieses Schreibens vor dem Tod, das sich auf seine Materialität reduziert und damit nur den Normalfall jeden Schreibens hervorkehrt (Grapheme sind immer aphon), gibt es ein Lesen nach dem Tod, das die materielle Herkunft des Gelesenen tilgt und einen Idealfall des Lesens imaginiert; in ihm wird für William aus der stimmlosen Schrift seines Vaters dessen schriftlose Stimme: „Ich habe mit Andacht die Blätter von der Hand meines Vaters gelesen; seine Stimme tönt wie die Stimme eines unsichtbaren Geistes jenseit eines breiten Stromes zu mir herüber.“ (312) Der Tod des Schreibers wird zur Bedingung seines Lebens in der Schrift.

Die Verbindung von Schrift, dem Rätsel Ich, Autorschaft und Tod legt Andrea, selbst in den letzten Zügen liegend, in die letzten Züge seiner Feder:

*Zum Schluß/ Einige Worte über mich selbst/ Und wer bin ich denn? – Wer ist das Wesen, das hier so ernsthaft die Feder hält, und nicht müde werden kann, Worte niederzuschreiben? (...) Und daß ich mit solcher Gutmütigkeit hier sitze, und noch kurz vor meinem Tode mich mit Schreiben abquäle, um eine jämmerliche Eitelkeit zu befriedigen, ist gar unbegreiflich und unglaublich. – Wer ist das seltsame Ich, das sich so mit mir selber herumzankt? – O, ich will die Feder niederlegen, und bei Gelegenheit sterben. (638f., m.H.)*

Der Statthalter der Autorinstanz geht mit schriftstellerischer Ausdauer zu Grunde. Er schreibt sich offenen Auges bis an die Grenze des Todes heran, die in diesem äußersten Punkt mit der Grenze des Rätsels Ich als Tiefe des Ausdrucks, mit der Grenze der Schrift als Medium des Ausdrucks und der Grenze Autorschaft als Produktionsstätte von Ausdruck zusammenfällt. Die Unmöglichkeit, diese Grenze zu überschreiten, garantiert, daß jenseits von ihr nicht einfach Nichts ist.<sup>41</sup>

## 7. Sch(l)uß

Was passiert, wenn Menschen schreibend und lesend Schrift benutzen, und dies unter der Bedingung, daß der Mensch und die Schrift

<sup>41</sup> Vgl. auch Brecht, a.a.O., S.43: „Jenseits der Sprache liegt eine Sphäre unmittelbarer Korrespondenzen, die unerreichbar bleibt.“

nach dem gleichen Modell gedacht werden, in dem eine verrätselte Oberfläche einem Rätsel in der Tiefe entspricht? Mit dieser Frage ließe sich vielleicht die literarische Versuchsanordnung umreißen, die Ludwig Tiecks *William Lovell* durchspielt. Sie entfaltet dabei ein Problem, an dem sich moderne Literatur beständig abarbeitet. Der Mensch ist demnach durch eine Sprache bestimmt, die ihn von der Welt und von den anderen trennt, und die Sprache wird in ihrem Wesen als diese Trennung begriffen.<sup>42</sup> Gleichzeitig ermöglicht eine so gedachte Sprache überhaupt erst, den Menschen seinerseits als eine unauslotbare Tiefe zu denken, die vergeblich nach Ausdruck drängt und in dieser Vergeblichkeit gerade doch die Trennung imaginär überwindet. Daß Sprache als diese Dynamik von Trennung und Verbindung gedacht wird, ist eine Voraussetzung moderner ästhetischer Theorien.

Vom vergeblichen Versuch sich auszudrücken, vom versperrten Weg vom Herz ins Wort läßt sich wenigstens lesen. Doch unterliegt dieses Lesen selbst dem Widerstreit von Verbindung und Trennung. Das ideale Lesen im *William Lovell* übersteigt zwar die Schrift hin auf einen Bereich der unmittelbaren Präsenz, doch bleibt dieser Bereich von der Einsamkeit (Amalie liest William) oder dem Tod (William liest seinen Vater) überschattet.

Der Tod regelt auch das Schreiben und Lesen des Romans, nicht nur das seiner Figuren. Denn das Buch schließt sich mit einem Schuß. Eröffnet wurde es mit einem Brief Karl Wilmonts, der als Eingangsgrenze des Textes dessen Möglichkeitsbedingungen angab. Karl Wilmont ist die Figur, die für den Rand des Textes steht. Ohne diesen Rand, der im bloßen Vorliegen von Briefen, von Schrift be-

<sup>42</sup> Nicht zufällig ergeben sich hier Verbindungen zu Luhmanns systemtheoretischem Kunstverständnis, das seine Nähe zu frühromantischem Denken selbst immer wieder hervorhebt. So rechnet Luhmann, Eine Redeskription „romantischer Kunst“, in: Jürgen Fohrmann, Systemtheorie der Literatur, München 1996, S.325-344, hier S.334, Tiecks Lovell zu den Texten, die im Zuge der Ausdifferenzierung des Kunstsystems die operative Schließung der Kommunikation und damit auch die scharfe Trennung von Bewußtsein und Kommunikation durch die „Betonung der Schrift“ thematisieren. „Was daran romantisch ist, ist (...), daß durch Schrift ein fixiertes Bild von ‚vorüberfliegenden Gefühlen‘ erzeugt wird.“ (Ebd.) Eine solche Beschreibung entschärft jedoch das Problem. Indem Luhmann die schwierige Trennung von Mensch und Sprache durch die klare Trennung von Bewußtsein und Kommunikation ersetzt, wird für ihn in Tiecks Lovell fixierbar, was dort gerade in Frage steht. Denn hier ist die Sprache das Andere des Menschen und bestimmt doch zugleich das Wesen des Menschen. Das Trennende an der Sprache bestünde demnach darin, daß sie sich nicht vom Menschen trennen läßt. Und unter diesen Bedingungen sind Gefühle nicht schriftlich fixierbar.



steht, ginge gar nichts. So bedeutet Schrift zugleich Leben, das sie ermöglicht („nur schreib!“), und Tod, für den sie einsteht, als der Text-  
rand Karl Wilmont in das blumenbeschrückte<sup>43</sup> Zentrum des Textes schießt: in William Lovells Herz. (648)

Und damit hat die Autorinstanz, von der Aufforderung zum Weiterschreiben befreit, das letzte Wort: „Ende“ (649)

---

<sup>43</sup> Neben der sauberen Präzision des Todesschusses spricht die Blume und gerade die Malve dafür, hier einen „schönen Tod“ zu lesen; vgl. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd.V, Sp. 1558f.: „Den Pythagoräern galt das Blatt als etwas besonders Heiliges, die M. durfte von ihnen nicht gegessen werden, wohl wegen der Beziehung zum Totenkult.“ Zum Tod Lovells als religiös-versöhnlichem Ende vgl. Böning, a.a.O., S.367.

## Klaus Hohlfeld (Stadtbücherei Mannheim)

### Experimente und Experimentierer – Mozarts „Cosi fan tutte“ und Goethes „Wahlverwandtschaften“<sup>1</sup>

Es mag zunächst, auf den ersten Blick, etwas seltsam erscheinen, wenn man zwei Werke unterschiedlicher Gattungen zueinander in Beziehung setzt: eine musikalische Komödie und einen Roman. „Cosi fan tutte“ hat zudem noch einen italienischen Text. Auch die Aneignung beider Werke ist unterschiedlich. Oper erlebt man im Theater. Sie muß mittels eines umfangreichen Apparates produziert und aufgeführt werden. Allenfalls kann man sie über Rundfunk oder eine CD hören, wenn auch ohne die wesentliche Dimension der szenischen Gestaltung. Und den Roman erschließt man sich als Lesender. Die Oper erlebt man innerhalb eines Zeitraumes von etwa drei Stunden. Für die Lektüre der „Wahlverwandtschaften“ braucht man etwas länger.

„Cosi fan tutte“ wurde 1790 in Wien uraufgeführt. Die „Wahlverwandtschaften“ erschienen 1809. Zwischen beiden Daten hat sich einiges ereignet, literarisch, musikalisch, auch politisch.

Es gibt einige mehr äußerliche Anknüpfungspunkte für Beziehungen zwischen Goethe und Mozart. Der junge Goethe hat in Frankfurt das Wunderkind Mozart erlebt. Mozart hat ein Gedicht Goethes, „Das Veilchen“, vertont. Zur „Zauberflöte“ gibt es von Goethe den Entwurf einer Fortsetzung.

Bei der Oper „Cosi fan tutte“ liegen die Beziehungen schon etwas enger. Sie wurde lange als eine Antwort auf das in ganz Europa grassierende „Werther-Fieber“ gesehen. Wegen Liebeskummer bringt man sich nicht um. Man kann sich leicht trösten, denn die Partner sind austauschbar. Liebe ist nicht an die Einzige oder den Einzigen gebunden. Innerhalb von nur 24 Stunden kann man sich Ersatz schaffen wie Fiordiligi und Dorabella, deren Verlobte in den Krieg ziehen müssen und nun unter veränderter Identität sich der Verlobten des Freundes nähern und damit Erfolg haben.

<sup>1</sup> Zum folgenden vgl. die Abhandlung von Werner Wunderlich: Mozarts „Cosi fan tutte“ – Wahlverwandtschaften und Liebesspiele Stuttgart/Wien 1896

„Cosi fan tutte“ wurde bald nach ihrer Wiener Uraufführung auch in Weimar in der deutschen Fassung von Goethes Schwager Vulpius 1797 aufgeführt.

Doch ausschlaggebend dafür, sich mit „Cosi fan tutte“ in Bezug auf die „Wahlverwandtschaften“ zu beschäftigen, sind ganz bestimmte inhaltliche Parallelen.

Wenn man die „Wahlverwandtschaften“ zum erstenmal liest, drängen sich die vertauschten Paare in „Cosi fan tutte“ und in Shakespeares „Sommernachtstraum“ auf. Die für den Gang der Handlung der „Wahlverwandtschaften“ konstitutive Stelle im 5. Kapitel des 1. Teiles, als Charlotte, Eduard und der Hauptmann nach naturwissenschaftlichen Erörterungen spielerisch mit der Möglichkeit umgehen, daß sich die Paare A und B sowie C und D zu einer neuen Konstellation formieren könnten,<sup>2</sup> richtet den Gedanken sofort auch auf den Partnertausch in „Cosi fan tutte“. In der Sekundärliteratur zu Mozarts Opern<sup>3</sup> findet man die Analogien bestätigt. Sie werden aber nicht weiter reflektiert.

Die Protagonisten in beiden Werken spielen mit der Möglichkeit des Partnertausches, in den „Wahlverwandtschaften“ erst ganz vage. Gibt es doch hier eine Vorgeschichte, während der die spätere Konstellation Ottilie – Eduard und Charlotte – Hauptmann schon einmal möglich gewesen war. In der „Cosi“ treibt Alfonso die beiden Verlobten Guglielmo und Fernando in eine Aktion aufgrund einer Wette. Die beiden jungen Männer glauben fest an die Treue ihrer Bräute, so daß ihr Eingehen auf das Spiel Alfonsos nur konsequent ist, so konsequent, daß sie beide aufs Ganze gehen. In beiden Werken wird aus dem Spiel, dem Gedankenspiel, ernste Wirklichkeit. Der Fortgang der Dinge gerät außer Kontrolle. Die Figuren – alle außer den Spielmachern Alfonso und Despina – sind keine Protagonisten mehr, sie werden Opfer. Allein diese Parallelen rechtfertigen es, beide Werke in Beziehung zueinander zu setzen im Sinne von Goethes Prinzip der wechselseitigen Spiegelung, für ihn in seinem Alterswerken ein wesentliches Element, das auch für die Interpretation Möglichkeiten eröffnet, auch wenn es sich beim Vergleich um gattungsfremde Werke handelt.

Beide Werke sind auf ihre Weise innerhalb ihrer Gattung einzigartig und eigenartig.

<sup>2</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Band VI, 1960, S. 276.

<sup>3</sup> Musikkonzepte, Sonderband Mozart, Die DaPonteOpern, Edition Text + Kritik, 1991, S. 260. Willaschek, Wolfgang: Mozart Theater vom Idomeneo bis zur Zauberflöte, 1995, S. 247 ff.

Da Ponte hat bekanntlich für Mozart drei Libretti verfaßt: „Figaro“, „Don Giovanni“ und „Cosi fan tutte“. „Cosi fan tutte“ ist die einzige Oper davon, vermutlich die einzige Mozart-Oper überhaupt, die nicht auf einem vorhandenen literarischen Stoff fußt wie „Entführung“, „Figaro“, „Don Giovanni“, „Zauberflöte“. Der „Cosi“-Stoff soll auf eine wahre Begebenheit in Wien oder Triest zurückgehen. Kaiser Joseph II. gab selbst den Auftrag für das Werk. Da Ponte hat in seinen Memoiren nur ganz beiläufig auf die Entstehung der „Cosi“ hingewiesen. Er gab ihr nach „Figaro“ und „Don Giovanni“ nur einen dritten Rang.<sup>4</sup> Wegen des Todes Josephs II. 1790 wurde die komische Oper nach einigen Aufführungen in Wien abgesetzt.

Ähnlich wie die „Wahlverwandtschaften“ hat die „Cosi“ eine schwierige Rezeptionsgeschichte im 19. Jahrhundert. Also auch hier wieder Parallelen! Man empfand die Handlung als konstruiert. Alles wurde als unwahrscheinlich angesehen. Man hatte moralische Bedenken wegen des Partnertausches. Im 19. Jahrhundert, in dem das Opernpublikum im Gegensatz zum 18. ein überwiegend bürgerliches wurde, nahm das Verlöbniß als Eheversprechen einen hohen Stellenwert ein. Darüber spottete man nicht.

Und die Frivolitäten der „Cosi“ paßten nicht in diese Vorstellungen. Beethoven und Wagner wußten mit der „Cosi“ nichts anzufangen. Man unterlegte der „Cosi“-Musik andere Texte, z.B. den der „Dame Kobold“ von Calderon. Erst im 20. Jahrhundert begann ein unaufhaltsamer Siegeszug der „Cosi“, zunächst durch Aufführungen unter Richard Strauß und Gustav Mahler.<sup>5</sup>

Interessant ist es auch, sich mit dem äußeren und inneren Aufbau vergleichsweise zu beschäftigen. Die „Wahlverwandtschaften“ haben zwei Teile, „Cosi“ hat zwei Akte. Es herrscht eine strenge Gliederung. Beide Teile der „Wahlverwandtschaften“ haben jeweils 18 Kapitel. Und auch in der „Cosi“ gibt es strenge Parallelitäten der Nummern, zwischen den Personen, den beiden Paaren, innerhalb der beiden Akte, zwischen den beiden Akten.

Beide Werke kommen mit wenig Personen aus. „Cosi fan tutte“ gilt mit Recht als Prototyp der Ensembleoper. Alle sechs Personen sind gleichberechtigte Akteure. Es gibt Parallelen in Bezug auf das Ende des ersten Teiles bzw. auf das Finale des ersten Aktes: Es herrscht große Verwirrung. Die Konflikte sind transparent, aber noch ist alles offen, die Katastrophe scheint noch abwendbar. Eduard und der

<sup>4</sup> Da Ponte, Lorenzo: Mein abenteuerliches Leben. 1960, S. 111.

<sup>5</sup> Cosi fan tutte. Beiträge zur Wirkungsgeschichte von Mozarts Oper. 1978.

Hauptmann sind abgereist, in der Hoffnung, dadurch den Konflikt zu entschärfen. In der „Cosi“ haben die beiden Mädchen Fiordiligi und Dorabella trotz höchster Anfechtung dem Liebeswerben noch widerstanden. Erst im zweiten Teil bzw. zweiten Akt wird es bitterernst durch eine Unerbittlichkeit beim Fortgang der Handlung. Und beide Werke enden mit einer Katastrophe. In den „Wahlverwandtschaften“ ertrinkt ein Kind nach schuldhaftem Verhalten, Otilie und Eduard sterben. Charlotte und der Hauptmann, jetzt Major, bleiben nicht unbeschädigt.

Und auch das Ende der „Cosi“ ist kein heiteres, im Gegenteil. Die inszenierte Hochzeit der falschen Paare wird jäh unterbrochen, und die beiden jungen Männer kommen plötzlich in ihrer ursprünglichen Gestalt zurück. Die Verwirrung der Bräute wird rücksichtslos ausgenutzt. Sie, eigentlich die Opfer des Verwirrspiels, werden beschuldigt und müssen um Verzeihung bitten. Die schnelle Versöhnung kann keine dauerhafte sein. Die Ehen der echten Paare sind belastet mit dem Makel der potentiellen Austauschbarkeit der Partner, die ja vor-exerziert worden war. Das Finale der „Cosi“ ist ein Kompromiß, weil ja jede Komödie positiv enden muß, am besten mit einer Hochzeit. In den „Wahlverwandtschaften“ finden wir für diesen Fall eine wunderbare Interpretationshilfe. Wir erinnern uns an den Grafen und die Baroness, das Paar, das die Funktion eines Katalysators erfüllt. Im 10. Kapitel des ersten Teiles, als über die Ehe reflektiert wird, bemerkt der Graf: „In der Komödie sehen wir eine Heirat als das letzte Ziel eines durch Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da er erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören“<sup>6</sup>

Das „Cosi“-Finale ist ein Zugeständnis an die geschlossene Form. Nach einer vorangegangenen totalen Verwirrung kann es keine befriedigende Lösung geben. Die Desillusionierung ist zwar immer eine Aufgabe der Komödie, doch nirgends ist sie so radikal wie in dieser Oper.

Es gibt noch einige andere gemeinsame Merkmale, über die man reflektieren kann. Beide Werke sind in ihrem Ablauf zeitlich fixiert, „Wahlverwandtschaften“ ein Jahr, „Cosi“ ein Tag. Wir finden eng begrenzte Schauplätze: Haus, Garten, Park. Das Militär spielt eine Rolle als Fluchtmöglichkeit. Die Männer tauchen dort unter, Eduard um

<sup>6</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Band VI, S. 309.

Distanz zu gewinnen, die beiden jungen Offiziere, um kurzfristig ihre Identität zu wechseln.

Sicherlich ist es auch interessant, die beiden radikalen Aufklärer zu vergleichen. Mittler, der zwar nur am Rand auftaucht, ist ein Philanthrop, der überall „vermitteln“ will, aber kläglich scheitert. Alfonso, der Drahtzieher in „Cosi“, ist ein Misanthrop, der aber mit seiner radikalen Desillusionierung recht behält. Charakteristischerweise ist der Misanthrop der Klügere, Überlegenere und Erfolgreichere. An Mittler und Alfonso kann man die Grenzen der Aufklärer, die einer radikalen Aufklärung, aufzeigen.

Die Hauptpersonen beider Werke erhalten – wenn überhaupt – nur eine blasse gesellschaftliche Fixierung. Lediglich der zweite Teil der „Wahlverwandtschaften“ öffnet etwas mehr das Umfeld.

Unübertroffen sind beide Werke durch die Eleganz der Sprache und der Musik, ihre Ironie und Leichtigkeit. Es wird eine schwebende Distanz geschaffen zwischen Erzähler und Erzähltem, zwischen Musik und Handlung. Der Erzähler und die Musik wissen mehr als sie sagen. Nur so wird aber die Unerbittlichkeit erträglich.

Was Walter Benjamin über die „Wahlverwandtschaften“ feststellt, daß sie keine „fabula docet“ enthalten,<sup>7</sup> gilt auch für die „Cosi“. Man kann keine Aussagen wie vielleicht aus dem „Figaro“ oder der „Zauberflöte“ ableiten. Die Sympathien Goethes gelten ohne Zweifel Ottilie, die des Musikers Mozart aber den falschen Paaren.

Die naturwissenschaftlichen Passagen in den „Wahlverwandtschaften“, die mehr sind als nur Exkurse, haben eine Entsprechung in der „Cosi“, wenn im Finale des ersten Aktes die als Medicus verkleidete Despina expressis verbis auf die Heilkunst Messmers und seine Lehre vom Magnetismus anspielt.

Die Analogien zwischen physikalischen, chemischen und menschlichen Affinitäten sind deutlich. Die enge Begrenzung der Schauplätze und Personen, das Aussparen des gesellschaftlichen Umfelds, das alles schafft eine laborähnliche Situation mit Versuchsabsichten. Von Anfang an stellt sich die Frage: Wie weit kann man gehen? Daß es sich bei den Experimenten, die veranstaltet werden, um die Bereiche von Erotik, Ehe, Eheversprechen, Ehebruch handelt, macht den besonderen Reiz beider Werke aus, die Herausforderung für Dichtung und Musik.

Die sich ergebenden Konflikte werden in beiden Werken nicht von außen herangetragen. Sie werden von den handelnden Personen produziert, zunächst ganz bewußt, im Falle Charlottes nicht ohne

<sup>7</sup> Benjamin, Walter: Goethes Wahlverwandtschaften. 1955, S. 31.

schlechtes Gewissen. Die beiden Offiziere in „Cosi“ gehen voll und ganz auf Alfonsos Spiel ein, sie merken erst allmählich, wie ernst es wird. Die Experimente mit den Herzen haben eine gradlinige Strategie. Nur im zweiten Teil der „Wahlverwandtschaften“ gibt es Verzögerungen. Die Personen, ursprünglich Täter im Experiment, werden Opfer ihrer Experimente. In der „Cosi“ werden die Personen, die sich dem Experiment verschreiben, angestiftet und angeleitet. In den „Wahlverwandtschaften“ entwickelt sich die Situation des Experiments aus einer speziellen Konstellation. Experimente haben die Eigenschaft, daß ihre Ergebnisse nicht feststehen. Sie können positiv ausfallen oder mit einer Katastrophe enden. Ein unendliches Thema, besonders dann wenn mit Menschen experimentiert wird!

Als Interpretationshilfe kann ein Zitat von Elias Canetti aus „Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942-1972“ dienen. 1967 notiert Canetti: „Instinktiv fühle ich eine Zuneigung für alle Experimente und ihre Träger. Warum? Weil sie den Trotz haben, sich an einen Anfang zu stellen, als ob nichts vorausgegangen wäre. Weil sie von der Gesinnung getragen sind, daß es wichtig ist, was man selber macht. Weil urplötzlich der einzelne Mensch zählt, irgendeiner, der sich's anmaßt, aber auch auf sich nimmt. Weil sie Eigensinn erfordern und zwei Eigenschaften, die in ihrer Kombination die Wichtigsten sind: Widerstand und Geduld.“

Instinktiv fühle ich Mißtrauen gegen alle Experimentierer. Warum? Weil sie auf den Erfolg aus sind und sich durchsetzen wollen. Es zeigt sich oft, daß der Ballast, den sie hinausgeworfen haben, ihnen völlig unbekannt war, sie wollen mit weniger Gepäck, also leichter an die Spitze gelangen. Sie akzeptieren jeden Verbündeten, sie zeigen Verständnis für die Machtstrukturen der Welt, wie sie sie vorfinden, und benützen wahllos alles, was nicht in die engste Sphäre ihres Experiments reicht, zu dessen Propagierung.“<sup>8</sup>

Der Reiz des Experiments, denen sich gedanklich, sprachlich und musikalisch die Schöpfer unserer beiden Werke verschreiben, liegt aber auch darin, daß Experimente die Funktion haben, eine vorhandene Theorie zu bestätigen. Die Theorie soll nach erfolgreich verlaufenem Experiment den Rang eines Gesetzes erhalten. Alfonso glaubt an die Auswechselbarkeit der Liebenden, die beiden jungen Offiziere an die Unverbrüchlichkeit der Treue. Und gerade deshalb lassen sie sich auf das Experiment ein, mit allen möglichen Konsequenzen. Als Ferrando die auch von ihm mit provozierte Untreue seiner Dorabella

<sup>8</sup> Canetti, Elias: Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942-1972. 1981, S. 254.

erfährt, steigert er sich um so mehr in den weiteren Verlauf des Experiments hinein. Jetzt will er es auch wissen und sich als Mann, als Verführer, bestätigt sehen. Alfonso behält recht, seine Theorie bestätigt sich. Er hat zwar Widerspruch erfahren, doch seine Geduld hat sich am Ende gelohnt.

Etwas subtiler gestaltet sich der Verlauf des Experiments in den „Wahlverwandtschaften“. Das Experiment wird von Anfang an zwar als solches eingeschätzt, aber mit viel Sympathien für die Möglichkeiten, die sich durch die Aufnahme von zwei Personen in das Haus und in die engste Lebensgemeinschaft ergeben könnten. Der Hauptmann gehört in dem Moment, in dem man sich über die Konsequenzen unterhält, sogar schon zu den Experimentierern. Nur Charlotte ahnt instinktiv die Folgen, denn sie kennt, wie man aus der Vorgeschichte weiß, alle Personen am besten. Und trotzdem spielt sie mit. Aus Freude am Experiment? Der unerbittliche Gang des Geschehens in den „Wahlverwandtschaften“, durch nichts aufzuhalten, bestätigt die allerdings nicht ausgesprochene Theorie von der Austauschbarkeit der menschlichen Herzen in einer Situation, die keine Wahl mehr läßt.

Das Mißtrauen, das Canetti den Experimentierern entgegenbringt, ihre Rigorosität, wenn es um den Erfolg geht, kann in „Cosi fan tutte“ leicht nachvollzogen werden. Alfonso, Guglielmo und Ferrando beschließen, wenn auch aus unterschiedlichen Prämissen heraus, ihr Experiment, ohne Rücksicht auf die beiden Mädchen, die Objekte und zuletzt Opfer des Spieles werden. Hier wird rücksichtslos vorgegangen, so weit, daß auch die beiden jungen Offiziere, Mitinitiatoren des Experiments, ebenfalls Opfer ihrer gnadenlosen Experimentierwut werden. Gegenüber ihren Verlobten sind sie die Stärkeren, denn nur sie können sich auf ein Spiel einlassen. Die Schwäche der beiden Mädchen liegt in ihren gegenüber den beiden jungen Männern weniger ausgeprägten Handlungsspielräumen. Sie können nicht eben schnell mal untertauchen und mit geänderter Identität zurückkommen. Alfonso darf man nicht nur negativ sehen. Denn er kann das Experiment nur deshalb vorschlagen, weil seine beiden Partner so verblendet an ihren Überzeugungen hängen. Und Mozarts Musik gibt ihm immer wieder recht. Sie bestätigt die Kraft der richtigen und falschen Theorie gleichermaßen. Sie teilt die Freude am Verwirrspiel der Herzen, und sie zeigt Mitleid mit den Opfern.

In den „Wahlverwandtschaften“ wird am Anfang des Werkes expressis verbis ausgedrückt, daß man es analog zu naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten mit Experimenten zu tun hat. Und auch hier zeigt sich die Skrupellosigkeit der Experimentierer, die Ottilie



ohne deren Wissen in ihre Experimentierlust einbeziehen. Sie kann nicht wissen, was sie erwartet, wenn sie in das Haus Eduards und Charlottes kommt. Sie ist die Schwächste in dem Kreis der Personen, auf Hilfe angewiesen. Ottilie, die sensible, psychisch am wenigsten robust, ist dem Milieu der Experimentierer hilflos ausgeliefert. Sie hat nichts entgegenzusetzen, auch wenn sie wollte. Sie gerät in eine Situation, die schon vor ihrem Eintreffen in die Gemeinschaft als Experimentierfeld abgesteckt worden ist. Die spontane Zuneigung zwischen Eduard und Ottilie wird bemerkt, aber nicht gestört. Die Experimentierer lassen dem Experiment seinen Lauf, bis es zu spät ist. Wie in „Cosi fan tutte“ die beiden Mädchen, so ist Ottilie diejenige, die ohne ihr Wissen und Zutun in eine für sie ausweglose Situation getrieben wird. Man wird einwenden, auch Eduard sei ein Opfer, denn auch er kann dem Ausgang des Experiments nicht entweichen. Aber auch er ist von Anfang an wie Guglielmo und Ferrando Mitinitiator des Experiments. Die Männer sind zwar die Stärkeren, aber am Ende nicht in der Lage, die Folgen ihres Experimentierdranges abzuschätzen und zu kontrollieren.

Experimente und Experimentierer, das ist zwar nur ein, wenn auch ein wesentlicher Aspekt zum Verständnis beider, auf ihre Art unauslotbaren Werke. Vielleicht kann man gerade am Ende des 20. Jahrhunderts mit dem Wissen um die Grenzen und Gefahren von Experimenten mit dem menschlichen Herzen und der menschlichen Seele ein Gespür für diese Thematik entwickeln.

# Jochen Hörisch (Mannheim)

## Ein Romantiker in Schwabing

### Carl Georg von Maassens bibliophile Sammlung in der UB München

„Ich habe (E.T.A.) Hoffmann nicht gelesen, ich habe ihn gelebt.“ So heißt es in Carl Georg Maassens 1927 erschienenem Essay „Wie ich zum Bibliophilen wurde“. Der 1880 in Hamburg geborene und seit 1904 bis zu seinem Tod 1940 in München lebende Sohn eines wohlhabenden Oberleutnants und Kunstsammlers hatte siebzehnjährig ein Erweckungserlebnis der besonderen Art. Sein Bruder gab ihm, von der Lektüre gelangweilt, ein billig broschiertes Exemplar von Hoffmanns „Goldenem Topf“ weiter, das er sofort zu lesen begann: „Da geschah das größte Erlebnis meines Lebens, das ihm in der Folge seine ganze Richtung geben sollte.“ Der junge Maassen wurde alsbald nicht nur zum damals gewiß intimsten Kenner der Werke E.T.A. Hoffmanns, sondern darüber hinaus zum Herausgeber der von ihm weitgehend selbst finanzierten, auf 15 Bände angelegten historisch-kritischen Hoffmann-Ausgabe (1908-1925, unvollendet), zu einem der besten Kenner der romantischen Bewegung überhaupt, zu einem begnadeten Büchersammler (Schwerpunkt war dabei natürlich die Romantik und besonders das Werk Hoffmanns) und nicht zuletzt zu einem Mitglied der Münchener Bohème, in deren Kreisen er als Hoffmann redivivus geistigen Getränken sowie gastrosophischen und erotischen Genüssen nachstrebte.

Genießen, jouis-sens, Genieß-Sinn: 1928 publizierte Maassen einen Essay mit dem klugen Titel „Die Weisheit des Essens“, das kein geringerer als Karl Wolfskehl unter dem gleichermaßen klugen Titel „Der platonische Epikureer“ in der Zeitschrift für Bücherfreunde (23/1931) besprach. Eine treffende Charakterisierung – Maassen, der romantisierende, „platonische Epikureer“. Soll heißen: Maassen war ein Jünger E.T.A. Hoffmanns, der es eher mit dem platonischen Symposion als mit der Ideenlehre hielt, aber eben auch ein Gelehrter, der in die tiefe Weisheit initiiert ist, danach Geist und Genuß nicht etwa ein Oppositivpaar bilden, sondern wie die Seiten eines Möbiusbandes ineinander

verschlungen sind. Maassens Ex-Libris für den Erotica-Teil seiner Büchersammlung – es wurde von Franz von Bayros nach den Wünschen des Sammlers gestaltet – gibt diesem Lebensmotiv einen witzigen Ausdruck: eine barbusige, nur knapp verschleierte Schöne lockt einen Mann zwischen ihre geöffneten Schenkel. Er hat seinen Blick vom vorherigen Objekt seines Begehrens ab- und der Frau zugewendet. Doch seine Hand will von diesem Objekt nicht lassen; noch steckt sein Finger zwischen den Seiten des Buches, das er zuvor las. Pagina, vagina: an diesem Tage lasen sie nicht weiter. Der Ordner seiner Korrespondenz zu „Damen mit halben und ohne erotische Beziehungen“ (so Maassens eigene Kategorisierung) umfaßt 48 Namen.

Die gastrosophischen Diners bei Maassen waren legendär. Maassens Hauptgenuß aber war und blieb der Umgang mit Büchern. Maassen hat immens viel gelesen. Und zwar nach den geselligen Abendgenüssen in Schwabing, die ihm, der etwa um 18 Uhr aufstand, den Tag eröffneten. Gelesen wurde dann in den Stunden nach Mitternacht. Sein einer Alkoholvergiftung erlegener Rabe hat ihm dabei häufig über die Schulter gesehen. Bei aller Zerstreuungslust im Kreise der Schwabinger Freunde (Ringelnatz, Mühsam, Schaukal und Halbe zählten dazu) und der jungen Frauen, die er – so sein diesbezüglicher Lieblingsausdruck – gerne „fing“, war seine Bibliothek doch seine eigentliche Passion. „Ich weiß von keiner feurigeren, keiner zärtlicheren, keiner besorgteren, keiner pädagogischeren, der Pflege, ja Entwicklung geliebter Bücher mehr gewidmeten Bibliophilie als der seinen“, schrieb Wolfskehl über den Freund.

Seine legendäre Büchersammlung hat Maassen der UB München vermacht. Sie ist nun endlich (DFG-Geldern sei Dank) in mustergültiger Form katalogisiert – zusammen mit dem handschriftlichen Nachlaß, den durchzugehen lohnt, wie einige (zu wenige!) Mitteilungen in den Vorworten von Wolfgang Müller (über Maassens Bibliothek) und von Cornelia Töpelmann (über den handschriftlichen Nachlaß) belegen. Z.B. diese Zeilen, die zeigen, daß Maassens Romantik-Enthusiasmus sich selbst kritisch-witzig ins Wort fallen konnte:

*Wahnfried. Gedicht an Wagners Villa*  
 In Bayreuth da hatte Richard  
 Wagner einst sein Haus begründet  
 Und er gab ihm einen Namen  
 Der des Hauses Sinn verkündet  
 ‚Wahnfried‘ nannte der weise Künstler  
 stolz sein selbsterworbnes Haus  
 Denn das Wort von Wahnfried drückt  
 ‚Tollhaus‘ euphemistisch aus. V.M 99“

Andere Reime zeugen von ähnlicher Lust an Drastik, Groteske und durchaus auch Obszönem. So das Gedicht, das er 1920 seinem Hochzeitsgeschenk an Ringelnatz beifügte. „Ich schenke dir zum Ehespiele / Als Leitmotiv die Kaffeemühle / Fest mußt du gleich den Schwengel fassen / Du orgelst eifrig darauf los / Und drückst den Schieber in die Dos.“ Nun ja. Unsterblich dürften Maassens eigene Produktionen (u.a. unter dem Pseudonym Jacobus Schnelppfeffer für den „Simplicissimus“ und der 1903 erschienene Band „Gedichte eines Gefühllosen“) nicht sein. Und auf Unsterblichkeit haben sie auch nicht Anspruch erhoben. Als sein eigentliches Werk hat er seine Bibliothek begriffen. Zu recht. „Über die Seltenheit von Romantiker-Erstaussgaben“ war der Titel einer seiner Abhandlungen zur Bücherkunde. Sie durfte selbstbewußt ausfallen. Denn Maassens nunmehr mustergültig erschlossene Sammlung (mit Namen- und Titelregister; mit Wiedergabe der wichtigsten handschriftlichen Bucheintragungen) enthält neben den Erstaussgaben fast aller romantischer Autoren auch weitere Rarissima. „Livre érotique très rare“ – so die Notiz eines Vorbesitzers in „La vie du fameux père Norbert“ aus dem Jahr 1762. „Sehr selten! Wurde gleich nach Erscheinen konfisziert und alle Exemplare vernichtet!“ notiert Maassen in sein Exemplar von Romulo Echtermeyers Roman „Der Theaterrüpel“ aus dem Jahr 1904.

Wer sich heute mit romantischer Literatur beschäftigt und etwa Bände der kritischen Heine-, Eichendorff-, Novalis- oder Friedrich-Schlegel-Ausgabe zur Hand nimmt, wird zu ganz anderen Texten und Textpräsentationen gelangen als ein Romantikforscher und/oder -liebhaber um 1900. Es lohnt stets erneut, an diese Binsenweisheit zu erinnern. Die Geschichte der Romantikforschung und der Romantikkrezeption ist recht zu verstehen nur dann, wenn man sie anhand der für die Wirkungsgeschichte tatsächlich ausschlaggebenden Ausgaben entwickelt. Wer den Lektürehorizont der bibliomanen Romantiker um 1810 und durchaus auch die Aura der damaligen Neuerscheinungen erfahren will, wird durch den vorliegenden, sehr sorgfältig bis bibliophil gestalteten Katalog schnell in die Münchner UB und die dortige Maassen-Sammlung gelockt werden. Eine beachtliche Anzahl von Bänden aus Maassens Bibliothek hat übrigens für die vom K.G. Saur Verlag herausgegebene „Bibliothek der Deutschen Literatur“ als Vorlage gedient und ist also über Mikrofiche in allen großen Bibliotheken einzusehen. Für Bibliophile ist das natürlich nur ein pragmatisch-zweitklassiger Zugang.

Maassen, durch die Folgen der Inflation schon seit langem um sein Vermögen gebracht, starb im Dezember 1940 an den Folgen eines Sturzes. Er, der eher unpolitische Bohemien, hatte sich mit einem von

Hitler begeisterten Kellner angelegt, der ihn aus dem Lokal warf und mit einem Fußtritt auf Glatteis zu Fall brachte. Ein lesendes Leben, das dem Klischee vom Stubengelehrten weißgott nicht entsprach, das vielmehr im Schwabing des frühen 20. Jahrhunderts noch einmal E.T.A. Hoffmanns „Lutter und Wegner“-Existenz revitalisieren wollte, endete mit einem Sturz, der dem des Anselmus im „Goldenen Topf“ nicht mehr ähneln konnte.

Die bibliophile Sammlung von Carl Georg von Maassen (1880-1940) in der Universitätsbibliothek München – Annotierter Katalog, mit einer Einführung und dem Verzeichnis des handschriftlichen Nachlasses. 2 Bde (850 bzw. 789 Seiten). Puchheim (Bibliographisches Büro) 1997 (je 240 DM)

## Buchbesprechungen

Jörn Steigerwald (Gießen)

Tom Holert: *Künstlerwissen. Studien zur Semantik künstlerischer Kompetenz im Frankreich des 18. Und frühen 19. Jahrhunderts.*<sup>1</sup>

Mit seiner 1995 bei Klaus Herding in Frankfurt/Main eingereichten Dissertation *Künstlerwissen* beschreitet Tom Holert auf gelungene Weise Neuland in der Kunstgeschichte. Nicht die Interpretation einzelner Kunstwerke oder die Rekonstruktion ästhetischer Positionen steht im Mittelpunkt, sondern das Wissen, das zur Kommunikation zwischen und über den Künstler bzw. das von ihm produzierte Werk dient. Die zentralen Fragen seiner Studie lauten daher: „Welche Fähigkeiten und Talente qualifizieren eine Person zum Künstler? Wie haben sich im Laufe der Geschichte die Kriterien und Standards verändert, mit denen eine spezifisch „künstlerische“ Qualifikation festgestellt wird?“ (S. 7). Um dies zu beantworten, macht Holert das Bourdieusche Konzept des „literarischen Feldes“<sup>2</sup> für die bildenden Künste fruchtbar. Die zentrale Kategorie für seine eigene Untersuchung ist die des ‚Habitus‘; ein Begriff den Bourdieu seinerseits von Panofsky übernommen hat, und der nun rücküberführt wird. ‚Habitus‘

wird hier verstanden als inkorporiertes Soziales, als die in Dispositionen Leib gewordene Geschichte, die zu der in Gestalt der Institution Ding gewordenen Geschichte in Relation steht. Das ‚literarische‘ bzw. das ‚künstlerische Feld‘ ist eine Logik eigener Ordnung, innerhalb der es feldinterne Kämpfe um die jeweilige Legitimität gibt, während eine Relation von Abstoßung und Anziehung zum ökonomischen Feld mit dessen Regeln das Feld von Außen bestimmt.

Damit ist bereits der Aufbau der Arbeit und der untersuchte Bereich aufgezeigt. Sie gliedert sich in drei einander bedingende Teile die durch den „gelehrten Künstler“, das „Wissen über Kunst im Wörterbuch“ und ein Beispiel der künstlerischen Praxis, vorgestellt an Anne-Louis Girodets *Une scène de déluge* benannt sind. Um ein homogenes Ganzes zu erreichen, das sowohl für eine produktive Lesbarkeit als auch eine sinnfällige zeitliche wie inhaltliche Konzeption steht, beschränkt sich Holert auf das Feld der bildenden

<sup>1</sup> München: Fink 1998

<sup>2</sup> Pierre Bourdieu. *Le champs littéraire*. In: *Actes de la recherche en sciences sociales*. (9), September, 1991, S. 4-46. Vgl. dazu auch Joseph Jurt: *Das literarische Feld*. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis. Darmstadt: WB 1995

Künste im 18. Jahrhundert mit einem Überhang im 19. Jahrhundert bis Delacroix. Genauer gesagt ist der Untersuchungsgegenstand die institutionelle Gestaltung des Wissens durch die Akademien und die neu auftretenden Wissensorganisationen wie die *Encyclopédie*, während als Referenzpunkt vorzugsweise die Historienmalerei und die Bildhauerei dient.

Im ersten Kapitel „Der gelehrte Künstler zwischen Pedanterie und Philosophie“ wird die durch das Auftreten des Kunstkritikers hervorgerufene Frage behandelt, wieviel ein Künstler über seine eigene Kunst wissen bzw. wieviel Wissen davon er in seinen Werken zeigen darf. Dadurch, daß der Künstler seit dem 18. Jahrhundert ein literarisches Pendant hat, das im sich ausdifferenzierenden Kunstsystem nicht mehr die Rolle des Biographen übernimmt, wie dies exemplarisch bei Vasari der Fall ist, sondern die des Kritikers und Ratgebers, erscheint seine literarische Ambition als illegitim, da sie von anderer Seite schon aufgenommen und besser vollbracht wurde. Anhand der Semantik von ‚érudit‘ und ‚savant‘ wird diese Problematik des Künstlers augenfällig gemacht: der gelehrte Pedant steht im Gegensatz zum Mann von Welt, der dem Ideal der *honnêteté* folgt. Ziel war zunächst die Verfügbarmachung des gelehrten Wissens, das in erträglichem Maße angewandt, den Ausschweifungen der Fantasie, als auch dem Pedantismus entgegenstehen sollte. Aber nicht nur durch die Kunstkritiker, auch durch die Antiquari sieht sich der Künstler in seiner Funktion als Wissensträger bzw. –produzent beschnitten; stehen erstere seinen literarischen Ambitionen entgegen, so

zeigen letztere den Ort und die Grenzen historischen Wissens an, die für ein Kunstwerk von Bedeutung bzw. von Notwendigkeit sind. Die auf dieser Problematik aufbauende Entwicklung des Künstlerwissens wird durch das 18. Jahrhundert verfolgt und an prägnanten Beispielen die unterschiedlichen Reaktionsmechanismen der Künstler vorgestellt.

Anhand des Bildhauers Falconet, der sich durch seine mehrfache Opposition zu den Kunstkritikern wie den Antiquari, als Non-Konformist etabliert wird das Problem der Relevanz des Wissens für den Künstler aufgezeigt. Seine Position ist historisch einerseits als Fortführung der Forderungen der *modernes* innerhalb der *querelle* und andererseits durch seine Nähe zu den *philosophes* bestimmt, deren relativierende Sichtweise er für sich reklamiert. Dies hindert ihn aber nicht eben diesen die angemessene Betrachtungsweise von Kunstwerken abzusprechen, da die Spezifität desselben nur vom praktizierenden Künstler erkannt werden kann. So macht er „die Relevanz kunsttheoretischer Aussagen von ihrem Erfahrungsgehalt abhängig“ und –wichtiger– „schirmt das Kunstsystem gegen Umwelteinflüsse ab“ (S. 64). Diese Extremposition blieb aber nicht unbeantwortet; so verweist z. B. Diderot Falconet auf das Gebiet der Praxis als geeignete Überbietungsmöglichkeit des Antiquars und entzieht ihm zugleich die Auseinandersetzung auf der Ebene des theoretisch-gelehrsam. Die Selbstbescheidung auf den rein praktischen Nutzen für die eigene Produktion läßt hingegen Dandré-Brandons *Costume des anciens peuples* erkennen. In diesem speziell für

Künstler geschriebenen Manuals antiquarischer Dinge liegt der Schwerpunkt nicht auf dem Inhalt, der nichts Neues bietet, sondern auf der neuartigen Darstellungsform: „die Historie [war] zur visuellen Lehrmittelsammlung für Künstler kompakt aufbereitet“ (S. 79). Durch diese Art der Präsentation, die genuin künstlerisch ist, wird eine Opposition zur Büchergelehrsamkeit aufgebaut, von der sie sich im Zeichen der ‚Genialität‘ und des ‚Enthousiasmus‘ abhebt. Im Problemfeld von „wahrer Universalität und falschem Enzyklopädismus“ (S. 91) kommt es einerseits zu Spezialisierungen, die der Ausdifferenzierung im Kunstsystem entsprechen und andererseits zur Erfindung eines neuen Ideal, das unter der vermeintlichen Schirmherrschaft Poussins stehende Modell des *peintre philosophe*. Daß diese Modell mit der historischen Realität des Malers Poussin nicht ganz übereinkommt wird dabei gerne hingenommen, da damit ein letztes Mal die klassische Tradition der Zusammenkunft von Kunst und Philosophie proklamiert werden konnte. Doch geschah dies sowohl bei Poussin, als auch bei denen, die sich auf ihn beriefen wie David, im Zeichen der Produktion von Kunst. Daß dies nicht unbedingt der Fall sein mußte, zeigt Holert anhand der Gruppe der *méditateurs*, die mit ihrer „entmaterialisierten theoretischen Praxis“ (S. 120) die Postulate Falconets und Davids umkehren, ohne sich deswegen in die Gelehrsamkeit zurückzuziehen.

Galt der erste Teil dem Rollenverständnis des Künstlers, d. h. seinem Verhältnis zur Organisation des Wissens und zur Hierarchie der Gattungen, so wird im zweiten Teil *Das*

*Wissen über Kunst im Wörterbuch* die Festlegung des Künstlerwissens durch die Sprachregelung aufgezeigt. Auf dem allgemeinen Hintergrund der Zunahme des Kunstwissens in Produktion und Rezeption wird dessen innere Logik im Wörterbuch mit der lexikologischen Besonderheit betrachtet, um die darin liegende „Definitions-macht“ (Holert) aufzuzeigen. Der Bedarf nach einer künstlerischen Fachsprache wurde aber nicht als allgemeingültig angesehen, sondern häufig für fragwürdiges Blendwerk falscher Spezialisierung gehalten. Ausgehend von Félibiens Zweiteilung von *traité* und *dictionnaire* als differente Arten der Wissensvermittlung wird die Ordnung und die Logik der Wissenspräsentation von der *Encyclopédie* über das *dictionnaire des arts* von Watelet und Lévesque bis zu Millins *dictionnaire des beaux-arts* und dem akademischen Wörterbuch verfolgt. Zwei Sachverhalte fokussiert Holert dafür: das Problem der Etablierung von Kunst als Disziplin und der künstlerischen Sprache als Fachsprache sowie das Problem der Homonyma und Synonyma, die einer Eindeutigkeit der Termini im Gebrauch entgegensteht. Dabei wird auffällig, daß diese Probleme nicht im Rahmen der *Encyclopédie* selbst gelöst werden kann, wie dies bereits Watelet – der selber Beiträger ist – feststellt, sondern nur außerhalb dieses Rahmens gelöst werden kann. Der wichtige Schritt zur Etablierung findet sich in Millins „archaeographischer Dictionnaire“ (S. 180) in der literarisches, mythologisches, historisches, archäologisches und konservatorisches Wissen zusammenläuft. Die Bedürfnisse nach sachlicher In-



formation und sprachlicher Kompetenz, die durch die Autoren, Herausgeber und Verleger erst geweckt worden sind, haben nun in der neu geschaffenen Disziplin der Kunstgeschichte ihren eigenen festen Sitz. Daß die freiberuflich tätigen Autoren aber manchmal – zwangsweise – produktiver sind, als staatlich beauftragte und bezahlte Verwalter des Wissens, macht der lange Prozeß des Scheiterns des akademischen Wörterbuchs deutlich, die in über einhundert Jahre gerade sechs Bände, nach mehrmaligen Konzeptionswechsel, zustande brachten.

Der letzte Teil untersucht anhand von Girodets Gemälde *Une scène de déluge* die künstlerische Praxis als Schnittpunkt der Geschichte der Positionen und der Geschichte der Dispositionen. Zugleich findet sich mit Girodet ein bewußter Endpunkt des Künstlerwissens, wie es sich im 18. Jahrhundert entwickelt hat, da von und durch ihn alle Konventionen und Kommunikationstopoi außer Kraft gesetzt wird. Wurde von David eine elaborierte *naïveté* proklamiert, ein produktives Nichtwissen, das den wahren Künstler auszeichnet und ihn zum *peintre philosophe* macht, so setzt dem sein Schüler Girodet ein vollkommen neues Konzept entgegen, das nicht auf dem was der Darstellung, sondern dem wie der Herstellung seinen Schwerpunkt liegt. Bei ihm wird der menschliche Körper als expressives Medium von Leiden und Leidenschaft und zur Probe aufs Exempel von Wissen und Wissenschaft. Aber nicht allein das Bild, auch und gera-

de die darauf aufbauende Diskussion um die Kompetenz und das Wissen des Malers bzw. seines Gemäldes werden aufgezeigt, um es als ein Produkt der Aufhebung seiner eigenen Gesetzmäßigkeiten zu beschreiben. Doch ist es nur ein Zeichen des Übergangs, wie die Reaktionen Delacroixs sichtbar machen, für den Girodets Wissen als intellektueller Maler nur noch dubios erscheint.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Tom Holert mit dieser Arbeit nicht nur Neuland betritt, sondern auf glänzende Weise auch ein neues Forschungsgebiet aufzeichnet, das nicht nur für den Wissenssoziologen und – historiker von Interesse ist, sondern auch für den Literaturhistoriker anregend sein kann. Dabei kommt der Studie zugute, daß sie Detailgenauigkeit mit einem interessanten – und in Deutschland wenig beachteten – soziologischen Konzept verbindet. Hervorhebenswert ist auch die sehr gute Lesbarkeit der Untersuchung, die angenehmerweise auf eine Überfrachtung mit (überflüssigen) Fachtermini verzichtet.

Daher soll statt einer beckmesserischen Kritik die Konzeption aufgenommen und verschiedene Momente benannt werden, auf die aufbauend weitergegangen werden könnte. Gerade das Beispiel Girodets könnte sinnfällig machen, wie das bis 1800 geltende Prinzip der Relation von Imitatio und Aemulatio in der Nachahmungsästhetik und ihrer Theorien aufgebrochen, und durch eine neue Form der Intertextualität ersetzt wird.<sup>3</sup> Ein Vergleich mit dem Ramdohr-Streit um den Tetschner Altar

<sup>3</sup> Vgl. dazu den Artikel von Barbara Bauer: *Aemulatio*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hg. v. Gert Ueding. Tübingen 1992, Bd. 1, S. 141-187. Siehe beson-

wäre dafür sicherlich ergiebig, da so das Kommunikationsproblem präziser gefaßt würde. Auch die damit einhergehende Aufwertung des Kunstenthousiasmus, der über die Admiratio hinausgeht und nach einer eigenen Semantik sucht könnte darauf aufbauend untersucht werden.<sup>4</sup> Hinzu kommt die ab dem 18. Jahrhundert differenzierte Beschreibungskunst, die Ekphrasis, die sich in eine wissenschaftliche und eine narrative Kunstbeschreibung aufspaltet, die auf dem Hintergrund der Problematik um das Künstlerwissen genauer gefaßt werden kann.<sup>5</sup> In Erweiterung zur Konzeption Holerts könnte die epistemologische Ausrichtung stärker nutzbar gemacht werden, die gerade für den Übergang von der episteme der Repräsentation zur episteme des Menschen von Bedeutung ist.<sup>6</sup> Damit verbunden wäre die Frage nach der Kontinuität oder Diskontinuität der Systeme, die für

den behandelten Zeitraum zentral wäre.<sup>7</sup> Auch könnte man das Foucaultsche Diskurssystem auf mehrfache Weise fruchtbar machen, da man so einerseits weitere Gattungen mit ihren jeweiligen Wissenshorizonten und hegemonialen Ansprüchen einbauen könnte, wie dies z. B. anhand der Landschaftsmalerei geschehen könnte und andererseits das Widerpiel von Klassizismus und Romantik als miteinander verbundene Definitionsmächte aufgezeigt werden könnte.

Abschließend kann nur noch einmal betont werden, daß es sich bei der Studie Tom Holerts um eine äußerst gelungene Arbeit handelt, deren Vorzug nicht zuletzt darin liegt, daß sie zum weiterdenken anregt und viele offene Fragen aufwirft, ohne die eigene Homogenität zu gefährden: Man kann ihr nur möglichst viele Leser wünschen.

---

ders die abschließenden Überlegungen zu einer Textwissenschaft auf der Basis der rhetorischen Terminologie, die aber auch für die Kunstwissenschaft fruchtbar gemacht werden könnte.

<sup>4</sup> Vgl. dazu beispielhaft für dieses wenig beachtete Gebiet Oskar Bätschmann: *Belebung durch Bewunderung: Pygmalion als Modell der Kunstrezeption*. In: Mathias Mayer / Gerhard Neumann (Hg.): *Pygmalion*. Die Geschichte des Mythos in der abendländischen Kultur. Freiburg im Breisgau 1997, S. 325-370

<sup>5</sup> Vgl. dazu den Aufsatz von Helmut Pfotenhauer: *Winckelmann und Heinse*. Die Typen der Beschreibungskunst im 18. Jahrhundert oder die Geburt der neueren Kunstgeschichte. In: *Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung: Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart*. Hg. v. Gottfried Boehm und Helmut Pfotenhauer. München 1995, S. 313-341, der sich vorzugsweise mit der Möglichkeit der adäquaten Beschreibung von Bildern in Wörtern beschäftigt.

<sup>6</sup> Dies wäre ein Kritikpunkt an Holerts Studie, der im Vorwort auf Foucault *Archäologie des Wissens* aufbaut, ohne dies im weiteren Verlauf aufzunehmen.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Jonathan Crary: *Techniken des Betrachters*. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert. Dresden 1996

## Roland Borgards

### Heinrich Bosse, Harald Neumeyer: *Da blüht der Winter schön. Musensohn und Wanderlied um 1800*<sup>1</sup>

Blühende Winter sind literaturgeschichtlich, so ließe sich mit Foucault schreiben, „frischen Datums, wie in unserer Kultur auch die Isolierung einer besonderen Sprache noch jung ist, deren besondere Modalität es ist, ‚literarisch‘ zu sein.“<sup>2</sup> Erst „um 1800“, so Bosse/Neumeyer, sind die diskursiven Bedingungen erfüllt, unter denen der Winter im Wanderlied zu blühen beginnt. Ein Buch über das Wandern. Doch der von den Autoren analysierte „Diskurs der Wanderlieder“ (S.47) umfaßt nicht nur Gedichte und Erzählungen, sondern auch Interpretationen und Verordnungen. Am Diskurs der Wanderlieder wird so der „Übergang von der ständischen Gesellschaft Alteuropas zur industriellen Leistungsgesellschaft unserer Zeit“ (S.9) lesbar. Also auch ein Buch über die Einrichtung unserer Moderne. Dem Wanderlied kommt dabei paradigmatische Bedeutung zu, weil es zwei Themen der Moderne, Mobilität und Kreativität, selbstreflexiv miteinander verbindet: Das Wanderlied singt vom Wandern und es singt vom Singen beim Wandern. „Im Wanderlied, könnte man sagen,

fällt die Wendung zur Selbstreflexion der Kunst zusammen mit der großen sozialgeschichtlichen Wende zur Moderne.“ (S.9)

Wollte man methodologisch einordnen, wie diese These ausgearbeitet wird, so ließe sich die Argumentation von Bosse und Neumeyer als eine Verbindung von historischer Diskursanalyse und Dekonstruktion charakterisieren. Daß sich diese beiden Theorieangebote sinnvoll verbinden lassen, wird zwar nicht theoretisch begründet, doch um so nachhaltiger in den Lektüren und ihren Ergebnissen vorgeführt.

Den Rahmen für die Einzelanalysen der Texte von Tieck, Goethe, Uhland, Müller und Eichendorff liefert eine diskursanalytische Sozialgeschichte des Wanderns. Die Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts, so der Kerngedanke, darf nicht vom ‚Bürgertum‘, sondern muß von der Universität her geschrieben werden. Nur so lassen sich die historischen Transformationen des Wanderns und das Auftauchen des Wanderliedes angemessen beschreiben. „1781 ist das standesübergreifende Wanderlied noch nicht vorhanden – 1808 ist es

<sup>1</sup> Freiburg (Rombach Verlag) 1995, 215 Seiten.

<sup>2</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main 1974, S.365.

schon eine Selbstverständlichkeit geworden.“ (S.12) Dies ist tatsächlich erklärungsbedürftig, ist doch in der Ständegesellschaft das Wandern den Handwerkersgesellen vorbehalten, für alle anderen jedoch sozial geächtet. Wieso also wandern die Gesellen immer weniger, warum fangen die Studenten damit an? Und warum singen noch 1781 nur die Gesellenlieder vom Wandern und diese nur über das zünftig geregelte Wandern der Gesellen, warum spricht schon 1808 Wanderlyrik von einem allgemeinen, ständisch unspezifischen Wandern? Die Antwort von Bosse/Neumeyer: Die Mobilität der Gesellen ist nicht mehr gewünscht, politisch, weil sie die Autonomie der Zünfte gegenüber dem Staat stabilisiert, wirtschaftlich, weil Manufakturen verlässliche Arbeitskräfte brauchen. Gleichzeitig wird den Studenten unter dem Imperativ der Bildung zur Selbstbildung Mobilität gerade anbefohlen. Dieser Imperativ ist das Ergebnis der „deutschen Bildungsrevolution“. (S.34) Diese hat im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts aus der Universität, zuvor das Zentrum der gelehrten Republik, eine Schule der Selbstbildung gemacht.<sup>3</sup> Im Zuge dieser Transformation wird „die Jugend öffentlich institutionalisiert“. (S.17) Dies geschieht mit dem bildungspolitischen Ziel, Energien für eine effiziente Modernisierung freizusetzen, indem Spielräume für ein individuelles Experimentieren geschaffen werden. Der literaturgeschichtliche Effekt ist eine neue Lyrik: die Wanderlieder. So verabschieden Bosse/Neumeyer das „Ne-

belwort ‚Bürgertum‘“ (S.17) aus der Diskussion um die Modernisierungsschübe am Ende des 18. Jahrhunderts. Aus diskursanalytischer Perspektive verdankt sich Modernisierung eben nicht einer ‚Emanzipation des Bürgertums‘, sondern Transformationen wie denen im Bildungsbereich, die Freiräume für Kreativität einrichten. Und das Wandern bildet nicht einfach eine Gegenbewegung zur bürgerlichen Gesellschaft, sondern verdankt sich gerade dem universitären Imperativ der Bildung zur Selbstbildung.

Staatlich beauftragt, sich der staatlichen Verfügung zu entziehen, ist der wandernde Jungakademiker nun entweder energiegeladener mit der Zukunft oder energielos mit seinem Alleinsein allein. Dem entsprechen zwei Varianten des Wanderns, eine zukunftsfröhliche sanguinische und eine verzweifelte melancholische. Der energetische Aufbruch in die Zukunft hat eine Tageszeit, den Morgen, und eine Jahreszeit, den Frühling. Bosse/Neumeyer buchstabieren dieses Standardsetting zunächst an Tiecks *Franz Sternbalds Wanderungen* aus. Diesem Roman bescheinigt Goethe in einer Randnotiz bekanntlich „zu viel Morgensonne“: in der Morgensonne von der Morgensonne zu sprechen, ist für Goethe einfach keine Kunst. Diese zeigt sich erst da, wo ein Mangel erfolgreich in sein Gegenteil umgeschrieben wird. Deshalb schickt Goethe seinen Musensohn in Eis und Schnee auf die Wanderschaft, um den Winter mittels Poesie zum Blühen zu bringen: „Da blüht der Winter schön“. Im Gegen-

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch Heinrich Bosse, *Die gelehrte Republik*, in: H.-W. Jäger (Hg.), „Öffentlichkeit“ im 18. Jahrhundert, Göttingen 1997, S.51-76.

satz zu Tieck entwirft Goethe seinen Wanderer als einen Sanguiniker mitten im Winter.

Damit wird der Winter als Jahreszeit des Wanderns zwar ins Lied gebracht, jedoch nur, um dort poetisch in eine Jahreszeit der Freude übertragen zu werden. Zum ausgewogenen Zeit-Raum des Wanderns wird der Winter in Ansätzen zunächst bei Uhland, in seiner ganzen Radikalität dann bei Müller. Müller gegen Goethe – die Szenerie eines Zweikampfes: „Müller besitzt nicht nur die Kühnheit, mit seiner *Winterreise* einen Antitypus zu den bisherigen Wanderliedern zu verfassen, sondern auch noch den Ehrgeiz, ein Konkurrenzunternehmen zu Goethes Winterwanderschaften zu starten.“ (S.140) Erstens kippt Müller den traditionellen Tages- und Jahreszeitenzyklus, indem er, das Thema der Melancholie gestaltend, seinen Wanderer in die Nacht und in den Winter hinein aufbrechen läßt. Zweitens kappt er die Bezugspunkte des Wanderns, den Aufbruch und die Ankunft, und führt damit in die Lieder die Struktur der Melancholie ein, die keinen Anfang und kein Ende kennt. Im Anfangslied *Gute Nacht* werden die Aufbruchsründe so lange vervielfältigt, bis eine Begründungsgeschichte nicht mehr rekonstruierbar ist und nur noch die melancholische Klagerede über die Notwendigkeit des Aufbruchs bleibt. Das Schlußlied *Der Leiermann* dekomponiert die Figur des fahrenden Sängers in einen tonlosen Sprecher und einen sprachlosen Musikanten, um als einzigen Zyklus den endlosen der Lieder selbst geltend zu machen. Melancholie, so Müller, so Bosse/Neumeyer, ist nicht heilbar, auch

nicht mit poetischen Mitteln. Denn unter melancholischen Bedingungen reproduziert Melancholie auch in der Poesie immer wieder nur sich selbst. In dieser Perspektive wird Müllers *Winterreise* als Gegenentwurf zur *Harzreise im Winter* lesbar, die Goethe „als Therapeutikum für Melancholiker empfiehlt.“ (S.145) Doch Bosse/Neumeyer haben mit Müller gezeigt, daß diese Therapie nur bei dem anschlagen kann, der schon ist, was er werden soll: ein den Jahreszeiten enthobener Sanguiniker.

Der Vorwurf von Goethe an Tieck geht also zurück an Goethe: zu viel Morgensonne. Zumal die Melancholie in Tiecks *Sternbald* auf einer ganz anderen Ebene wieder auftaucht. Für diese Wendung, die Bosse/Neumeyer nicht in den Blick nehmen, schlage ich folgende Argumentation vor: Das Prinzip, das den sanguinischen Wanderer und Künstler Sternbald vorwärts treibt, ist der Aufschub. Marie, geliebte Frau und ästhetisches Ideal in einer Figur, ist, als *noch nicht* Gefundene, die Garantie dafür, daß immer neue motorische und kreative Energie entsteht. Diese Frau zu treffen, wünscht und fürchtet Sternbald deshalb gleichermaßen. Als er sie in Rom wiederfindet, bedeutet dies tatsächlich eine verdeckte und eine offene Katastrophe. Verdeckt ist sie für Sternbald, der am Ziel seiner Wünsche ihnen so fern ist wie noch nie zuvor. Offen ist die Katastrophe für den Leser. Denn plötzlich ist nicht nur mit dem Wandern und der Kunstproduktion Sternbalds Schluß, sondern auch mit dem Text selbst. Der nicht geschriebene dritte Teil läßt die Interpreten zurückblättern, um in endlos

wiederholten Lektüren nach den Worten zu suchen, die über das Geschriebene hinausweisen. Die Rezeptionsgeschichte des Romans bestätigt diesen Befund. Müllers Melancholie des Gehens findet hier ihre Entsprechung in einer Melancholie des Verstehens. Ganz im Sinne von Bosse/Neumeyer macht Tiecks Roman seine Hermeneuten zu Winterwanderern.

*Da blüht der Winter schön* ist also nicht nur ein Buch über das Wandern, sondern auch ein Buch über die Textgefechte, die die Geburt unserer Moderne begleiten und aus denen heraus unsere Moderne geboren wurde. Bosse/Neumeyer gelingt es zu zeigen, „daß Wanderlieder, auch wenn sie die große Mobilisierung fortschreiben, doch Widersprüche mitteilen können und Widerstände aufbauen.“ (S.162) Fortgeschrieben wird die Mobilisierung nicht nur von Goethes Winterwanderschaften, sondern auch von den *Wanderjahren*, die unter dem „Imperativ der Leistung“ (S.193) das kollektive Wandern, die universelle Mobilität propagieren. Den Widerstand gegen die Mobilisierung formuliert nicht nur Müllers Entwurf des melancholischen Wanderers, sondern auch Eichendorffs *Taugenichts*, in dem das kollektive Wandern ironisch parodiert wird.

Mit dieser Beschreibung gelingt es den Autoren überzeugend, das Wandern als romantische Bewegung

völlig neu zu situieren: Wandern nicht als die Freiheit von den Imperativen einer ‚bürgerlichen Gesellschaft‘, das Nomadisieren der Künstler durch die freie Natur nicht als einfache Opposition zu der Selbsthaftigkeit der Philister in der Stadt. An die Stelle des ‚Bürgertums‘ setzt die historische Diskursanalyse die Universität als den Ort, von dem aus Reden im Imperativ ergehen. Unter anderen eben der Imperativ der Mobilität. Und an die Stelle der einfachen Opposition von Norm und Abweichung setzt die Dekonstruktion den Gedanken, daß der Norm der Widerstand gegen sich selbst inneohnt. Für die Wanderlieder um 1800 heißt das: Sie verdanken sich dem staatlichen Bildungsbefehl zur Selbstbildung und bilden doch selbst einen Widerstand gegen die Staatsgewalt. Dieses Paradox wird unterschiedlich ausgestaltet. Die einen, allen voran Müller, arbeiten am subversiven Potential der Wanderlyrik. Und die anderen, allen voran Goethe, machen gemeinsame Sache mit den Bildungsprogrammen, die Mobilität und Kreativität als die Energiequellen der modernen Leistungsgesellschaft einrichten. Ästhetische Erfindung und ästhetische Kritik der Moderne, so ließe sich die Konsequenz aus den Untersuchungen von Bosse und Neumeyer formulieren, sind im Diskurs der Wanderlieder einander zeitgenössisch.

Harald Seubert (Halle/Nürnberg-Erlangen)

‚Unendliche Annäherung‘. Bemerkungen zu Manfred Franks  
monumentaler Rekonstruktion der Urgeschichte der  
philosophischen Frühromantik.

I.

Einen Gegenstand, der einerseits zu tiefdringendem Quellenstudium, zur detektivischen Freilegung von Text- und Freundschaftsverhältnissen nötigt, andererseits zu subtilen philosophischen Erwägungen auf hohem Reflexionsniveau führt Frank im Genus von ‚Vorlesungen‘, das auch für viele seiner früheren Bücher maßgeblich gewesen war, zusammen. Dadurch kommt Heiterkeit, Geselligkeit, Bürgerkultur in die Darlegungen. Anspruchsvolle argumentationsanalytische Skizzen können unversehens in erzählerische Glanzstücke, wie die Wiedererinnerung der abenteuerlichen Lebensgeschichte Salomon Maimons, übergehen. Vereinzelt bewegen die Nötigungen der Gattung Frank allerdings auch zu fraglichen Konzessionen an seine Hörerschaft: ‚ganz schön‘ reaktionär geworden sei der ehemalige Jungrevolutionär Sinclair, heißt es da, oder es werden die Zustände an der ‚Uni Jena‘ in der Mitte der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die durch martialische Burschenherrlichkeit und Rauferei geprägt waren, gekennzeichnet. Wichtiger ist es, daß diese

Darstellungsweise ein monumentales Werk mit sehr unterschiedlich dichter Textur trägt, und daß man dafür gerne den Preis bezahlt, den eine derartige Schreibkunst verlangt: daß Franks Text nicht in jedem Stadium selbst Philosophie auf höchstem eigenen Reflexionsniveau sein kann, so wie Dieter Henrichs einschlägige Studien. Manchen kleineren Tribut hätte man indessen wohl nicht in jedem Fall entrichten müssen: strukturelle Pointierungen, Straffungen, die Vermeidung von Wiederholungen scheinen möglich. Andererseits besticht nicht zuletzt die Materialfülle, die Frank anbietet: entlegene, seit zwei Jahrhunderten nicht nachgedruckte, teils hoch bedeutsame Schriften aus der Frühphase der nachkantischen Philosophie mußte er dokumentieren. Dies geschieht, nicht zuletzt in den Fußnoten, auf erschöpfende Weise.

Dabei behandelt Franks Untersuchung die ‚philosophische Frühromantik‘ im eigentlichen Sinn erst in ihrem letzten Drittel. In einer großen Durchsicht wird zunächst erstmals die Konstellation am Beginn frühromantischer und frühidealistischer Philosophie von 1790-1796 synoptisch dargelegt, die durch die Editi-

ons- und Entzifferungsleistung der Henrichschen Forschungsgruppe und des Klagenfurter Herbert-Forschers Wilhelm Baum nach und nach einsichtig zu werden beginnt, und die wesentlich mit dazu nötigt, die Denkgeschichte jener zentralen Jahre auf dem Weg von Kant zu Hegel neu zu schreiben. Franks eigenstes Verdienst, das sich eng in den Kontext seiner Lebensarbeit fügt, ist es freilich, den philosophischen Ort der Frühromantik in diesem Beziehungsgeflecht angemessen exponiert zu haben. Man wird deren Bedeutung nach Franks Bahn brechender Forschungsleistung nicht länger mit jenen Urteilen abtun können, die sich von Hegels Wütereien gegen Schlegel bis zu Nietzsches Wort von den ‚Halb-Philosophen‘ tief eingeschliffen haben.

## II.

Als einen ersten Kreis in der Konstellation nachkantischer Philosophie kann Frank den versuchten Rückgang auf einen „kräftigsten Idealismus“ (so ein kritisch gemeintes Wort Jacobis) namhaft machen. Er sollte Antwort geben auf zwei Aporien, die Kants drei Kritiken ihren zeitgenössischen Rezipienten übrig ließen: den unvermittelten Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand und die Trennung der sinnlichen Sphäre in *Ding an sich* und *Empfindung* (Frank, S. 63). Dank Franks und anderer Forschungen läßt sich heute wissen: es war ein aus elendesten Verhältnissen stammender Ostjude, Salomon Maimon, und nicht Fichte, der zuerst die Antwort eines ‚Produktionsidealismus‘ gab. Durch Vermittlung von Marcus Herz drang sein umfängliches, in der Anordnung so chaoti-

sches wie in der Lösung konsistentes Manuskript bis zu Kant vor, der es als großenteils „wider mich“ gerichtet sah, seinem Scharfsinn aber höchsten Respekt zollte. Dabei *fragt* Maimon zunächst nur, doch er fragt mit der Schärfe eines Talmudisten: quid iuris (mit welchem Recht) könne Kant „die Objektivität unserer Erkenntnisse (...) unterstellen, wenn er andererseits überzeugt ist, daß die beiden Stämme unseres Erkenntnisvermögens, Sinnlichkeit und Verstand, radikal verschiedener Art“ sind (S. 118). Maimons Antwort geht nun dahin, daß Sinnlichkeit nur eine eingeschränkte Betätigung des Verstandes sei, der seinerseits in unendlicher Tätigkeit begriffen ist, so daß Welt nichts anderes sein kann, als Ergebnis von Handlungen des Ich. Dieses Ich wäre absolutes Subjekt, es ist in vollstem Sinn im göttlichen Verstand verwirklicht, eingeschränkt, nämlich ohne das in jener Zeit eminent strittige Vermögen intellektueller Anschauung, im endlichen. Gegenüber vorliegenden Einzelforschungen (A. Engstler) betont Frank zu Recht deutlicher die Nähe zwischen Fichtes erster Wissenschaftslehre (1794) und den Platner-Vorlesungen und Maimons Gedankengang. Und er blättert dieses Kapitel nachkantischer Philosophie interessanterweise im steten Seitenblick auf eine große Debatte zeitgenössischer (analytischer) Philosophie: das Realismus-Antirealismus-Problem auf. Zur Crux wird schon hier die Frage nach dem Bewußtsein: bewußtseinsphilosophische Konsequenz aus dem radikalen Produktionsidealismus ist es, daß das Selbstbewußtsein, das sich selbst als affiziert begreift, einer Täuschung unterliegt.



## III.

Eine zweite, zunächst wirkmächtige, aber in kurzer Zeit und auf breitester Front angezeifelte Antwort auf die Kantischen Aporien war Reinholds ‚Elementarphilosophie‘. Sie empfahl sich als System aus einem obersten Grundsatz, sie umging also die radikal idealistischen Konsequenzen und belebte in gewissem Sinn den vorkritischen „mos geometrico“ neu. Mit Nachdruck wies Reinhold deshalb darauf hin, daß der oberste Grundsatz als ‚Satz‘ zu formulieren sei. Gegen die rationale Schulmetaphysik machte er als diesen obersten Grundsatz freilich nicht den Satz vom zureichenden Grunde kenntlich, sondern den ‚Vorstellungs-Satz‘: „Im Bewußtsein wird die Vorstellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beide bezogen“. Man sieht bereits am changierenden Charakter des Satzsubjektes (‚Vorstellung‘ bzw. ‚Subjekt‘), daß Reinhold von Anfang an nicht so schlüssig den Konsequenzen eines absoluten Idealismus ausweichen konnte, wie er dies im Sinn gehabt hatte. Wie Frank einläßlich (wenn auch etwas ausladend) und mit tiefdringendem Blick für Argumentationsdifferenzen zeigt, galten die Zweifel, die bis 1792 von einem geistigen Spektrum, das von den Alt-Leibnizianern Eberhard und Schwab über den Schülerkreis Reinholds, in dem vor allem dem Nürnberger Erhard ein prominenter Platz zukommt, bis zu Niethammer und seinem „Philosophischen Journal“ reichte, an Reinholds „Elementarphilosophie“ herangetragen wurden, den Möglichkeiten einer Grundsatz-Philosophie. Vehementen Widerspruch zog zumal

das Demonstrations-Ideal auf sich. Reinhold selbst, eher eine weiche als eine polemische Natur, sah sich durch die Einreden zu Revisionen veranlaßt, die, wie Frank (im Anschluß an die gründliche Reinhold-Monographie von Martin Bondeli und in Abschwächung mancher Urteile des Henrich-Kreises, wie auch bereits der Zeitgenossen, die Reinhold ständiger ‚Systemwechsel‘ beschuldigten) zeigt, zunächst sehr behutsam ausfielen. 1792 dokumentierten sie sich in der Orientierung des Vorstellungsbegriffs auf ein ‚absolutes Subjekt‘, als Finalprinzip. Dies bedeutete aber nicht mehr als das Eingeständnis, daß die ‚Elementarphilosophie‘ Prämissen, allen voran die Subjektivität, in Anspruch nehmen müsse, „die sie nicht gleich anfangs, sondern erst in der Folge begründen könne“ (S. 365f). Eben dies hatte, gegen Reinhold gerichtet, der Reptent am Tübinger Stift Carl Immanuel Diez eingewandt. Wie Reinhold selbst in einem Brief vom 18. Juni 1792 bezeugt, war ihm diese Kritik besonders wichtig, wohl weil sie schlüssiger als andere Reaktionen auf das zentrale Problem der Subjektivität gerichtet war. Dementsprechend große Sorgfalt wurde im Henrichschen Forschungsprojekt auf die Sicherung der Spuren von Diez gewandt. Frank relativiert die Proportionen etwas, indem er zum einen die Breite der Debatte freilegt, zum anderen aber zeigt, daß auch andere Stimmen an Reinholds Ohr gedungen sein müssen – allen voran wohl die des Nürnbergers Erhard. Gefährlich und folgenreich nun waren Zweifel an einer Grundsatz-Philosophie nicht nur für Reinhold, sondern auch für seinen fulminanten Nach-

folger auf der Jenenser Lehrkanzel – Fichte.

Aus der Fülle der Diskurse über die Reinholdsche Elementarphilosophie, die Frank ausbreitet, ragt ein korrigierender Ansatz besonders heraus – nicht zuletzt weil gerade er für die Formierung der philosophischen Frühromantik von zentraler Bedeutung war. Hier ist an Niethammer zu denken, vor allem an seinen „Einleitungsaufsatz“ zum „*Philosophischen Journal*“, dessen fokushafte Bedeutung für den Kreis der ehemaligen Reinhold-Schüler Frank gebührend akzentuiert. Im Sinne eines radikalen Skeptizismus gibt Niethammer zu verstehen, daß der oberste Grundsatz lediglich idealische Bedeutung hat. Er ist einer Letztbegründung nicht fähig. Das philosophische Raisonement ist damit auf das grundsätzliche Problem verwiesen, wie es möglich sein könne, über den gemeinen Verstand, d.h., ein unmittelbares Bewußtsein, hinauszukommen. Dies sei nicht in Orientierung auf ein absolutes Wissen hin, sondern lediglich aus dem ‚richtigen Gefühl‘ heraus möglich. Lediglich ein denkbar schwacher Begriff von Urteilskraft kann also evoziert werden. Frank zeigt nun nachdrücklich, daß diese Position nicht nur eine Skeptizismus-Welle im Reinhold-Kreis aus sich hervortrieb, sondern daß sie Friedrich Schlegel und Novalis bei der Entwicklung ihres kohärenztheoretischen Wahrheitsbegriffs leitend wurde. Der Skeptizismus wird hier umgemünzt zu einem Verständnis von Wahrheit als immer ‚relativ‘, das aber die Auffassung einschließt, diese Relativität beziehe sich auf ein Ganzes, das sich nicht fassen und schon gar nicht in Sätzen artikulieren

kann. Es bleibt mithin nichts anderes, als eine möglichst große Kohärenz zwischen Wahrheitsaussagen herzustellen – Ironie und Dialektik schließt dies ein, – „und so die ‚Realität‘ des ersehnten, aber verfehlten Ganzen immer ‚wahrscheinlicher‘ zu machen“ (S. 522f).

Die Analyse der breitgefächerten Grundsatzkritik erlaubt es Frank, ein Kernproblem hervorzuheben: die Veränderung, die der Begriff der ‚Deduktion‘ und jene, die die ‚analytische Methode‘ erfuhr. Die Grundsatzkritiker neigten mit Kant und gegen Fichte und Reinhold dazu, ‚Deduktion‘ in schwachem Sinn zu verstehen: nicht als Ableitung aus letzten Gründen, sondern als *exponierende Annäherung* an den Rechtsgrund der Behauptung. Von hier her muß sich auch der Begriff der Analysis verändern. Wie Franks verschlungene Argumentation deutlich genug zeigt, kann sie dann nämlich nicht länger als Rückführung von Schlüssen auf logische Figuren verstanden werden, eine Methode, die, im Sinn der Aristotelischen „*Analytica*“ und der Euklidischen Geometrie, voraussetzt, daß Schlüsse aus einfachen Grundelementen aufgebaut sind. Unter der kritischen Sonde eines Diez oder Erhard verwandelt sich der Sinn von ‚Analysis‘ demgegenüber in das Verfahren einer Suche nach Grundsätzen, die in Annäherung begriffen bleibt, verwandt der ‚teleologischen Urteilskraft‘ Kants.

Man wird diesem sporadischen Resümée über die sowohl historisch philosophisch elaborierten als auch ausgreifenden Ausführungen Franks schon abgespürt haben, daß sein Buch der Tendenz nach eine neue Verwunderung auslöst, die etwas quer zu jener

liegt, die Henrichs Jena-Projekt mitinitiierte: das Staunen gilt nicht so sehr der Vielheit von Systementwürfen, die sich, während Kants kritisches Unterfangen noch im Gange war, von diesem ablösten. Es gilt vielmehr nun den zahlreichen Stimmen, die eine Rückwendung zu den Kantischen Grenzsetzungen und nicht-demonstrativischen Denkformen reklamierten. Dabei ist es im Blick auf ‚Deduktion‘ und ‚Analysis‘ von besonderem Gewicht, daß Frank dartun kann, daß im engeren Sinne vorkritische Arbeiten wie die von Lambert und Kants ‚Logik‘ und ‚Beweisgrund‘-Schrift eine bedeutsame Wirkung entfalteten. Zumal daß Kants „ursprüngliche Fragestellung“ (Manfred Riedel) vor den Kritikern, die Distinktion zwischen demonstrativem Beweis der Mathematik und ‚akromatisch andeutendem‘ Beweis der Philosophie, die Genesis der philosophischen Frühromantik wesentlich bestimmt haben, kann man nun wissen.

#### IV.

Im dritten Teil seines Werkes, prägnant überschrieben „Die frühromantische Zwischenstellung zwischen skeptischer Grundsatz-Kritik und ‚Sehnsucht nach dem Unendlichen,““ kommt Franks Darlegung ganz zu sich. Der Gefahr, der eine konstellationenorientierte, das Magma unter den großen Gipfeln – Hölderlin, Novalis, Hegel, Schelling – gewahrende Aufarbeitung immer zu unterliegen droht, die epochalen Sprünge nuancierender Übergänge wegen nicht zu erkennen, verfällt er an keiner Stelle. Er akzentuiert beides: daß die Jenerser Frühromantik nicht denkbar wäre ohne die differenzierten Debattenkontexte, in die sie sich einfügte,

und daß sie weiter ging als die Reinhold-Schüler und -kritiker. Die zentrale These, die Frank höchst überzeugend darlegt, dürfte in der weiteren Forschung Epoche machen: daß die Romantiker einen eigenen, die Schweben haltenden Weg zwischen Kant und der Suche nach dem absoluten Grund bahnten, daß ihre Positionen aber keinesfalls als ein herabgestimmter Idealismus begriffen werden dürfen. Nicht minder provokant ist es, wenn Frank Hölderlin, Zwilling und Sinclair in dem frühromantischen und nicht dem frühidealistischen Kontext sieht. Schellings Position hingegen changiert zwischen unstrittigen Sympathien für die philosophische Position des Freundes Hölderlin und einer andauernden Neigung zur Fichteschen Ich-Philosophie – sieht Schelling doch in seiner Ich-Schrift das Absolute als ichhaft verfaßt an (März/April 1795).

Eine glanzvolle Überleitung in diese Darlegungen leistet Frank, indem er den Seinsbegriff namhaft macht, der die Suche nach einem nicht ichhaften Grund anleitet. Die Rede von ‚dem Seyn‘ verdankt sich einerseits dem ersten eminenten Zeugnis von Kants Einsicht, daß Sein kein Prädikat, sondern reine Position sei – in der „Beweisgrund-schrift“, die Jacobi bekanntlich elektrisierte und die er mit Jacobis Begriff des Seins als monistischer Substanz engführte. Frank legt mit den subtilsten Mitteln semantischer Analyse frei, daß dieser Konstellation, ausgehend von Jacobi, eine Unterscheidung zwischen dem existentiellen Seinsbegriff, im Sinn der Wolffischen Schulmetaphysik mit ‚Wirklichkeit‘ gleichgesetzt, und

dem abgeleitet prädikativ-kopulativen zugrundeliegt. Ersterer läßt sich, wie Jacobi zeigen wird, nur im ‚Gefühl‘ erfahren, nicht in der Reflexion annähern, er ist – in Argumentationen, die sich durchaus zu Recht auf Kant berufen können, als die Urbedeutung von ‚Sein‘ begriffen, von der der kopulative Gebrauch nur ein Derivat sei. Indem Frank die Seinsproblematik semantisch aufhellt, macht er deutlich, wie sich Problemkonstellationen spekulativen Philosophieens durchaus in sprachanalytischem Horizont rekonstruieren lassen. Denen, die derartige Konstellationen als nicht sinnvoll oder als ‚Scheinprobleme‘ mißverstehen, seien Franks Darlegungen besonders nahegelegt!

Auffällig ist nun die perspektivische Ausweitung, die Frank gegenüber Henrich vornimmt: auch für ihn ist Hölderlins Begründungsskizze ‚Urtheil und Seyn‘ ein zentraler Text in der Debatte der 1790er Jahre. Indes verfährt er weniger liebevoll mit diesem Text als Henrich. Er akzentuiert stärker seinen rudimentären Charakter und stellt die Begründungsskizzen von Sinclair und – soweit aufgrund einer höchst dürftigen Quellenlage überhaupt zu ermitteln – Zwilling als mindestens gleichgewichtig vor Augen. Diese Vorlieben haben freilich Gründe, und diese liegen in den eigenen philosophischen Entwürfen der Verfasser. Frank ist auf der Suche nach einem hermeneutisch gebrochenen, die Ephemerität der Moderneerfahrung integrierenden, nicht-idealistischen Theorieprofil, das Reflexion und Subjektivitätstheorie ihren Ort einräumt, deren Orientierung auf einen ‚Grund‘ aber nicht subjektivitätsphilosophisch fas-

sen will. Deshalb legt seine Rekonstruktion es nahe, die Berichtigung von Henrichs Buchtitel „Der Grund im Bewußtsein“ selbst in Frage zu stellen. Er kann sich, so legt Frank nahe, nur einer Dunkelheit in Hölderlins Theorieskizze verdanken, die bei Sinclair oder Novalis revidiert ist. Deutlich wird dabei, daß das Begründungsprogramm von „Fichtes ursprünglicher Einsicht“ (Henrich) in ein unmittelbares, vor-reflexives Vertrautsein des Ich mit sich selbst als gescheitert gelten muß. In dessen Folge jedoch sind die eindrucksvollen selbstbewußtseinstheoretischen Studien Henrichs nach wie vor zu sehen. Dies aber heißt gegen den postmodernen Slogan vom ‚Tod des Subjekts‘, daß Subjektivität qua Individualität, nicht zuletzt in ihrer poetischen Manifestation, unhintergebar bleibt. Man wird also den wechselnden Gewichtungen beider Verfasser nur dann gerecht werden können, wenn man diesen weiteren Kontext einbezieht. Hier scheint es keinesfalls geboten, zu einer Entscheidung zu gelangen. Daß Frank unsere Kenntnis der Epoche im einzelnen dankenswert erweitert und gute Gründe für gewisse Modifikationen der Münchener Ergebnisse beibringt, versteht sich. Alles in allem genommen aber scheint es ein glücklicher Umstand, daß die frühen Jahre der nachkantischen Philosophie nun in zweifacher Lesart aufgeschlossen sind. Und in der Tat bedürfte es der umständlichen Darlegungen Franks eigentlich nicht, die – bei allen Ungeklärtheiten, welche die katastrophale Zugänglichkeit des Novalis-Nachlasses noch immer konserviert – den Nachweis zu führen suchen, daß die Erwägungen der

Fichte-Studien ähnlich tief in die frühen Jahre der Fichte-Debatte zurückverweisen wie Hölderlins Begründungsskizze. Frank ist Philologe genug, um derart komplizierte Konjekturen in überzeugender Weise zu explizieren, und er ist Ironiker genug, um hinter aller Begründungslast die Vermutung durchschimmern zu lassen, daß es nicht an der Philologie, sondern am ‚philosophischen Vorurteil‘ liegt, wenn Novalis bisher in der Frühgeschichte der Idealismusforschung so marginal behandelt wurde.

Es ist triftig, daß bei Sinclair das Verhältnis von ‚Ich‘ und nicht-ichhaftem Grund eine Aufklärung findet, die über Hölderlins Begründungsskizze hinausgreift. Sinclair geht zwar zentral von der ‚Reflexion‘, als der Verhältnisbestimmung von Ich und Nicht-Ich aus, und er hält gegen Fichte fest, daß keines der beiden Glieder Kandidat für den Prinzipiengrund sein könnte. Eben dies zeigt sich im Reflexionsakt. Damit wird aber zudem manifest, daß in der Reflexion nur eine „Foderung der Einheit“, nicht Einheit selbst, manifest werden kann. Frank resümiert: „In der Forderung und kraft ihrer allein überlebt also *für* die (in Trennungen und Entgegensetzungen) verwickelte Reflexion selbst der notwendige Zusammenhang“ (S. 767): darstellbar ist die Einheit aber nicht in der Reflexion. Sobald sie sich ihrer bemächtigt, zerstört die Reflexion die Einheit. Notwendig wird die Philosophie durch diese Aporie sich auf die Kunst verwiesen sehen.

In den wesentlichen Zügen ist damit bereits die Doppelkonstellation der Fichte-Studien von Novalis und Schlegels Gedanke des ‚Wechsel-

grundes‘ angespielt, deren Rekonstruktion die letzten Vorlesungen zugeordnet sind. Frank entziffert hier die Kontexte und die mikrologischen Begründungszusammenhänge zu seiner ingeniosen „Einführung in die frühromantische Ästhetik“ (1989). Manches in dem früheren Werk ist mit größerer Einsichtigkeit und in direkterer Transparenz auf die literarischen Texte der Frühromantik dargelegt. Die denkgeschichtlichen Gewichte indes erschließen sich ganz erst aus der neuen konstellationenorientierten Rekonstruktion. Frank macht deutlich, daß erst bei Novalis durchsichtig werde, wie das unbewußte Ursein mit dem Bewußtsein vermittelbar sei. Die Vermittlung kann allerdings nicht in einer linearen Begründungssequenz vollzogen werden, sondern nur in Spiegelungsverhältnissen: das Gefühl nimmt, ohne davon wissen zu können, den absoluten Grund in sich auf; es ist die Reflexion, die dieses Gefühl dann bewußt macht, wobei sein Geist aber vernichtet werden muß. Wie Frank einsichtig machen kann, wird mittels einer solchen Erwägung beides verständlich: die Bewußtseins-Transzendenz des Grundes und seine indirekte Repräsentierbarkeit. Die Gebrochenheit der Argumentation fundiert dann Novalis' Begriff der Philosophie als einer ‚unendlichen Annäherung‘, die zwar am absoluten Grund enden würde, ihn aber nie ganz in *einem* Gedanken namhaft machen kann.

Und schließlich bedingt dies eine Ontologie und Ich-Philosophie von eigenem Profil, die in der Tat die frühromantische Suche nach *einem* Einheitssinn und das Ephemeritäts- und Modernitätsbewußtsein mitein-

ander verbindet. Die Ich-Philosophie des Novalis ist pointiert unter anderem in der folgenden Notiz festgehalten: „Ich *bin nicht* inwiefern ich mich setze, sondern inwiefern ich mich aufhebe“. Als Spezifikum der Ontologie des Novalis weist Frank dann nach, daß er das Absolute sowohl als Einheit verstehe wie er um seine ‚Binnenartikuliertheit‘ wisse. Das geschieht durch eine Reihe von ihrerseits in die Spiegelverhältnisse gefügten Unterscheidungen zwischen ‚Gegensatz‘ und ‚Gegenstand‘, bzw. ‚Wesen‘ und ‚Eigenschaft‘, deren zweites reflektierend dargestellt werden kann, während das erste, „das bloße Wesen“, nicht erkennbar ist. Das impliziert aber umgekehrt, daß nur das Wesen, im existenzaussagenden Ursinn von Sein, *ist*, während die Eigenschaft nicht wirklich ist, wohl aber *erscheint*. Mit derartigen Gedanken ist man schon inmitten eines zentralen Topos der frühromantischen Ästhetik: denn Darstellung und Zerstörung des Scheins zumal ereignen sich in tausendfältigen Formen in Allegorie und Ironie. Schlegel wird die Allegorie als „Andeutung des Unendlichen“ und „Aussicht in dasselbe“ verstehen, wobei ihr selbst stets ein Charakter der Negativität eignet.

Der junge Friedrich Schlegel selbst fügt diesem Panorama ein eigenes Profil hinzu: er nimmt, wie Frank zeigt, den Widerstreit zwischen ‚Ich bin‘ und ‚Ich soll‘ in Fichtes erster ‚Wissenschaftslehre‘, den Umstand also, daß der erste Grundsatz sich schon nach Fichtes früherer Einsicht nur im praktischen Rayon begründen kann, zum Anlaß für seine Lehre vom ‚Wechselerweis‘. Es ist der Wechselerweis zwi-

schen den Prinzipien, von denen das philosophische Denken seinen Ausgang nimmt, die aber für sich genommen leer sind, und den Ideen, dem Wissen von der Totalität des Ganzen, das in unendlicher Progression aufgesucht werden muß. Deshalb ist die Bestimmung des Anfangs des Philosophierens, also des konkret gefaßten Prinzips, nicht länger zentral: überall kann der Gedanke blitzhaft beginnen – eine Erwägung, die die philosophische Hermeneutik unseres Jahrhunderts präfiguriert, die aber auch mit Hegels Theorie des Zufälligen, das in Gedanken gefaßt, absolute Notwendigkeit werden kann, in subtiler Korrespondenz steht. Leitend dabei bleibt das ‚Rätsel des Selbstgefühls‘, das im Sinne Schlegels ein Urbild ist, „dem wir uns nur ins Unendliche annähern können“ und das doch als Empfindung (mit der Etymologie der Romantiker: als ein ‚In sich Finden‘) den Denkkakt begleitet. Deshalb nur kann Schlegel den ‚Progressionsgedanken‘ und den Gedanken der Infinitheit miteinander verbinden: wie Frank zeigt, in bemerkenswerter Umorientierung von Jacobis und Niethammers Aufweis der infiniten Regressionsbewegung, in die jedweder Versuch, den Fichteschen obersten Grundsatz zu begründen, geraten müsse. Wenn Frank provokanterweise vor allem darauf verweist, daß die Erwägungen von Novalis und Schlegel mehr leisteten als die Skizze Hölderlins, so ist doch ein zweifacher anderer Kontext nicht minder bemerkenswert: Reflexion als Gewißheiterschütterung und analytische Suche nach dem Grund treten bei den Frühromantikern, anders als bei Ja-

cobi und beim späten Schelling nicht zu einer Doppelphilosophie auseinander, sondern bleiben in einer Synthesis zueinander gefügt.

Aus diesen Skizzen heraus dürfte erkennbar sein, daß Frank mit wirklich guten Gründen auf die Aktualität philosophischer Frühromantik verweisen kann: sie erweist sich nämlich als eine Position, die sich mit semantisch analytischen Mitteln triftig rekonstruieren läßt, die Einheitsorientierung und Ephemeritätsbewußtsein verbindet, die (mit dem Wort Ingeborg Bachmanns gesagt) ‚aus vielen Gründen‘ und in Spiegelungsbewegungen denkt, deren Reflexionsbewegung auf die Kunsterfahrung verweist und die Destruktions- und Dekompositionsbewegungen, wie sie der von Frank meisterhaft für die hermeneutische Tradition erschlossene Poststrukturalismus nahegelegt hat, präfiguriert, jedoch in weitergreifende Begründungszusammenhänge einbezieht.

## V.

Manfred Frank sagt im Vorwort seines Oeuvres zu Recht, daß er eine einseitige Sicht der Dinge entwickelt habe – und habe entwickeln wollen. Und man wird zustimmen können: ohne die gewollte Einseitigkeit würde dieses Werk nicht so vieles zu sehen geben. Deshalb nimmt man in Kauf, daß die Hemsterhuis-Studien des Novalis keine Erwähnung finden, datierten sie doch nach dem zur Untersuchung stehenden Zusammenhang. Mehr schon vermißt man die altertumswissenschaftlichen Studien der Brüder Schlegel, denn an der Gewinnung des Geschichtsbegriffs, am Akutwerden der ‚Querelle des anci-

ens et des modernes‘ als einer Nebenstimme der transzendentalphilosophischen Begründungsgänge wäre gelegen.

Schwerer wiegt es, daß die Platonische Spur weitgehend ausgetilgt wird – es finden sich lediglich einige ärgerlich dürre Worte über Schellings 1994 edierten „Timaios“-Kommentar –, denn eine wesentliche Grunderfahrung der Generation von Schelling, Hölderlin und Novalis verdankt sich dem Studium jener Dialektik, die im Unterschied zur neuzeitlichen, zugleich Dialog-Kunst war, und die ihren Einheitssinn nicht aus der Synthesis, sondern dem ‚Syndesmos‘, der Annahme eines Bandes zwischen dem Vielen zog. Die Konsequenz, den spekulativen Gedanken in die Erfahrung des Schönen münden zu lassen, legte sich vom Platon-Studium her nahe, und zudem führte es auf den bezeichnenden Umstand, daß die nicht-ichhafte Absolutheit von Hölderlin über Sinclair bis Novalis als Auslegung des ‚Hen kai pan‘, des Wegzeichens am Anfang griechischer Philosophie, exponiert wurde.

Man könnte außerdem die Vermutung äußern, daß nicht zufällig der Rückgang zum Kantischen Ideen-Begriff und zu Platon in jener bemerkenswerten Denkstunde bis 1796 miteinander einhergingen. Daß Gedanken ihren Zeitort haben und daß jener der Generation der Frühromantiker hoch bewegt war, blendet Frank nicht aus: er macht es freilich auch nicht explizit. Es wird vielmehr höchst eindrücklich in den wechselnden, mitunter atemberaubenden und oft vergessenen Lebensgeschichten, die er, hart recherchiehend und mit leichter Hand erzählend, aufblättert. Als Meisterstück der Weglassung, also

als Inbegriff eines geglückten Fragmentes, das auch durch Leerstellen vieles mitteilen kann, erweist sich Franks Werk im Blick auf Kant und auf Fichte. In Genf und Tübingen gingen den publizierten 36 ‚Vorlesungen‘ 14 voraus, die eine Gesamtdarstellung Kantischen Denkens boten. Sie bleiben hier fort, und dennoch teilt sich, zwischen den Zeilen und in Rückspiegelungen, eine Kant-Deutung mit, die die Korrespondenzen zwischen dem kritischen und dem vorkritischen Werk in einer Weise beleuchtet, die eigener Diskussion würdig ist. Leider, mag man hinzufügen, wird dieser Spannungsbogen nicht auf die Notizen des „Opus postumum“ hin ausgedehnt. Fichte erscheint in allen Konstellationen als ein – fragwürdiges – Zentralgestirn, und wenn sich Frank auch mit Recht auf die Erbmasse aus der ersten Wissenschaftslehre konzentriert, so schimmert doch zumal in den letzten Abschnitten – unter Einbeziehung des zu Unrecht vergessenen Fichteaners Hülsen – die Affinität zwischen Fichtes Denkentwicklung zur Wissenschaftslehre ‚nova methodo‘ und den Reflexionen der Frühromantiker hindurch. Daß von ihnen ein Weg zum späteren Schelling – bis hin zur Konstellation von positiver und negativer Philosophie und vor allem der herausragenden Erlanger ‚Initia Philosophiae Universalis‘ (1820/21) eröffnet ist, versteht sich von selbst.

Es ist angesichts eines solchen Reichtums an Verbindungen bedauerlich, daß Frank zu meinen scheint, den frühromantischen Gedankenimpuls gegen Hegel ausspielen zu sollen. Er folgt damit einer unseligen Neigung der Frühroman-

tik-Forscher, die der verdienstliche Schlegel-Herausgeber Ernst Behler, dessen Gedenken Franks Buch gewidmet ist, besonders nachhaltig befestigte. Auf diese Weise sind Gegenschläge auf Hegels maßlose und grobianische Schlegel-Polemik auszuteilen; auf der Höhe von Text und Gedanke ist derlei nicht. Vielmehr gälte es, Impulsen von Claus-Arthur Scheier und seines Schülers G.-H. Falke folgend, die Spuren frühromantischer Bewegung nicht nur in der „Phänomenologie des Geistes“, sondern auch in der „Logik“ aufzuweisen, orientiert an dem irisierenden Gedanken, jedes Seiende sei als *das Andere seiner selbst* zu denken. Denn es ist der gleiche Grundgedanke, der Hegels leitende Grundintention, *das Absolute als Geist* aufzufassen, trägt. Nur einmal, dann aber auf höchstem Niveau, nähert sich Frank solchen Erwägungen, wenn er minutiös Jacob Zwillings sporadischen Nachlaß durchmustert und darin eine leitende Einsicht der Hegelschen ‚Logik‘ vorgeprägt findet, zu der es in der erkundeten Gedankenlandschaft keine rechte Entsprechung gibt: daß nämlich in der selbstbezüglichen Reflexion als Negation allein Absolutheit zur Darstellung komme. Kein *Grund im Bewußtsein*, und kein bewußtseinstranszendenter Grund ist hier anvisiert, sondern Absolutheit im Denktakt.

Schließlich wird man festhalten können, daß Franks Rekonstruktionen ihr hohes Innovationspotential ganz der Sache widmen. Auf diese Weise entsteht eine Interpretation am Leitfaden großer philosophischer Probleme der Kantischen und nachkantischen Periode, und ein nicht geringes Verdienst der Arbeit, die Neu-



gewichtung der schulphilosophischen Logik, ist nur so zu erreichen. Dennoch legt das Studium von Franks Ergebnissen auch den Wunsch einer subkutanen, an Metaphern und Denkbildern orientierten Rekonstruktion nahe, die im Licht von Blumenbergs ‚Metaphorologie als einer ‚Theorie der Unbegrifflichkeit‘ zu führen wäre. Auffallend ist es, welche eminente Rolle in nahezu allen erörterten Theorieprofilen der Begriff der ‚Darstellung‘ des Undarstellbaren spielt, wie er sich bei Fichte verliert, bei den Frühromantikern umso vehementer wieder aufscheint. Sollte dieses Thema, das dem Platonismus und der Renaissancephilosophie leitend war, nicht ein – bislang verdrängter – Schlüssel des Verständnisses sein? Oder: Frank leitet Fichtes eminenten Gebrauch des Begriffes der ‚Setzung‘ vom ‚ponere‘ der Schulphilosophie her und versichert mehrfach, daß man sich über den Setzungs-Terminus nicht mehr zu wundern brauche. Daß er das so oft beteuert, mag signalisieren, daß er sich selbst nach wie vor wundert – und der Fichte-Leser wird es zu Recht mit ihm tun. Auch hier könnte eine ‚Metaphorologie‘ der Frühromantik auf Spurensuche gehen. Und wer wäre mehr dazu prädestiniert, ein solches Unterfangen einer Archäologie frühromantischer Unbegrifflichkeit zu beginnen, als Manfred Frank, der so sublim über das vermeintlich randständige Thema ‚Stil in der Philosophie‘ nachgedacht hat? Auch eine weitere Fernsicht böte sich in einer Untersuchung an, die mit soviel Nachdruck die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger und ungleichartiger Gedanken namhaft macht: Beachtung verdient die Koin-

zidenz der Arbeit an der Ich-Philosophie mit Skizzen einer Philosophie des Nicht-Bewußten, die sich vom alten Platner herleitete und in der ‚Selina‘ seines Hörers Jean Paul zur lunarischen Sonne unter dem Selbst wurde. Freilich wäre ein weiter gefaßter Zeitraum zu betrachten, wenn dieses Komplementärphänomen ausgemessen werden sollte. Für die philosophische ‚conditio moderna‘ wäre dies allerdings von hohem Gewicht.

## VI.

Frank, der immer Literaturwissenschaftler und Philosoph zugleich war, hat, so darf man resümieren, ein in unbekanntes Land vorstoßendes Grundbuch für beide Disziplinen geschrieben, das beiden rasch zum Klassiker werden dürfte. Den Philosophen hat er in der Frühromantik eine philosophische Epoche erschlossen, die in systematischem Betracht einem Denken, wie es an der Zeit ist, und das angesichts der Modernitätserfahrung doch den Traum der Spekulation nicht verlieren möchte, höchst affin ist. In historischer Hinsicht hat Frank einen, vielleicht *den* Eckstein, gelegt, um die Denkgeschichte ‚von Kant bis Hegel‘ neu schreiben zu können. Mehr noch als Henrichs einschlägige Forschungen macht aber das Buch von Frank deutlich, wie sehr sich diese Rekonstruktion von jener, die Richard Kroner 1921 erstmals vorlegte, wird unterscheiden müssen – im Blick auf die gleichzeitigen Emanationen um 1795 und der Bedeutung der frühromantischen Philosophie Rechnung tragend, wird sich auch Kroners Teleologieverhältnisse vor- spiegelnder Titel nicht halten lassen.

Die Literaturwissenschaftler und Leser werden vertraute Texte in neuer Verzauberung über das Wunder lesen, wie höchste Reflexion und schwebende Leichtigkeit der Form sich vermählen konnten. Franks Kommentar zu seiner schönen Tieck-Ausgabe überführt diesen Zauber in philologische Wissenschaft.

Schließlich bewährt sich ein Grundzug romantischer Denkformen an Franks Lebensarbeit an der Frühromantik selbst: die Monographie ‚unendliche Annäherung‘ steht nicht am Abschluß eines DFG-Projektes zum Thema, sondern an sei-

nem Anfang. Die Totalitätsansicht greift also der Detailbegründung voraus, die sie vielleicht nie ganz einholen wird. Jeder an der Genesis der Romantik Interessierte wird auf Franks weitere Forschungsvorhaben mit größter Aufmerksamkeit und, angesichts dieser glanzvollen Intrade, bereits hinreichend gerechtfertigten Erwartungen blicken.

\*Alle Nachweise im Text beziehen sich auf das besprochene Buch von Manfred Frank: ‚Unendliche Annäherung‘. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt/Main 1997.

Andreas Berger (Tübingen)

Immanuel Carl Diez: *Briefwechsel und Kantische Schriften. Wissensbegründung in der Glaubenskrise. Tübingen – Jena (1790 – 1792)*. Hrsg. von Dieter Henrich. Stuttgart: Klett-Cotta, 1997. 1090/1214 S., Ln., 168,- DM.

Mit der Edition der Briefe und Schriften des Tübinger theologischen Repetenten Immanuel Carl Diez (1766-1796) aus den Jahren 1790-1794 hat Dieter Henrich nach langer Ankündigung ein Kernstück der von ihm ins Leben gerufenen „Konstellationsforschung“ zur Untersuchung der Genese des Frühidealismus zugänglich gemacht. Man könnte sogar von einer echten Keimzelle dieses Forschungsprojektes sprechen, denn der Fund einer Reihe von Briefen und Schriften von Diez vor beinahe 35 Jahren hat in der Tat einen wesentlichen ersten Ausgangspunkt für Henrichs Unternehmen dargestellt. Mit ihm ist eine zwar durch äußere Umstände zunächst immer wieder unterbrochene, später dann auch durch die vielfältigen technischen wie methodischen Probleme der Materie selbst erheblich erschwerte, jedoch bis zum heutigen Tage intensiv fortgeführte Forschungsarbeit eingeleitet worden. Diese hat sich ganz der Erschließung von abseits der Hauptzeugnisse zur Geschichte des deutschen Idealismus liegenden Quellen aus dem zeitlichen Umfeld von dessen Entstehung, sowie deren Einbindung in ein revi-

diertes Bild der philosophiegeschichtlichen Entwicklung jener ersten Hälfte der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts verschrieben. Vom Verlauf dieser Forschungstätigkeit wie von den außerordentlichen Schwierigkeiten insbesondere der akribisch durchgeführten Quellenrecherchen legt ein ausführlicher Bericht im vorliegenden Band (S. 789-857) ein eindrucksvolles Zeugnis ab.

Seit 1985 ist die Konstellationsforschung in einem Forschungsprogramm an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität intensiviert fortgeführt worden. Hieraus sind unter Henrichs Federführung bislang die 1991 erschienene Programmschrift „Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795).“ und die ein Jahr später publizierte umfangreiche Arbeit „Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795).“ hervorgegangen. Beide Bände, insbesondere aber die „Konstellationen“, hatten in Gestalt expliziter Ankündigungen und erster Thesen über die Rolle von Diez sowohl in der „Tübinger“ wie der „Jenaer Konstellation“ jener Jahre auf Teile

des jetzt vorgelegten Quellenmaterials vorverwiesen.

Diese Texte, zu denen auch eine Reihe von Briefen an Diez von seinem Freund Süßkind zählen, umfassen selbst nur 342 Seiten des vorliegenden, samt zweier ausführlicher Einleitungen insgesamt über 1200 Seiten starken Editionsbandes. Hinzu tritt ein ausführlicher Kommentar von 434 Seiten, sowie eine Reihe von sehr vielfältigen Begleitmaterialien. Dazu zählen verschiedene Abhandlungen von Mitarbeitern des Forschungsprogramms, die jeweils spezifische Aspekte von Diez' Leben und Denken erläutern oder illustrieren sollen, der bereits erwähnte Forschungsbericht, sowie ein Bildteil und ein Personenindex.

Wesentliche Bedeutung für das Verständnis der Edition muß zunächst den beiden vom Herausgeber verfaßten Einleitungen zukommen. Denn trotz der Vorankündigungen in den bislang publizierten Arbeiten besteht für eine derart tiefgreifende Beschäftigung mit Diez zunächst ein gewisses Legitimationsdefizit, wie der Herausgeber gleich zu Beginn auch eingesteht: Diez, der in seiner Tübinger Reptonenzeit in enger Verbindung mit Hölderlin, Schelling und Hegel gestanden hatte, sei als philosophierender Kopf ja selbst niemals in Gestalt von Publikationen in Erscheinung getreten: Diez habe eben „kein Werk geschaffen oder entworfen, das nach einem Studium um seiner selbst willen verlangt.“ (S. XVII). Vielmehr könne eine Untersuchung seiner Entwicklung zum „selbstdenkenden Kantianer“ (so der Titel der zweiten Einleitung) nur „umwillen des besonderen Interesses an der Zeit und

den Kontexten, in denen Diez gelebt, gearbeitet und auch gewirkt hat“ (S. XVII), geschehen. Mit anderen Worten: Diez' Leben und Denken könne für uns nur insofern von berechtigtem Interesse sein, als er wirksamer Teilnehmer an der „Tübinger“ und der „Jenaer Konstellation“ jener Jahre von 1789-1795 gewesen sei, aus denen dann andere, philosophiegeschichtlich ungleich bedeutendere Denker hervorgegangen sind; so auf der einen Seite eben etwa Hölderlin (der später wie Diez die „Konstellation“ wechselte), Schelling und Hegel, auf der anderen Seite aber auch die von Henrich bislang kaum beachteten Friedrich Schlegel und Novalis.

Die einerseits durch historisch-philologische Spurensuche akribisch fundierte, andererseits durch argumentationsgeschichtliche Deutung systematisierte Rekonstruktion dieser „Konstellationen“ stellt nun das verdienstvolle Anliegen von Henrichs Programm dar. Mit diesem ist ein Gegengewicht zur konventionellen Auseinandersetzung mit durch die schlichte Tatsache ihres positiven Vorliegens und ihre schiere Durchsetzungskraft philosophiegeschichtlich herausgestellten Überzeugungssystemen gebildet worden. Die Konstellationsforschung hat in der Vergangenheit hier auch bereits eine Reihe interessanter Ergebnisse zur Genese des Frühidealismus vorlegen können. Dies ist zunächst insbesondere damit geschehen, daß sie die ‚blinden‘ Flecken der Philosophiegeschichtsschreibung überhaupt erst spürbar gemacht hat. Hier ist dann insbesondere mit der Programmschrift „Konstellationen“ ein umfassendes Gegenbild der philosophi-

schen Entwicklung dieser Epoche entworfen worden, zu dessen detaillierter Ausführung die vorliegende Edition der Briefe und Schriften von Diez gehört.

Henrichs Konstellationsforschung ist nun aber durch ihr methodisches Fundament auch in besonders hohem Maße einem Risiko ausgesetzt, das insbesondere aus der Editions wissenschaft hinlänglich bekannt ist. Gemeint ist das Problem der sinnvollen Dosierung des Einflusses von systematisierender Deutung auf die erschließende bzw. erklärende Quellenarbeit. Das Wechselspiel dieser beiden aufeinander verwiesenen Verfahrenstechniken ist bekanntermaßen ja dazu geeignet, zirkuläre Argumentations- und Belegstrukturen zu erzeugen, sobald eine Seite – und das ist meist die der Interpretation – zur Fixierung des Ganzen ein Übermaß an Eigendynamik gewinnt und durch ihre Dominanz die Dynamik der anderen Seite beeinträchtigt. Beide Arbeitstechniken, erschließende Recherche und erklärende Kommentierung auf der einen und systematisierende Deutung auf der anderen Seite, bilden in analoger Wechselwirkung nun auch die zentralen methodischen Eckpfeiler von Henrichs Projekt; dies jedoch in einer im Verfahrensprogramm selbst bereits angelegten, von der Editionspraxis dezidiert verschiedenen Gewichtung, was das von dort her bekannte Risiko verstärkt:

Da die Konstellationsforschung durch die Entdeckung von Diez und die Erschließung seines Denkens entscheidend mit konstituiert worden ist, ihn sogar zu einem der zentralen Angelpunkte ihrer Thesen gemacht hat, ist eine Dominanz der Deutungsperspektive hier schon verfahrensimmanent angelegt. Damit hat sich aber die Gefahr einer eigendynamischen Fixierung der Deutung, unmittelbar verbunden mit dem Risiko einer zu engen Fokussierung in der Erschließungsarbeit, erheblich verschärft, wie der Herausgeber auch einräumt.<sup>1</sup>

Prüfstein für Henrichs Unternehmen muß deshalb in besonderem Maße die Darbietung seiner Quellen sein, da nur an diesen tatsächlich vorliegenden Zeugnissen die Hauptthesen zur Bedeutung von Diez in der Genese des Frühidealismus zu erden wären. Zu den erst durch die Konstellationsforschung zutage geförderten Dokumenten müßten hierbei allerdings auch alle weiteren vorliegenden, für den Untersuchungsgegenstand der Entwicklung der nachkantischen Philosophie relevanten Texte berücksichtigt werden. Derzeit ist eine solche kontroverse Prüfung jedoch trotz der nun vorliegenden Edition nach wie vor nur eingeschränkt möglich. Denn bedauerlicherweise fehlen dem Gesamtprojekt vorläufig noch seine Schlußsteine auf Seiten der Deutung, in Gestalt

<sup>1</sup> Der Herausgeber zeigt in dieser Frage durchaus Problembewußtsein, wenn er in seinem Forschungsbericht die Möglichkeit erwägt, „daß die Beschäftigung mit dem Idealismus unter den Fluch gerät, entweder dilettantisch oder betriebsblind auszufallen“. Als Ziel formuliert er daher: „ein Verhältnis zu der Theoriebildung des Idealismus zu etablieren, das nicht von dessen Selbstinterpretation befangen ist und das dennoch ihn selbst und nicht eine fehlgehende Vormeinung über ihn im Blick hat.“ (S. 808)

definitiver Thesen zu Diez und einer diese untermauernden ausführlichen Argumentation: Die außerordentlich umfangreich angelegte Diez-Monographie Dieter Henrichs, „Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zu Immanuel Carl Diez und den Anfängen des Idealismus. Tübingen – Jena (1790-1792).“<sup>2</sup>, mit der die Deutung von dessen Rolle insbesondere in der „Tübinger Konstellation“ erst abzuschließen sein wird, steht entgegen der ursprünglichen Absicht des Autors noch aus. Gleiches gilt für die Abhandlung von Henrichs Mitarbeiter Marcelo Stamm über Carl Leonhard Reinholds „Systemkrise. Die Elementarphilosophie in der Debatte (1790-1792).“<sup>3</sup>. Im Editionsband wird gleichwohl bereits an vielen Stellen auf diese beiden noch ausstehenden Publikationsprojekte verwiesen. Bedauerlicherweise geschieht dies häufig gerade dort, wo im Kommentar selbst oder im Anschluß an diesen bereits Thesen zu Diez' Denken und dessen Einfluß auf andere formuliert werden. Deren Nachvollziehbarkeit leidet deshalb mitunter so erheblich, daß nicht wenig vorläufig entweder unverständlich bleiben oder als unbelegt gelten muß.

Über diesen entschiedenen Mangel dürfte kaum hinwegtrösten, daß die beiden ausstehenden Arbeiten in der Edition in Gestalt von „Berichten und Übersichten“ vertreten sind: Henrichs monumentale Monographie (bis dato 1697 Seiten) kündigt

sich an mit einer über dreiseitigen Gliederungsdisposition. Diese ist allerdings aus sich selbst heraus kaum zu verstehen, weshalb sie für die Lektüre der Briefedition nicht wirklich nutzbar zu machen ist. Marcelo Stamms Abhandlung über Reinholds sogenannte „Systemkrise“ bereitet auf ihr Erscheinen vor in Gestalt eines Begleittextes zur „Reorganisation der Elementarphilosophie“. Dieser besteht im wesentlichen im Abdruck eines für die Kernthesen Henrichs entscheidenden weiteren Dokuments, nämlich eines Briefes von Reinhold an seinen Freund, Schüler und Kritiker Johann Benjamin Erhard vom 18. Juni 1792. Wenngleich dieser Brief nicht unmittelbar in den Zusammenhang der Texte der vorliegenden Edition gehören kann und vor allem selbst aus seinem eigenen Kontext gerissen ist, ist doch seine nun endlich erfolgte vollständige Veröffentlichung in jedem Fall begrüßenswert. Denn zwar wurde durch Henrich in der Vergangenheit immer wieder die herausragende Schlüsselrolle dieses Briefes betont, dabei jedoch nie mehr als Andeutungen über seinen Inhalt tatsächlich vorgelegt.

Da sich nun nach Anspruch des Herausgebers die im eigentlichen Hauptteil edierten Texte „zur Gänze erst durch die Kommentierung und durch Untersuchungen, die ihr vorausgehen und an sie anschließen, in ihrer Bedeutung für die Theorie-

<sup>2</sup> Das Typoskript dieser Monographie ist den Angaben des Verfassers nach noch nicht abgeschlossen. Eine Publikation soll aber möglichst bald, unter Umständen noch im laufenden Jahr, erfolgen.

<sup>3</sup> Auf diesen Band wird in der Edition bereits mit den Erscheinungsdaten „Stuttgart: Klett-Cotta, 1998“ verwiesen.

geschichte verstehen lassen“ (S. XXXIII), kann sich der interessierte Leser gegenwärtig durch das Fehlen definitiver Aussagen über Diez' Rolle zwangsläufig also nur ein vorläufiges Urteil über das tatsächliche Gewicht des bereits Vorliegenden bilden. Eine solche vorbehaltliche Lektüre ist gleichwohl mit Hilfe des vorliegenden Kommentars bereits möglich, da Grundzüge der Argumentation Henrichs ja vorliegen und in den beiden Einleitungen nochmals auf Diez hin gebündelt zusammengefaßt werden: Diez stelle demnach in hervorgehobener Stellung einen Teilnehmer der beiden zur Untersuchung fixierten „Konstellationen“ dar, deren wesentliches Bindeglied er sogar gewesen sei. In der „Tübinger Konstellation“ habe er primär durch seine sukzessive Abkehr von der Theologie gewirkt. Dies deshalb, weil diese Abwendung auf der Basis einer Entwicklung zum „enragierten Kantianer“ geschehen sei, welche mutmaßlich auf einen Teil der Stiftsstudenten gewirkt habe (darunter eben Hölderlin, Schelling und Hegel). Diese Entwicklung zum „Selbstdenkenden Kantianer“ beinhalte die Ausbildung einer eigenen offenbarungskritischen Position auf kantischer Basis; zu ihr gehöre aber vor allem auch die Auseinandersetzung mit und später die Kritik an Reinholds Elementarphilosophie nebst Ausarbeitung eines eigenen ersten Ansatzes zu einem Begründungsprogramm für die kantische Philosophie. Vor allem über die beiden letztgenannten Punkte habe Diez dann auch in der „Jenaer Konstellation“ gewirkt, indem er „Reinhold dazu [gebracht habe], seine Elementarphilosophie vollständig umzuge-

stalten.“ (S. XXIX). Er habe auf diese Weise bei Reinhold eine „Systemkrise“ „bewirkt“ (S. C). Zwar nicht mehr er selbst, jedoch „seine“ sich unter anderem in einer Publikation Reinholds von 1794 vage andeutende Wirkung habe dann über Vermittlung von Diez' Freund Niethammer wesentlichen Einfluß auf die Aufnahme von Fichtes erster Wissenschaftslehre in Jena gehabt. Dies sei insbesondere im Fall des gleichfalls mit Niethammer befreundeten, erst 1794 verspätet die Konstellation wechselnden Hölderlin von Bedeutung, da diese Reserven aus der Reinhold-Kritik sich wesentlich auf die Ausbildung von Hölderlins eigenem, fichtekritischem philosophischen Selbstverständnis ausgewirkt hätten („mit deren Ergebnissen [Hölderlin] wiederum seine Homburger Freunde und Hegel beeindruckte“, S. XXX).

Es verhält es sich nun aber so, daß unmittelbar aus den im vorliegenden Band edierten Zeugnissen faktisch nur wenig zum durch Diez auf andere Konstellationsteilnehmer ausgeübten Einfluß hervorgehen kann, wenngleich sie ihn durchaus als geistreichen und bisweilen amüsanten Briefschreiber und potenten philosophierenden Kopf zu präsentieren geeignet sind. Insbesondere die oben skizzierten Thesen Henrichs zur zentralen Bindegliedfunktion von Diez zwischen den beiden Konstellationen sind durch Diez' Briefe und Schriften nicht direkt zu belegen. So deckt der Editionsband ungleich stärker die „Tübinger Konstellation“ ab (mit Briefen und Schriften von Diez sowie von Süßkind an Diez aus den Jahren 1790-1792; Textgruppen A-C). Diese gut zwei Drittel der edier-

ten Dokumente ausmachenden Textgruppen sind zeitlich relativ geschlossen und tatsächlich in hohem Maße theoriehaltig. Sie können somit zwar durchaus vielfältige Aufschlüsse geben über Diez' Entwicklung zum „kantischen enragé“, den Hintergrund seiner unpublizierten Arbeiten zur Offenbarungskritik, über seine Auseinandersetzung und spätere Absetzung von Reinholds Elementarphilosophie, sowie über die zeitgenössisch akuten theologisch-philosophischen Diskussionen (nicht nur) um Diez selbst herum. Man mag daher auch gerne glauben, daß Diez in der „Tübinger Konstellation“ auf sein Umfeld einen gewissen Einfluß ausgeübt hat. Jedoch läßt sich dies konkret durch die Textzeugnisse selbst nur äußerst eingeschränkt nachweisen.

Die beiden Briefgruppen aus dem Bereich der „Jenaer Konstellation“ datieren dagegen im Unterschied zu den Dokumenten aus den Tübinger Jahren vor allem aus zwei relativ kurzen, relativ weit auseinanderliegenden Zeiträumen, demjenigen unmittelbar nach Diez' Ankunft im Jahr 1792 (Gruppe D; an die Eltern) sowie dem kurz vor seiner Abreise im Jahr 1794 (Gruppe E; an den zu diesem Zeitpunkt nicht in Jena weilenden Niethammer). Sie dokumentieren den Jenaer Aufenthalt also nur mit einer großen Lücke. Zudem enthalten sie auch durch ihren von den theoriegeladenen Tübinger Briefen größtenteils verschiedenen Charakter wenig Sachhaltiges zu philosophisch-theoretischen Fragen. Sie können insofern primär allein der atmosphärischen Absicherung der Konstellation dienen. Eine solches Hintergrundpanorama ist nun gewiß

im Gesamtvorhaben nicht gänzlich irrelevant und nebenbei sogar geeignet, im Editionsband das weitaus größte Lesevergnügen zu ermöglichen. Gleichwohl können die Jenaer Briefe aber nur wenig zur Einschätzung von Diez' Bedeutung innerhalb dieser Konstellation beitragen.

In den Briefen aus beiden Lebensabschnitten ist vieles nun in der Tat auch nicht unmittelbar aus sich selbst heraus verständlich. Hier sind der ausführliche, aufwendig erstellte Kommentar und die Begleittexte zum Problem der Offenbarungskritik und zu „Aspekten des Lebens in Jena“ geeignet, ein breites Panorama beider „Konstellationen“ herzustellen. Jedoch gerät vor allem der Kommentar, der zur atmosphärischen Milieudarstellung dezidiert auch eher nebensächliche Sachverhalte erklären soll, mitunter in Versuchung, zuviel des Guten zu tun: Die in mühevoller detektivischer Kleinarbeit zusammengetragenen Erkenntnisse auch zu solchen eher marginalen Umständen tendieren gelegentlich dazu, in ihrer Masse und peniblen Detailliertheit die sehr viel schwerwiegenden Informationen zu theoretischen Problemzusammenhängen zu verschütten. Ähnliches gilt für die exzessiv angewandte Verweisteknik, die mitunter zu erheblichen ‚Transportverlusten‘ beim häufig angezeigten Blättern führt, welche auch durch das hier sehr hilfreiche Personenverzeichnis, das leider nur auf Diez' Zeitgenossen beschränkt bleibt, nicht ausgeglichen werden können.

Ein im Vergleich zum Gros der breit kommentierten Quellen des Hauptteils in Hinblick auf Diez' Wirkung sehr viel aussagekräftigeres



Dokument stellt der bereits erwähnte, nur als Nebentext wiedergegebene Brief Reinholds an Erhard vom 18. Juni 1792 (S. 911-914) dar. Hier scheint Diez auf den ersten Blick tatsächlich entscheidender Einfluß auf Reinhold durch diesen selbst zugeschrieben zu werden. Der Brief entstammt jedoch einem spezifischen anderen Gesprächskontext, in den er zu einer wirklich fundierten Deutung erst wieder reintegriert werden mußte. Eine detailliertere Nachweisführung wäre hier ratsam gewesen, insbesondere, weil die von Marcelo Stamm hier nochmals erneuerte, gegenüber früheren Versionen allerdings auch teilweise präzisierte und differenziertere Deutung dieses Briefes in der Vergangenheit bereits Widerspruch gefunden hat.<sup>4</sup> Leider wird durch die Art der Wiedergabe auch unnötigerweise die Rezeption des erstmals vorliegenden Integraltextes beeinflusst: Die nicht konkret Diez, wohl aber mit Carl Christian Erhard Schmid und Erhard zwei weitere Hauptkritiker Reinholds betreffenden

Absätze sind petit gesetzt, was sogar als ein begrüßenswertes Mehr gegenüber der Alternative eines nur auszugsweisen Abdrucks verstanden werden solle (S. 899). Dieser Eingriff scheint jedoch eher Ausdruck einer gewissen Fixierung auf Diez bzw. auf diesen einen Brief zu sein, bei gleichzeitiger Ausklammerung anderer Kontexte und anderer Dokumente.<sup>5</sup> Hierauf verweist auch Stamms rein immanente Belegstruktur, wo es um durch den Brief nicht nachweisbare weitere Einwürfe und Umarbeitungsvorschläge durch Diez geht (S. 904, Fußnote Nr. 247): Ein dem möglichen Diez'schen entsprechenden Argument gegen Reinholds Ableitung der Mannigfaltigkeit des Stoffes war unter anderem bereits von Seiten Friedrich Carl Forbergs, sowie in den Diez bekannten Reinhold-Rezensionen von August Wilhelm Rehberg und auch Schmid aufgetaucht. Es wäre in jedem Fall zu bedenken, daß die Vorgänge um Reinholds Umdenken nicht zuletzt wegen dessen sukzessiver Zermürbung

<sup>4</sup> vgl. z. B. Manfred Frank, „Unendliche Annäherung«. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik.“ Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 403-406

<sup>5</sup> Ein an sich eher marginaler Fehler bei der Bearbeitung des transkribierten Textes läßt angesichts der ansonsten fast im Übermaß peniblen kommentatorischen Bearbeitung tatsächlich befürchten, daß die Fixierung auf Diez auch die Auswertung anderer Dokumente aus dem Umfeld der beiden anderen Reinhold-Kritiker beeinträchtigt haben könnte. Gemeint ist eine Passage auf S. 913 unten: Nach dem Originalmanuskript heißt es dort: „Das Buch über das *Fundament* von M. Holzte in H. [...]“, der Ortsnamen ist also nicht ausgeschrieben. Reinhold dürfte nun nicht auf den Erscheinungsort der besagten Schrift von Johann Ludolf Holst (Halle) referiert haben, wie Stamm die Initiale kommentarlos deutet. Denn ihm war der tatsächliche Wirkungsort Holsts (Hamburg) mit Sicherheit bekannt. Er dürfte ihm sogar in einer direkten Frage von Erhard im verlorenen Vorgängerbrief, den er an dieser Stelle eindeutig wieder ‚abzuarbeiten‘ beginnt, begegnet sein. Und daß Erhard auf Holst als einen Hamburger referiert haben dürfte, geht aus dem publizierten Teil seines Briefwechsels deutlich hervor (vgl. die „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von Karl August Varnhagen von Ense.“, Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1830, Brief Nr. 150 von J.A.H. Reimarus, November 1791, S. 330f., sowie Brief Nr. 155 an Reinhold vom 30. Juli 1792, S. 343).

durch die Vielzahl von Kritiken erheblich komplexer gewesen sein dürften, als dies die bisher vorliegenden Deutungen von Henrich und von Stamm suggerieren, in denen Diez ja eine fast solitäre Position als entscheidender Kritiker einnimmt. Allerdings sind hier zumindest in bezug auf die Rolle Erhards inzwischen offenbar erhebliche Modifikationen vorgenommen worden. Insbesondere die Rolle von Schmid wäre aber in diesem Kontext unbedingt noch näher zu untersuchen.<sup>6</sup> Zahlreiche Verweise vor allem auf Henrichs noch ausstehende Diez-Monographie zeigen jedoch hier wiederum, daß eine womöglich differenzierter gezeichnete Gesamtdeutung noch aussteht.

Nachträge wären zum Teil aber auch zum Kommentar der Haupttexte zu liefern: Hier kann man sich gleichfalls nicht immer des Eindrucks erwehren, daß insbesondere im Zusammenhang mit der Diez'schen Reinhold-Kritik Kontexte ausgeblendet werden, die seine in den Thesen der Münchner Konstellationsforschung behauptete solitäre Stellung in Frage stellen könnten. So ist beispielsweise der eben erwähnte Carl Christian Erhard Schmid in Briefen und Kommentar zwar breit als von Diez außerordentlich verehrter Verfasser eines Kant-Wörterbuches und einer Moralphilosophie, sowie als Offenbarungskritiker und möglicher Adressat von Diez' offenbarungskritischen Aufzeichnungen vertreten, im Zusammenhang mit

seiner Rezension von Reinholds Fundamentschrift wird er jedoch nicht mehr genannt. Dies ist um so verwunderlicher, als Diez – noch in Tübingen – die Anfang April 1792 in der A.L.Z. publizierte Rezension höchstwahrscheinlich wahrgenommen haben dürfte, und er zudem in seiner ersten Jenaer Woche dem offenbar dort zu Besuch weilenden Schmid auf gleich mehreren Gesellschaftsabenden persönlich begegnet zu sein scheint (vgl. D 1, S. 261 und D 2, S. 276). Eine explizite Querverbindung ist hier nun zwar nicht konkret nachweisbar, jedoch durchaus möglich, wenn nicht sogar sehr wahrscheinlich – ein Umstand, der Zweifel an der Darstellung der Vorgänge um Reinholds neugewonnene Einsicht zumindest stützen könnte und daher in die weitere Deutung der komplexen Situation um Reinholds Umdenken mit einfließen sollte.

Zweifel sind nun letztlich auch angebracht hinsichtlich der Behauptung einer manifesten „Systemkrise“ Reinholds. Zwar scheint Henrich in diesem Zusammenhang stillschweigend die Behauptung der (allerdings lediglich für Eingeweihte) aus Reinhold-Publikationen bis spätestens 1794 erkennbaren Position „Reinhold II“ zumindest in dieser Formulierung zurückgenommen zu haben. Jedoch sind nach wie vor andere Zeugnisse Reinholds kaum berücksichtigt, die darauf verweisen, daß er den im Brief an Erhard angekündigten Modifikationen in seiner Elementarphilosophie offenbar einen so

<sup>6</sup> vgl. hierzu meinen im vorliegenden Jahrbuch abgedruckten, mit diesem Problemkreis befaßten Aufsatz „Systemwandel zu einer „neuen Elementarphilosophie“? Zur möglichen Rolle von Carl Christian Erhard Schmid in der Entwicklung von Reinholds Elementarphilosophie nach 1791.“, S. 137-210.

geringen Stellenwert beigemessen hatte, daß selbst die Rede von der „Systemkrise“ nur sehr eingeschränkt haltbar sein dürfte. Seinem Briefwechsel nach galt Reinholds Interesse nämlich über einen längeren Zeitraum hinweg fast ausschließlich seiner Theorie der Freiheit des Willens, über die er im übrigen in der Folgezeit mit Schmid in eine heftige, auch öffentlich ausgetragene Kontroverse geraten ist, sowie in der unmittelbar auf den Brief an Erhard folgenden Woche daneben auch speziell Fichtes neuerschiedenem „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“. Daß hingegen der vorrangig mit Fragen der praktischen Philosophie befaßte zweite Band von Reinholds „Briefen über die kantische Philosophie“, tatsächlich mit „großer Aufmerksamkeit und einer Vororientierung“ sichtbare Spuren einer „Systemkrise“ zeige, wie Henrich behauptet (S. XXVII), müßte seinerseits in der Folge erst noch belegt werden.

Zusammenfassend muß somit leider festgestellt werden, daß die Edition der bislang unpublizierten Quellen zu Person und Denken von Immanuel Carl Diez vorerst nur zu einem geringen Teil dazu beitragen konnte, die außerordentlich schwerwiegenden Thesen der Münchner Konstellationsforscher zu Diez' tatsächlicher Bedeutung als entscheidendem Bindeglied zwischen seinen Tübinger Freunden und den Trägern der in Jena zentrierten rapiden Entwicklung der zeitgenössischen deutschen Philosophie wirklich zu belegen. Die noch ausstehenden

Arbeiten, die dies nun erst leisten müßten, sind angesichts der offenen Beleglücken gerade aufgrund dieser massiven Fixierung enormen Anforderungen ausgesetzt, die nicht leicht zu bewältigen sein werden. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die Entdeckung von Diez und die mühevollen, aufwendige Aufarbeitung der wenigen überkommenen Dokumente von seiner Hand durchaus von Wert sind. Mit der Edition dieser Quellen ist deutlich geworden, daß dieser Diez in der Tat ein „ganz außerordentlicher Kopf mit dem allerbesten Herzen“ gewesen sein dürfte (wie Reinhold schreibt), der mit seinen Erkenntnissen in der Frage der Begründung der kantischen Philosophie gewiß auch auf sein Umfeld Einfluß genommen hat. Zweifelhaft muß angesichts der fundierten Einwände gegen die Annahme seiner hierbei absolut solitären Rolle jedoch sein, ob die Verhältnisse tatsächlich so einfach liegen können, daß er in dieser Funktion der einzige entscheidende Impulsgeber der wesentlichen Entwicklungen gewesen ist. Eine Reihe anderer Spuren im komplexen Geflecht der unmittelbaren nachkantischen Philosophiegeschichte hat sich nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit Henrichs bislang vorliegenden Thesen bereits abgezeichnet. Gerade auch diesen Spuren weiter nachzugehen, stellt für die Zukunft eine lohnenswerte Aufgabe dar, wozu die kontrovers zu diskutierenden Ergebnisse des Münchner Jena-Programms in jedem Fall stimulierend beitragen können.

Jochen Hörisch

## Goethes bestes Buch: eine Romantik-Parodie?

„Eine neue Lesart“ von Goethes bestem Buch: nichts Geringeres verspricht die vorliegende Arbeit in ihrem Untertitel selbstbewußt. Die Verfasserin hält ihr Versprechen. Das ist ver- und bewundernswert. Haben doch Tausende von sekundärliterarischen Abhandlungen die *Wahlverwandtschaften* aus- und ihnen mitunter auch einiges „untergelegt“. Und es ist auch wiederum nicht verwunderlich. Hat Goethe doch nach eigener Aussage so viel in seinen Roman „hineingeheimnißt“, daß Generationen von Literaturwissenschaftlern genug zu tun haben, um in romantischer „Annäherung“ an den unendlich sich entziehenden Sinn alle Alusionen und Tiefenschichten des Romans freizulegen.

Bewunderswert ist die Arbeit durch zwei selten vereinigte Qualitäten. Erstens durch die Luzidität und die interne Stimmigkeit ihrer Detailanalysen (dazu gleich mehr). Und zweitens dadurch, daß diese Details tatsächlich zu einer generell „neuen Lesart“ der *Wahlverwandtschaften* führen. Und das will etwas heißen – auch dann, wenn, wie sollte es anders sein, die neue Lesart so neu freilich auch wiederum nicht ist. Aber sie macht eine bislang völlig minoritäre Lektüre des Romans stark: die nämlich, die auf seine parodistischen Elemente hinweisen.

Daß etwa die Gestalt Mittlers geradezu überdeutlich parodistische Züge trägt, konnte nur Interpreten entgehen, die à tout prix den *Wahlverwandtschaften* erhabene Stilqualitäten zusprechen wollten. Daß sich Goethe sehr ernste Scherze nicht nur im *Faust*, sondern auch in seinem besten Buch erlaubt, zeigen, worauf Bersier nicht eigens eingeht, die systematischen Doppeldeutigkeiten gerade vieler Schlüsselsätze des Romans. Um nur drei zu nennen: der Schlußsatz, der sarkastisch mit dem konditional-temporalen Doppelsinn des Wortes „wenn“ spielt („Welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen“ – falls: werden sie aber nicht); der berühmte Satz im vorletzten Kapitel („Das Leben war ihnen ein Rätsel, dessen Auflösung sie nur miteinander fanden“ – das Lösungswort werden Eduard und Ottilie nicht finden, wohl aber wird sich ihr Leben gemeinsam auflösen); und der Eingangssatz, den Bersier glänzend interpretiert.

Damit sind wir auch schon im Zentrum von Bersiers Argumentation. Die doppelte Namensnennung am Romananfang „Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard ...“ ist, wie durch eben diese Doppelung schon angedeutet wird, übercodiert.

Eduard – so heißt der Titelheld in Jacobis Roman *Eduard Allwills Papiere*, der moralische Gegenspieler zur Titelfigur von Tiecks *William Lovell*, der Titelheld von Sophie Mereaus Briefroman *Amanda und Eduard*, Julius' Freund in Schlegels *Lucinde* und auch der sittsame Empfänger von Schleiermachers *Vertrauten Briefen über die Lucinde*. In seiner *Wunderhorn* – Rezension hat Goethe einen kaum mehr geheim zu nennenden Wink gegeben, daß sich ihm im Namen Eduard die Romantik ironisch inkarnierte. Dort heißt es: „Wir können jedoch unsere Vorliebe für diejenigen (Lieder) nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt ineinander geflochten ist, daß sich erst ein Rätsel aufbaut und sodann mehr oder weniger und wenn man will epigrammatisch auflöst. Das bekannte ‚Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot, Eduard, Eduard!‘ ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen.“ (zit. 69)

Auf die Parallele zwischen dieser Rezension und dem *Wahlverwandtschaften*-Beginn hat bereits Norbert Oellers hingewiesen. Es ist aber Bersiers Verdienst, nun eine solche Fülle von Allusionen auf die Romantiker und insbesondere auf Friedrich Schlegel und seine Schriften auszuweiten, daß ihre These hohe Plausibilität gewinnt: „Der entschiedenste Verfechter der modern-romantischen Liebes- und Eheauffassung der *Wahlverwandtschaften* und geistige Urheber ihrer ironisch-reflexiven Schreibart Friedrich Schlegel würde gleichzeitig als geistiger Zieladressat des Romans hervortreten.“ (63) Um nur einige wenige Anspielungen zu nennen: Auf Schlegels *Studium*-Es-

say geht das Obstbaugleichnis des Romanbeginns zurück, auf seine *Indien*-Schrift spielt schon der Roman-titel an, auf das *Athenäum*-Fragment 132 nimmt Eduards Charakterisierung als Narziß Bezug, auf Schlegels Stolberg-Rezension spielt Goethe gleich mehrfach an, die Figur des Architekten parodiert die (später so genannten) Nazarener und ihren Mentor (eben Schlegel), und so geht es fort.

Insgesamt ist die Darlegung verblüffend schlüssig – selbst dann, wenn man in einzelnen Punkten widersprechen mag und muß. So im Hinblick auf die Gestalt Mittlers, für die gewiß eher Schleiermacher als Schlegel unfreiwillig Modell gestanden hat (vgl. Jochen Hörisch: *Die Wut des Verstehens – Zur Kritik der Hermeneutik*, Ffm 1988, 2. Aufl. 1998 – Kap. 5 und 6). Aber so fern sind beide Deutungen ja nicht voneinander entfernt. Schwer zu bestreiten ist die Quintessenz der Arbeit, die „das Unerhörte“ (feststellt): es war der altgewordene Klassiker Goethe, der das ästhetische Tauziehen zwischen Jenaer Romantik und Weimarer Klassik mit einem parodistischen Roman listig entschied.“ (45) Und zwar (hier wäre größere Entschiedenheit der These angezeigt), indem er die ironisch-transzendentalpoetische Frühromantik gegen den zum Katholizismus konvertierten Romantiker ausspielt. Goethe hat den vollendeten frühromantischen Kunstroman geschrieben, den die Jenaer wohl postuliert und poetologisch programmiert, nicht aber vorgelegt haben. Bersiers Arbeit kommt aufgrund origineller Befunde zu einem Resultat, das nur dann originell ist, wenn man allzu strikt der Opposition Weimar vs. Je-

na bzw. Klassik vs. Romantik verpflichtet ist: Der alte Goethe ist der Beste – der beste deutschsprachige Autor sowieso, aber eben auch der beste Frühromantiker.

Gabrielle Bersier: Goethes Rätsel-  
parodie der Romantik – Eine neue  
Lesart der ‚Wahlverwandtschaften‘.  
Tübingen (Niemeyer) 1997 (217 Sei-  
ten)



## Forschungsarchiv für Romantische Anthropologie

Im Rahmen eines DFG-Projekts wird am „Institut für neuere deutsche und europäische Literatur“ der FernUniversität Hagen ein Forschungsarchiv zur Romantischen Anthropologie aufgebaut. Wie die – weit besser erforschte – Anthropologie der Aufklärung beschäftigt sich auch die der Romantik mit dem „ganzen Menschen“ als Einheit von Körper und Seele. Das anthropologische Schrifttum, meist verfaßt von naturphilosophisch geprägten Medizinern, behandelt Grundfragen der Physiologie und der Psychologie, der Individual-, Natur- und Kosmosgeschichte, aber auch Spezialprobleme wie Somnambulismus/Magnetismus, Unbewußtes, Traum, Liebe, Wahnsinn, Doppelgängersyndrom, Geschlechterdifferenzen etc. Die Blütezeit der Romantischen Anthropologie liegt etwa zwischen 1810 und 1840, in der Psychologie bleibt sie bis in die 70er Jahre hinein einflußreich; ihre Wirkungsgeschichte reicht bis zu Freud und der Lebensphilosophie des frühen 20. Jahrhunderts.

Unser Forschungsarchiv sammelt die wichtigsten Primärtexte (Monographien, Zeitschriften, Aufsätze) aus dem Umfeld der Romantischen Anthropologie im Original oder in Kopie sowie ausgewählte Sekundärliteratur und macht sie allen interessierten Forschern zu freier Benutzung zugänglich. Der Textbestand ist durch eine Datenbank erschlossen; ein Arbeitsplatz mit Computer, Drucker, Scanner und Kopiermöglichkeit steht zur Verfügung. Der Aufbau des Archivs wird voraussichtlich 1999 abgeschlossen sein; bereits jetzt sind aber zahlreiche Aufsätze und Monographien vorhanden, unter anderem von den folgenden Autoren:

Johann Heinrich Ferdinand von Autenrieth; Franz von Baader; Karl Ernst von Baer; Christoph Heinrich Ernst Bischoff; Joachim Dietrich Brandis; Karl Friedrich Burdach; Carl Gustav Carus; Ernst Friedrich Eberhard; Joseph Ennemoser; Johann Eduard Erdmann; Immanuel Hermann von Fichte; Johann Christoph Fleck; Jakob Friedrich Fries; Christian Ludwig Funk; Georg Friedrich Christian Greiner; Franz von Paula Gruithuisen; Friedrich Wilhelm Hagen; Eduard von Hartmann; Johann Christian August Heinroth; Karl Wilhelm Ideler; Johann Samuel Ith; Ludwig Heinrich von Jakob; Dietrich Georg von Kieser; Johann Micha-



el Leupoldt; Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck; Jakob Salat; Karl Albert Scherner; Gotthilf Heinrich Schubert; Henrich Steffens; Paul Ignaz Vitalis Troxler; Heinrich Benedikt von Weber.

Die gesammelten Materialien dürften für Literaturwissenschaftler, Philosophen, Pädagogen, Medizin-, Psychologie- und Wissenschaftshistoriker gleichermaßen von Interesse sein.

Anfragen richten Sie bitte an den Projektleiter, *Prof. Dr. Manfred Engel*, oder seine Mitarbeiter *Dr. Uwe Spörl* und *Dr. Uli Wunderlich*.

Manfred Engel

*Postanschrift:* Forschungsarchiv Romantische Anthropologie, FernUniversität Hagen, Institut für neuere deutsche und europäische Literatur, Feithstr. 188, D-58084 Hagen.

*Telefon:* 02331-987-2579, -2119 und -4484; Fax 02331-882045.

*Email:* Manfred.Engel@FernUni-Hagen.de oder Ulrike.Wunderlich@FernUni-Hagen.de.

*Internet:* <http://www.fernunihagen.de/EUROL/Projekt/RomAnthr.htm>.

# Stéphane Michaud

## Inhaltsverzeichnis von Romantisme No 95–No 98

### SOMMAIRE

N° 95 – ROMANS

Chantal Pierre-Gnassounou : <i>Séquestrations et quarantaines : aux frontières des Rougon-Macquart</i> .....	5
Maria Watroba : Thérèse Raquin : <i>Le naturalisme entre mensonge et vérité</i> .....	17
Michel Lantelme : <i>Anticipation et fiction</i> : La Peau de chagrin .....	29
Anne Simon : <i>De Sylvie à la Recherche</i> : <i>Proust et l'inspiration nervalienne</i> .....	39
Joëlle Gleize : <i>Graziella, une socio-physiologie de la lecture naïve</i> ..	51
Hugues Laroche : <i>Le renard et la bécasse</i> .....	61
René Lefèvre : <i>Le ridicule raisonnement de Fort comme la mort</i> ...	69
Alain Vaillant : <i>Verba hermetica, Mallarmé, Rimbaud, Hugo</i> .....	81
Francis Lacoste : <i>Bouvard et Pécuchet, ou Quatrevingt-treize « en farce »</i> .....	99
Jean-Marie Seillan : <i>Huysmans, un untisémitisme fin-de siècle</i> .....	113

\*

**Comptes rendus.** Maurice Agulhon, *Histoire vagabonde, III, La politique en France d'hier à aujourd'hui* (S. Michaud) ; A. Corbin [dir.], *L'Avènement des loisirs, 1850-1960* (S. Michaud) ; Roger Bellet et Philippe Régner [dir.], *Ecrire la Commune, Témoignages, récits et romans (1871-1931)* (J. Migozzi) ; Dora B. Weiner, *The Citizen-Patient in Revolutionary and Imperial Paris* (J.L. Cabanès) ; Jean Glénisson et Ségolène Le Men [dir.], *Le Livre d'enfance et de jeunesse en France* (A. Vaillant) ; Ann-Déborah Lévy-Bertherat, *L'Artifice romantique de Byron à Baudelaire* (A. Vaillant) ; Jean-Marie Gleize, *La Poésie, Textes critiques XIV<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècle* (A. Vaillant) ; Sabine Schormann, *Bettine von Arnim. Die Bedeutung Schleiermachers für ihr Leben und Werk* (A.-C. Hoock-Demarle) ; Paolo Tortonese, *La vie extérieure. Essai sur l'œuvre narrative de T. Gautier* (M.-C. Schapira) ; T. Gautier [Michel Crouzet éd.], *Les Jeunes France, Romans goguenards* (M.-C. Schapira) ; J. Joubert [Rémy Tessonuea éd.], *Correspondance générale* (B. Vouilloux) .....

Résumés .....

141

## SOMMAIRE

## N° 96 – LE NOUVEAU SAVOIR-VIVRE

<i>Avant-Propos</i> par Alain Montandon .....	3
Alain Montandon : <i>Le nouveau savoir-vivre</i> .....	7
Marie-Claire Grassi : <i>Autour de la notion de manuel</i> .....	17
Claude-Isabelle Brelot : <i>Savoir-vivre, savoir-être : attitudes et pratiques de la noblesse française au XIX<sup>e</sup> siècle</i> .....	31
Rosalie Fisher : <i>La pédagogie de la politesse dans l'école laïque de la Troisième République</i> .....	41
J.-L. Guereña : <i>La transmission des codes sociaux dans l'espace scolaire en Espagne au XIX<sup>e</sup> siècle</i> .....	51
Serge Zenkine : <i>Être poli avec l'au-delà</i> .....	59
Sylvie Thorel-Cailleteau : <i>Dandys et orgies</i> .....	71

## Lecture

(H. de Balzac, <i>Œuvres diverses</i> , t. II, p. p. P.-G. Castex, R. Chollet, Chr. et R. Guise, Gallimard, « Bibl. de la Pléiade », 1996)	
<i>Y a-t-il un « autre » Balzac ?</i> par Stéphane Vachon .....	83

**Comptes rendus.** *Voix de l'écrivain. Mélanges offerts à Guy Sagnes*, textes recueillis par Jean-Louis Cabanès (E. Bordas) ; Alain Vaillant [éd.] ; *Ecrire/Savoir : littérature et connaissance à l'époque moderne*, (B. Leuilliot) ; Michele Hannoosh, *Painting and the Journal of Eugène Delacroix* (J. Lacoste) ; Stendhal [Vittorio del Litto éd.], *Histoire de la peinture en Italie* (B. Vouilloux) ; Fabio Vasarri, *Nominativo plurale, Letture dell'androgino romantico* (F. Franchi) ; Pierre Bayard, *Maupassant, juste avant Freud* (F. Marcoin) ; Hélène Lowe-Dupas, *Poétique de la coupure chez Charles Nodier*, (D. Sangsue) ; Marie-Jeanne Boisacq-Generet, *Tradition et modernité dans l'Histoire du Roi de Bohême et de ses sept châteaux de Charles Nodier* (D. Sangsue) ; Nathalie Vincent-Munnia, *Les Premiers Poèmes en prose : généalogie d'un genre dans la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle français* (M. Sandras) ; Chateaubriand [Jean-Claude Berchet éd.], *Atala, René, Les Aventures du dernier Abencérage* (Ph. Berthier) ; Guy Ducrey, *Corps et graphies. Poétique de la danse et de la danseuse à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle*, (M.-F. Christout) ; Antoine Bertrand, *Les Curiosités esthétiques de Robert de Montesquiou*, (M. Dottin-Orsini) ; Shinichi Saiki, *Paris dans le roman de Proust* (J. Guichardet) ; Alphonse Séché, *Contes des yeux fermés*, Postface par Alain Chévrier (I. Merello) ; Émile Zola [Jacques Noiray éd.], *Lourdes* (P.-M. Wetherill) ; « *Les Journalistes* » de Arthur Schnitzler. *Satire de la presse et des journalistes dans le théâtre allemand et autrichien contemporain*, éd. Jacques Le Rider et Renée Wentzig (F. Godeau) ; Henri-François Imbert, *Variétés beylistes* (S. Serodes) ; Claude Millet, *Victor Hugo et La Légende des siècles* (A. Spiquel) ; Daniel Compère, *Jules Verne, parcours d'une œuvre* (S. Vierende) .....

Résumés .....	123
---------------	-----

## SOMMAIRE

## N° 97 – LE FAIT DIVERS

<i>Avant-Propos</i> par Isabelle Tournier .....	3
<i>Introduction</i> par Philippe Hamon .....	7

\*

Véronique Gramfort : <i>Les crimes de Pantin : quar. l Troppmann défrayait la chronique</i> .....	17
Philippe Désormeaux : <i>Les assassins de Pierre Larousse : encyclopédisme et fait divers</i> .....	31
Noëlle Benhamou : <i>De l'influence du fait divers : les Chroniques et Contes de Maupassant</i> .....	47
Jean-Louis Cabanès : <i>Gustave Geffroy et l'apprentissage des faits divers</i> .....	59
Daniel Compère : <i>Faits divers et vulgarisation scientifique</i> .....	69
Anne-Claude Ambroise-Rendu : <i>Le suicide ou les silences de la chronique des faits divers</i> .....	77
Dominique Kalifa : <i>Faits divers en guerre (1870-1914)</i> .....	89
Jean-Pierre Bertrand : <i>Par fil spécial : à propos de Félix Fénéon</i> ....	103
Charles Grivel : <i>Rouge comme de l'encre ou noir comme le sang ? (à propos de l'ouvrage de D. Kalifa : « L'Encre et le sang »</i> .....	113

<b>Résumés</b> .....	117
----------------------	-----

<b>Comptes rendus.</b> Annarosa Poli e Emanuele Kanceff [éd.], <i>L'Italie dans l'Europe romantique</i> (M. Bertini) ; Marie-Madeleine Martinet, <i>Le Voyage d'Italie dans les littératures européennes</i> (Henriette Levillain) ; Patrizia Girolami, <i>L'Antiteodicea. Dio, Dei, Religione nello « Zibaldone » di Giacomo Leopardi</i> (H. Levillain) ; Patrice Vermeren, Victor Cousin. <i>Le jeu de la philosophie et de l'État</i> ; Juliette Grange, <i>La Philosophie d'Auguste Comte. Science, politique, religion</i> ; Auguste Comte, <i>Philosophie des sciences</i> [Juliette Grange éd.] (J. Lacoste) .....	121
--	-----

<b>Table des illustrations</b> .....	128
--------------------------------------	-----

## SOMMAIRE

## N° 98 – INFLUENCES

<i>Avant-Propos</i> par José-Luis Diaz	3
José-Luis Diaz : <i>Un siècle sous influence</i>	11
Agnès Spiquel : <i>Mesmer et l'influence</i>	33
Brigitte Diaz : <i>Henri Beyle sous influence</i>	41
Christine Planté : <i>En bateau... – Sur la navigation de la métaphore dans les poèmes d'hommage romantiques</i>	55
Pierre Laforgue : <i>Naïveté, modèle et idéal dans le Salon de 1846 de Baudelaire</i>	65
Paule Petitier : <i>L'influence ou la relation du regard dans Les Maîtres d'autrefois (1876)</i>	75
Marie-Françoise Melmoux-Montaubin : <i>La décadence, une histoire d'influences</i>	85
Alain Vaillant : <i>Conversations sous influence – Balzac, Baudelaire, Flaubert, Mallarmé</i>	97
Françoise Gaillard : <i>L'homme-foule</i>	111
<b>Résumés</b>	121
<b>Comptes rendus.</b> George Sand, <i>Une Correspondance</i> , textes réunis par Nicole Mozet (I. Naginski) ; Nicole Mozet, <i>George Sand, écrivain de romans</i> (M. Hecquet) ; Jean-Claude Caron, <i>La Nation, l'État et la démocratie en France de 1789 à 1914</i> ; Jean-Claude Caron, Michel Vernus, <i>L'Europe au XIX<sup>e</sup> siècle. Des nations aux nationalismes, 1815-1914</i> (A. Lamarre) ; Jean Lhote, <i>Les Divorcés messins sous le régime de la loi du 20 septembre 1792 (1793-1804)</i> (A. Daumard) ; Catherine Pellissier, <i>La Vie privée des notables lyonnais au XIX<sup>e</sup> siècle</i> (A. Daumard) ; <i>Bibliographie des traités de savoir-vivre Europe du Moyen Âge à nos jours, I : France, Angleterre, Allemagne ; II : Italie, Espagne, Portugal, Roumanie, Norvège, Pays tchèques et slovaque, Pologne, Alain Montandon dir. ; Les Espaces de la civilité, Alain Montandon dir. (O. Parsis-Barubé) ; Roger Bellet, Jules Vallès (H. Giaufret) ; Claudie Bernard, Le Passé recomposé. Le roman historique français du XIX<sup>e</sup> siècle (N. Wolf) ; Dolf Oehler, Le Spleen contre l'oubli, juin 1848 : Baudelaire, Flaubert, Heine, Herzen (R. Sayre) ; Artistic Relations : Literature and the Visual Arts in Nineteenth-Century France, Peter Collier et Robert Lethbridge dir. (J. Lacoste) ; Ernst Behler, Le Premier Romantisme allemand (D. Thouard) ; Norbert Jonard, Le Romantisme italien (M. Milner) ; Les Manuscrits littéraires à travers les siècles, textes réunis et présentés par Almuth Grésillon (S. Vachon) ; Lucette Finas, Le Toucher du rayon. Proust, Vautrin, Antinoüs (S. Vachon) ; Philippe Hamon, L'Ironie littéraire. Essai sur les formes de l'écriture oblique (M.-A. Voisin-Fougère) ; Alexandra Beilharz, Die Decadence und Sade. Untersuchungen zu erzählenden Texten des französischen Fin de Siècle (A. Montandon) ; Joris-Karl Huysmans, En route, p. p. Dominique Millet (J.-M. Seillan) ; Cahiers pour la littérature populaire, n° 15 (D. Compère)</i>	127
<b>Tables de l'année 1997</b>	151

## *Anschriften der Mitarbeiter*

Dr. Thomas Wirtz, Universität Würzburg, Institut für Deutsche Philologie,  
Neuere Abteilung, Am Hubland, 97074 Würzburg

Dr. Hans Dieter Schäfer, Franziskanerplatz 3, 93037 Regensburg

Maximilian Bergengruen, Barfußertor 25, 35037 Marburg

Professor Dr. Manfred Frank, Schwabstraße 51, 72074 Tübingen

Guido Naschert, Max-Reger-Str. 1, App. 4, 35392 Gießen

Peer Kösling, Drackendorfer Str. 22, 07747 Jena

Ernst Behler †

Roland Borgards, Dunantstr. 8c, 79110 Freiburg

Harald Seubert, Moritzbergstraße 85, 90482 Nürnberg

Andreas Berger, Philosophenweg 51, 72076 Tübingen

Professor Dr. Jochen Hörisch, Hostackerweg 15/1, 69198 Schriesheim

Klaus Hohlfeld, Stadtbibliothek Mannheim, N1, 68131 Mannheim

Jörn Steigerwald, Schulstr. 9, 35390 Gießen



## In eigener Sache

### Einladung zum Abonnement

Der konsequente Empirismus endigt mit Beiträgen zur Ausglei-  
chung der Miß-  
verständnisse oder mit einer Subskription auf die Wahrheit.

(Friedrich Schlegel, Athenäum-Fragment 446)

Die Wahrheit können Sie nicht subskribieren, wohl aber

ATHENÄUM  
Jahrbuch für Romantik

Abopreis: DM 42,80, Einzelverkaufspreis ab Band 2: DM 52,80.

Bitte bestellen Sie beim Verlag Ferdinand Schöningh oder bei Ihrer Buch-  
handlung.

### Hinweise für die Autoren

Bitte schicken Sie die Manuskripte an:

Verlag Ferdinand Schöningh  
Jühenplatz 1  
33098 Paderborn

Für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare können wir keine  
Gewähr übernehmen. Eine Zweitschrift oder Kopie Ihres Beitrags sollten Sie  
selbst sicher verwahren.

Die Manuskripte sollen folgendermaßen eingerichtet sein:

1. Unterstreichug bedeutet Kursivsatz, doppelte Unterstreichug gesperrter  
Satz (nur in Zitaten, nach Vorlage).

2. Im Text:

Zitate in doppelte Anführungszeichen.



Größere Zitate (mehr als 3 Zeilen) und Verse einrücken. Sie werden in kleinem Druck gesetzt; eine weitere Kennzeichnung entfällt.

Auslassungen oder eigene Zusätze im Zitat: [ ].

Hochzahlen (für Anmerkungen) ohne Klammer hinter den schließenden Anführungszeichen, und zwar vor Komma, Semikolon und Doppelpunkt, aber hinter dem Punkt.

### 3. Fußnoten:

Alle Anmerkungen fortlaufend durchnummeriert am Schluß des Manuskriptes. Hochzahlen ohne Klammer oder Punkt.

Literaturangaben in folgender Form:

#### a) Bücher

- Monographien: Vorname Zuname des Verfassers: Titel. Ort Jahr, Band, Seite.
- Editionen: Vorname Zuname (Hrsg.), Titel, Ort Jahr, Seite.

#### b) Artikel

- in Zeitschriften: Vorname Zuname des Verfassers: Titel. In: Zeitschriftentitel Bandnummer, Jahr, Seite.
- in Sammelwerken: Vorname Zuname des Verfassers: Titel. In: Titel des Sammelwerks, hg. von Vorname Zuname. Ort Jahr, Band, Seite.

Bei wiederholter Zitierung desselben Werkes: Zuname des Verfassers (Anm. XXX), S. x.

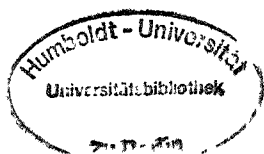
### 4. Abkürzungen:

Zeitschriftentitel u. dgl. möglichst nach dem Verzeichnis der ‚Germanistik‘ u. ä.

S. = Seite, hg. v. = herausgegeben von  
Auflagenziffer vor der Jahreszahl hochgestellt.

### 5. Korrekturen:

Der Verlag trägt die Kosten für die von der Druckerei nicht verschuldeten Korrekturen nur in beschränktem Maße und behält sich vor, den Verfassern die Mehrkosten für Autorkorrekturen zu belasten.



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)